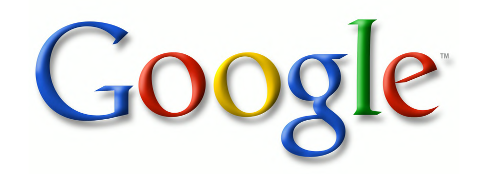
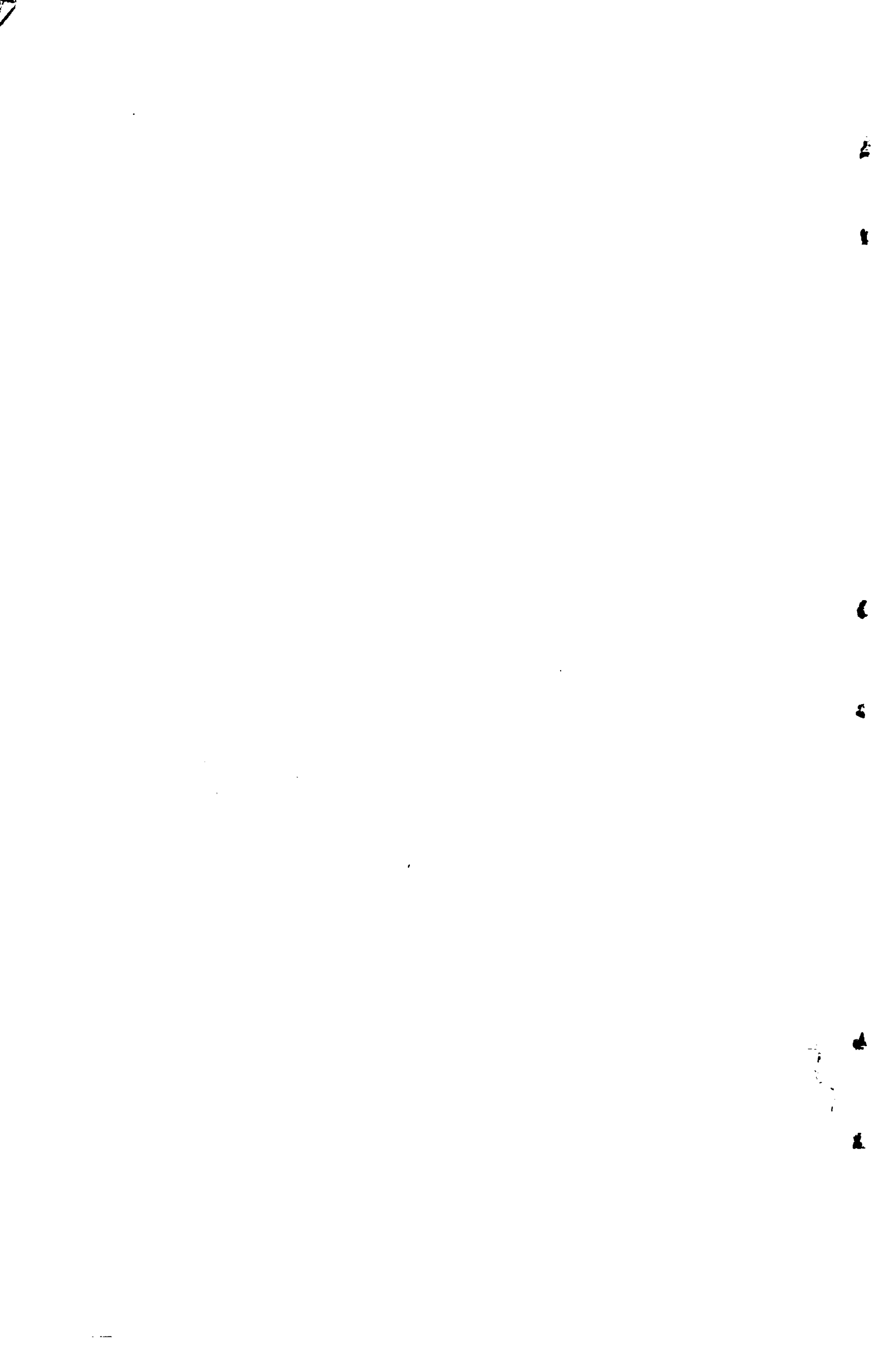
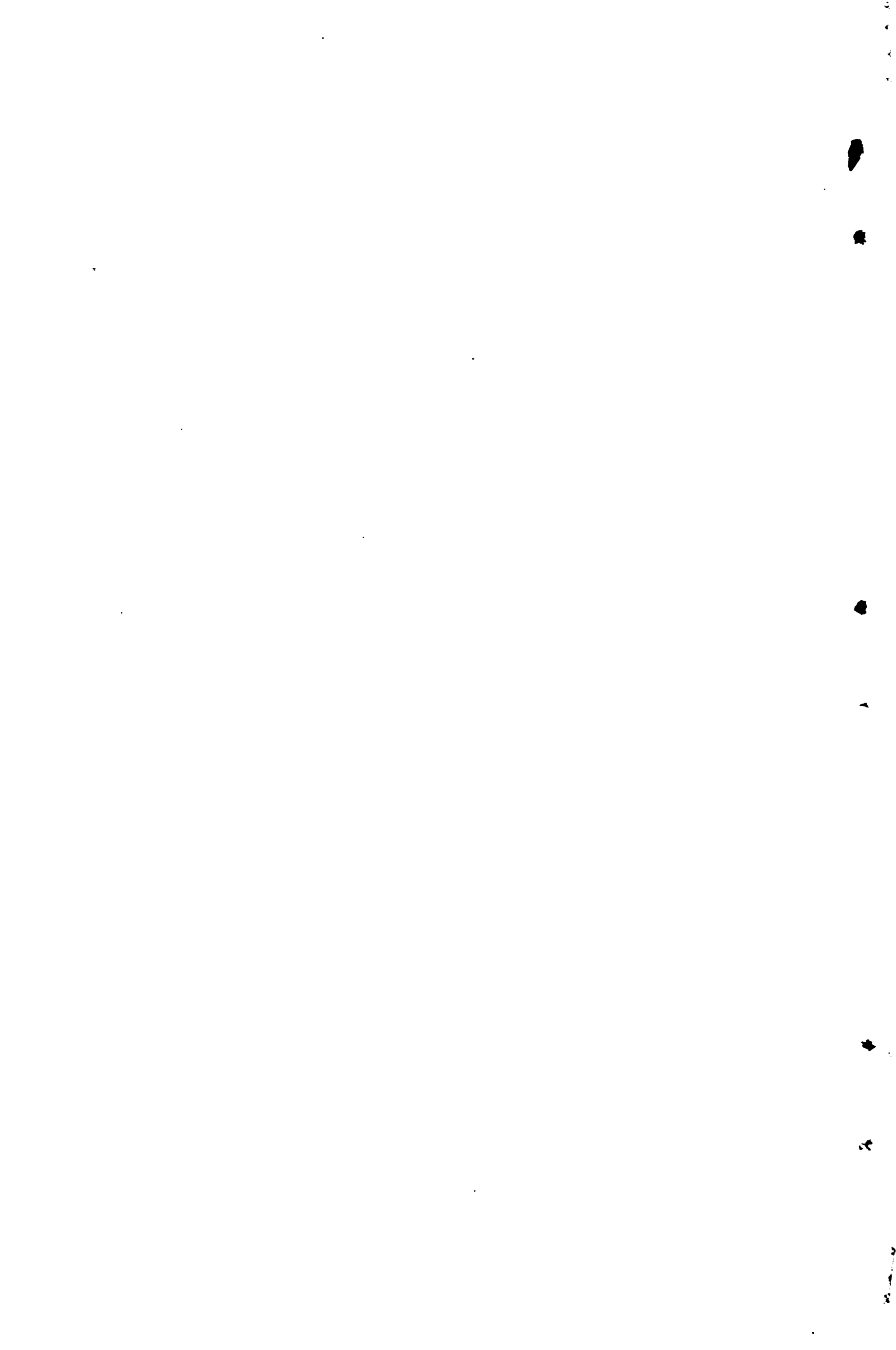



UC-NRLF
$B 169 871







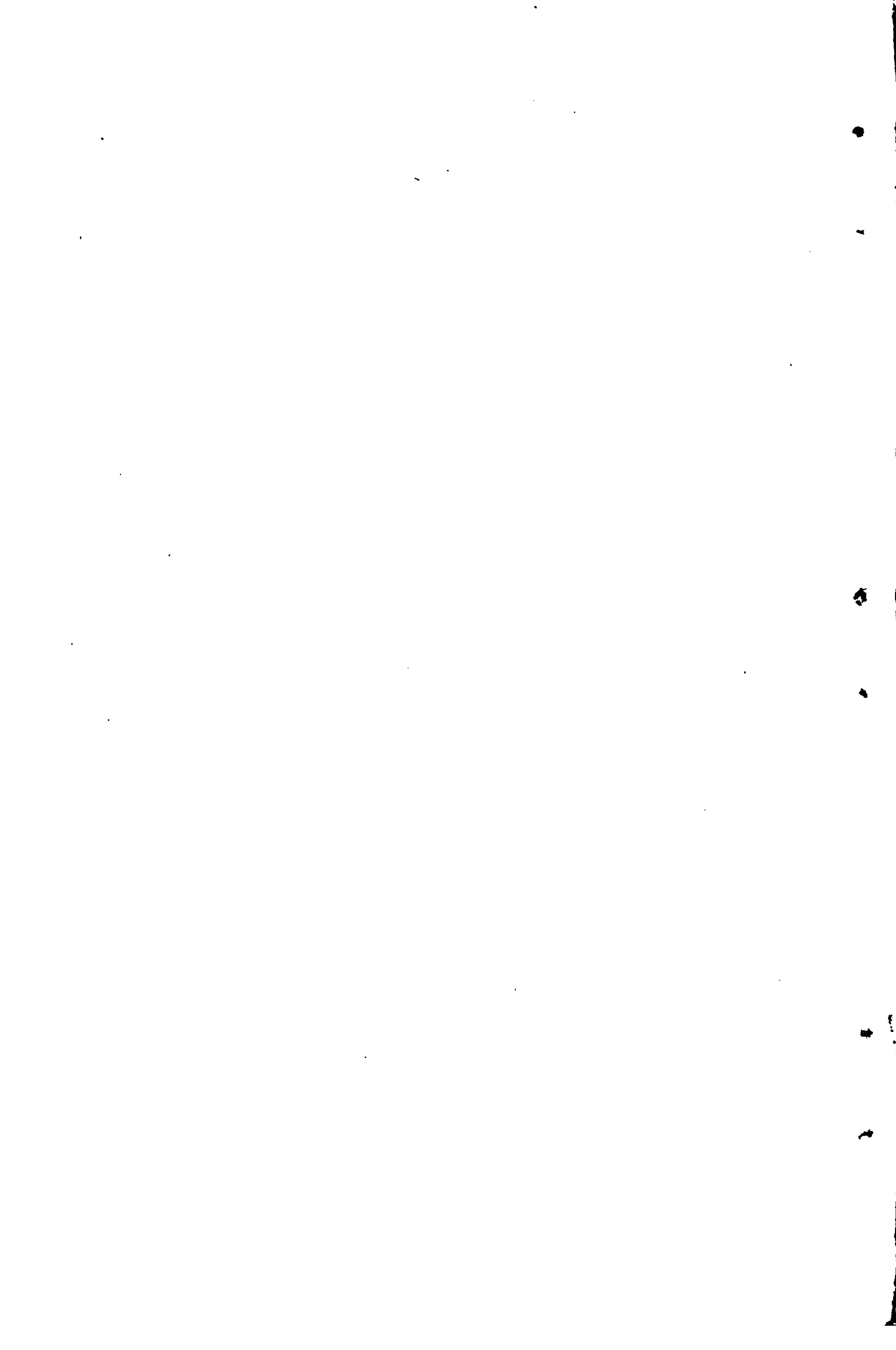
ALICE BEREND

MATTHIAS SENFS VERLÖBNIS

ROMAN

Albert Langen Verlag * München





Matthias Senfs Verlöbnis

Von Alice Berend
erschien früher
bei Albert Langen:

Die zu Kittelsrode

Roman
30. Auflage

Matthias Senfs Verlöbnis

Roman

von

Alice Berend



1. bis 20. Tausend

Albert Langen, München

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einbände von E. A. Enders, Leipzig



Erstes Kapitel

Zwei Ringe sind das Wahrzeichen der Ehe. Jeder einem der Teilnehmer passend. Doch selten von gleichem Maß.

Symbole wirken. Kein Wunder, daß es in allen Dingen des Ehestandes zwei Meinungen gibt. Jede einem der Teilnehmer passend. Doch selten von gleicher Art.

Auch der Lebensbund, dem Matthias Senf sein Dasein verdankte, machte darin keine Ausnahme.

Wenigstens nicht zu Anfang. Nicht zu der zarten Zeit, wo Matthias noch hilflos den Mächten der Vererbung preisgegeben war.

Später, als er laufen und sich selber ärgern konnte, war dies allerdings nicht mehr der Fall. Da schien es in seinem Elternhaus nur eine Meinung zu geben. Da sagte der Vater still und sanft auf alles, was die Mutter vorschlug:

„Wie du meinst, Helene."

Gewiß ein einfacher Satz. Aber auch er hatte gelernt sein wollen. Und wenn man dazu bedenkt, daß Kinder nicht immer das Äußere ihrer Eltern, oft aber ihre geheimsten Wünsche verkörpern, scheint der Ursprung von des Matthias kompliziertem Wesen nicht ganz so rätselhaft, wie es seiner kopfschüttelnden Sippschaft allezeit bleiben sollte.

Im Stachelgehege der Familie kommt selten jemand zu seinem vollen Recht. Der gleiche Vetter, der von der Tante zum Genie erklärt wird, weil er mehr Salz zur Suppe schüttet, als es Großväterchen jemals getan, kann in den Augen

des Onkels ein Idiot sein, weil er vor nachlaßfähiger Verwandtschaft zu äußern wagte, daß Geld nicht glücklich macht.

Über Matthias gingen die Meinungen so stark nicht auseinander. Man war sich einig, daß er ein Greuel war. Und zwar ein ganz aus der Familie geschlagenes.

Worüber man sich uneinig blieb, war nur die Frage, woher Matthias zu dieser Wesensart gekommen sein konnte.

Viele Jahre hindurch würzten die scharfen Debatten darüber alle Familienabende. Bei denen man sich nur beim Kommen und Gehen zu küssen pflegte.

Die Großeltern glaubten nicht an Vererbung. Die Tanten meinten, daß auch der erbbelastetste Mensch erziehbar sei. Die Mutter war überzeugt davon, daß der Charakter dem Kinde, ähnlich dem Kauwerkzeug, erst später wachse. Und der Vater sagte: „Wie du meinst, Helene."

Das war nicht unmenschlich gehandelt. Niemand ist verpflichtet, sich selber anzuklagen.

Aber die klügste Vorsicht führt nicht zur Weisheit. Auf diesem Wege kam die Familie Senf nicht hinter das Wunderwirken der Natur. Womit nicht gesagt sein soll, daß Offenheit allein die Geheimnisse des Lebens entschleiert. Möglich, daß auch die Geschichte von des Matthias Senfs Verlöbnis nicht aufzuklären vermag, ob wir unseren Charakter schon fertig in die Windeln gelegt bekommen, ob man uns ihn mit der Fülle der Ermahnungen anzuerziehen vermag, oder ob wir uns ihn am Ende selber bilden müssen.

Die Erzählung sei trotzdem gewagt. Denn die Fehler der anderen näher kennen zu lernen, ist in jedem Fall lehrreich. Ganz abgesehen davon, daß sie meist mehr Vergnügen machen, als alle eigene Tugend.

In einem Punkte hatte die Familie unfraglich recht: Mat-

thias war nicht wie die meisten. Er gehörte nicht zu der großen Akrobatenmasse, die auf der drehbar-schrägen Lebensbühne das Glück in unermüdlichen Verrenkungskünsten zu packen sucht.

Er nannte das Glück einen Kragenknopf. Da es nie zu finden sei, wenn man es suche, und uns im besten Fall im Nacken sitze.

Der Freude stand er ähnlich gegenüber. Er verglich sie einem schlechten Photographen, der die Menschen krampfhaft lächeln läßt, um Schönheit vorzutäuschen, wo keine ist.

Die Großmacht Geld aber nannte er kurzweg Kot. Er behauptete, daß es sich nur der wünschen konnte, der keines hatte. Wer es besaß, mußte es verachten. Und zwar um so heftiger, je mehr er davon auszugeben hatte.

Hier sprach er als Fachmann. Der seiner Theorie nach das größte Recht zur Geldverachtung besaß. Denn schon sein Urgroßvater hatte erkannt, daß Geld etwas Niedriges sein mußte. Er hatte es in der Tiefe eines Kohlenbergwerks gesucht. Und, was mehr war: auch zu finden gewußt. Und zwar mit der ganzen Gründlichkeit, die den Großpapas der guten alten Zeiten eigen war.

Die Verwandten der nicht erbberechtigten Nebenlinie sagten seufzend, nur wer die Tiefe der Berge zu ermessen versteht, könne die Höhe des Senfschen Vermögens berechnen.

Dieses Bergwerk hieß Helene. Und nach dieser unergründlich ewig-schaffenden Stammutter wurden alle weiblichen Mitglieder der Familie dankbar benannt. Jedes Geschlecht hat seine Tradition.

Wenn man die sanfte Dauerantwort des Matthias Vater, der als Verwandter der Nebenlinie die Großcousine gefreit hatte, von dieser Seite mit der Bergmannslaterne des

Wissenden beleuchtet, bekommen auch die schlichten Worte: „Wie du meinst, Helene," eine tiefe und würdige Bedeutung.

Von außen allein lassen sich Menschen und Worte nun einmal nicht durchschauen. Mehr als einer verrät sich mehr mit dem, was er verschweigt, als durch das, wovon er spricht.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, war es verdächtig, daß Matthias niemals auf die stärkste Großmacht, über Menschensinn schalt. Von der Liebe hörte man ihn weder im Guten noch im Bösen sprechen.

Die lieben Verwandten waren sich allerdings einig, daß daran wenig Verwunderliches wäre; sie waren überzeugt davon, daß Matthias überhaupt nicht wisse, was Liebe sei. Als Beleg dafür führten sie stets zwei bitterwahre Beispiele aus seiner Kindheit an. Nur, um erst gar nicht von alledem reden zu müssen, was sich aus seinen späteren Jahren beweisbringend dafür vorbringen ließe.

Man konnte immer wieder hören, wie Matthias, kaum daß er sprechen konnte, einem Papagei auf der Stange gelehrt hatte, laut und deutlich und immer wieder zu sagen: „Wie du meinst, Helene." Und zwar genau in dem sanften, gütigen Tonfall des Vaters.

Es war klar, zu welch unangenehmen Komplikationen das damals geführt hatte. Abgesehen von aller Blamage, die dem allseitig geschätzten Manne dadurch vor Verwandten, Bekannten und nicht zum geringsten vor den Dienstboten erwuchs, hatte das so ahnungslos ungebührliche Tier natürlich möglichst rasch aus dem Haus gebracht werden müssen. Trotzdem es ein kostbares Prachtexemplar seiner Rasse gewesen.

Papageien werden alt. Nach Jahrzehnten noch wirkte die-

ser Vorfall entrüstungsfrisch. Nur Tante Martine, die an der Gewohnheit litt, alle Familienangelegenheiten mit einem Bibelspruch zu begleiten, hatte gesagt: „Scheltet die Einfalt nicht, denn sie weiß nicht, was sie tut!"

Man zuckte dazu schweigend die Achseln. Man wußte längst, daß Tante Martine ihre Güte aus der Bibel nur herausholte, um die anderen zu ärgern. Sie gehörte der Nebenlinie an und lebte von einem Familienlegat. Lange Zeit hatte man daher mitleiderfüllt geglaubt, daß ihre biblische Belesenheit nur der Sparsamkeit entspringe. Die Bedauernswerte konnte sich kein Abonnement in der Leihbibliothek gönnen. Man hatte ihr daher zum 35. Geburtstag ein Jahresabonnement auf die älteste, bestgelegene und solideste Leihbibliothek der Reichshauptstadt geschenkt. Aber sie hatte lächelnd gesagt, daß sie nun schon zu lange gewohnt sei, auf grüner Au zu weiden und nicht mehr umlernen könne. Sie blieb dabei, alles Gedruckte, was außer der Bibel erschienen war, modernes Unkraut zu nennen, das sie verachte.

Und so hatte sie auch bei dem zweiten denkwürdigen Vorfall, der vor dem Forum der Familie des Matthias Lieblosigkeit noch heller beleuchtete, ein Bibelwort bei der Hand gehabt, das noch heute die ganze Familie in Ärgernis versetzen konnte.

Das war damals gewesen, als Karo, der große Köter, um den sich Matthias mehr kümmerte als um alle Verwandte, überfahren worden und verendet war. Das große Tier, das alle ferneren Familienangehörigen beständig umknurrt hatte, wie wenn sie rohes Fleisch wären, war gewiß entbehrlich zu nennen. Zumal in einer Kinderstube, wo alle Tiere des Weltalls in naturgetreuer Nachahmung zu finden waren. Ein Vermögen steckte in dieser Kinderstube. Trotzdem hatten

die allzu zärtlichen Eltern Matthias' den wahren Sachverhalt verschwiegen. Er sollte noch nichts von dem Dasein jenes übergewaltigen Schnitters ahnen, den allerdings der bestgeschulte Diener nicht abzuweisen vermag, wenn er Eintritt heischt.

Man hatte Matthias gesagt, daß Karo aufs Land gelaufen wäre. Zurück zu seinen Eltern. Womit man Matthias gleichzeitig aufs zartfühlendste hatte lehren wollen, daß selbst das Tier die Kindesliebe kennt und übt. Matthias hatte traurig zugehört. Dann geseufzt und gesagt: „Nun ja, Hundeeltern können springen und sicher auch mit Schwanz und Ohren wackeln."

Und dann hatte er sich erkundigt, ob Karo nun dort zuhaus bei sich auch eine englische Miß habe. Oder ob er bellen dürfe, ganz wie er wolle?

Er hatte einen ausweichenden Bescheid bekommen. Denn Helene wollte sich erst über die richtige Antwort klar werden. Über eine Auskunft, die nicht allein Matthias' Wißbegier blindlings befriedigte, sondern vor allen Dingen auch ihrer Erziehungstheorie entsprechen würde.

Zuvor aber mußte sie in die Oper fahren. Dort gab es eine besonders gerühmte Vorstellung von Wagners „Siegfried", wozu man längst für Karten vorgesorgt. Man hat auch Pflichten gegen sich selbst.

Diese Zeit der Pflichterfüllung aber nutzte Matthias, um zu verschwinden. Während ihn seine Miß schlafend im Gitterbett wähnte und vor der Lampe des Nebenzimmers einen Roman von Jerome-Jerome verschlang, wobei sie den großgezahnten Mund mit Kognakkirschen zu füllen pflegte, hatte er sich fortgeschlichen.

Kinder verfügen noch über alle natürliche List des Tieres.

So war es Matthias gelungen, unbemerkt im Nachtröckchen aus dem wohlbewachten Haus das Weite zu finden.

In der rechten Hand hielt er das Schwert, das seiner Mutter zärtliche Vorsicht aus gefahrloser Pappe für ihn hatte schmieden lassen. In der Linken trug er eine Wurst. Er hatte auch seine Lebenserfahrung. Er wußte, daß man sich angenehmer macht, wenn man ein Geschenk mitbringt. Und er wollte aufs Land, um Karo und die Seinen zu besuchen...

Die Eltern kamen aus der Oper. Noch ganz unter der Macht des eben gehörten Kunstwerkes flüsterte Frau Helene noch im Vorzimmer Betrachtungen über Siegfrieds Wesen. Sie nannte ihn einen herrlichen Knaben, glaubte aber, daß der Mutterlose bei häuslicher Erziehung noch Herrlicheres hätte vollbringen können.

Ihr Gatte flüsterte: „Wie du meinst, Helene."

Damit hatten sie das leere Kinderbett erreicht...

Frau Helene war ohnmächtig geworden. Dadurch waren ihr weitere Folgen des Schrecks erspart geblieben.

Ihr Gatte aber hatte in Lackschuhen und Gesellschaftsrock die ganze Nacht hindurch Wälder und Wiesen durchstreift und war am nächsten Tag an einer schweren Lungenentzündung erkrankt. Es kamen böse Tage, wo jeder wußte, daß sein Leben nur an einem Faden hing. Selbst das Küchenmädchen schluchzte ununterbrochen.

Auch Matthias weinte.

Nachdem man ihn wohlbehalten aus einem Heuschober gezogen, worin er nach ängstlichem Irrweg, warm und sicher versteckt, die Hälfte der Wurst verzehrt hatte und schließlich sanft und fest eingeschlafen war, hatte man ihm, um weiterer Torheit vorzubeugen, Karos Tod kraß mitgeteilt. Man hatte nicht Zeit zu zarter Verschleierung gehabt, denn

alle Gedanken kreisten um des Fieberkranken Pflege. Außerdem war die Mutter zu allem anderen Schrecken durch die Gewißheit, daß ihrem Knaben, der bisher nur Kinderkost, zart gewiegt und geschabt kennen gelernt hatte, ein halbes Pfund geknoblauchter Knackwurst sehr gut bekommen war, aus allen Erziehungstheorien gestürzt.

Matthias weinte. Jeder der vielen Krankenbesucher ging einmal durchs Kinderzimmer und strich dem Kinde, das morgen schon vaterlos sein konnte, zartfühlend über den Kopf.

Bis es verriet, was in ihm steckte.

Am Tage, wo des Vaters Krankheit zur Krisis und gottlob zur guten Wendung gekommen war, hatte er sich an den Arzt geschlichen. Er, der sonst nur durch einen Blick auf die Rute zu zwingen gewesen war, dem Onkel Doktor die Hand zu geben, hatte sich ganz nah an ihn herangewagt, ihn am Rockzipfel gezupft und gefragt, ob er nicht, wenn er den Vater totgemacht habe, den Karo dafür lebendig machen könne.

Der Herr Geheimrat befreite seinen Rockzipfel und sagte nur: „Oh! Oh, was für ein Kind in solchem Haus!" Und eilte über den Perserläufer hinaus.

Zu dem Verwandtenkreis aber äußerte er, daß er, obwohl er schon mit achtzehn Jahren Leichen seziert habe, noch nie einen solchen Schauder empfunden habe, als bei dieser Kindesfrage.

Die Verwandten vermochten ihm dieses nachzufühlen. Besonders die von der Nebenlinie.

Nur Tante Martine hatte sich auch diesmal nicht ihrer Bibelgüte enthalten können.

Sie hatte den Widerspenstigen zu streicheln versucht und

ihm gesagt: „Da droben, mein Kind, wirst du auch deinen Karo einmal wiedersehen." —

Darüber hatte sich Matthias' Mutter Helene über alle Maßen geärgert. Trotzdem sie selber sagte, daß sie in diesen Tagen kaum wisse, wo ihr der Kopf stände und daß sie die Vorsehung nicht mehr begriff, die ihr zu gleicher Zeit die Krankheit des Gatten, die Entlassung der Miß und das unbegreifliche Benehmen ihres einzigen Kindes auf einmal auflud.

Aber so viel wußte sie doch noch, daß niemand, auch keiner aus der nächsten Verwandtschaft, ihrem Kinde das Paradies als Zoologischen Garten hinzustellen brauchte.

Einige Tage lang hatte man ernstlich daran gedacht, der Tante Martine das Familienlegat zu entziehen. Auch die Bibel hat ihre Grenzen...

Zweites Kapitel

Das waren so Erinnerungen, wie man sie in jeder guten Familie zu hegen pflegt. Besonders an Mitglieder, die sich um ihre Verwandtschaft überhaupt nicht zu kümmern belieben. Die sich den Anschein geben möchten, als wären sie wie eine einzelne hohe Sonnenblume, ohne jeden Anhang, mitten aus dem Erdboden gestiegen.

Auch so einer war Matthias.

Jetzt, als kaum Dreißiger, lebte er schon vollkommen für sich. Er besaß in dem westlichsten und vornehmsten Teil der Großstadt seine eigene Wohnung, seinen eigenen Diener, seine eigenen Bekannten und seinen ganz besonderen Geschmack.

Nur einen eigenen Beruf besaß er nicht. Obwohl er Phi-

losophie studiert und sein Examen, das er zum Verdruß der Familie leichter genommen, als ein anderer einen Hühneraugenschnitt, glänzend bestanden hatte und sich nun vornehm „Herr Doktor" nennen konnte. Er hatte den Beruf allerdings nicht nötig. Denn genau nach dem bürgerlichen Naturgesetz, daß, wo viel ist, sicher noch mehr dazu kommt, hatte der steinalte Onkel Ferdinand gerade Matthias, der sich nie um ihn gekümmert hatte, zum Erben seines großen Vermögens eingesetzt, das er schließlich doch zurücklassen mußte. Obwohl die Hälfte der Familie schon gewettet hatte, daß er sie alle miteinander überleben würde.

So nannte das Adreßbuch den schlanken, jungen und eleganten Matthias Senf schwerfällig gediegen: Privatier.

Aber es gibt Nebenberufe. Besonders für Privatiers.

Selbst die Familie erkannte willig an, daß es etwas gab, worin ihr Verwandter Matthias ihnen allen überlegen war. Das war in der Kunst des Sich-ärgern-könnens. Hier schlug er fraglos alle Rekorde. Auf diesem Gebiete schien er ganz eigene, besondere Kunstgriffe zu besitzen. Sie sicherten ihm zu, daß ihm nichts entging, was irgendwie Ärger machen konnte. Selbst der selige Onkel Ferdinand, dessen Erbe Matthias nicht nur in Hinsicht des Geldes geworden, war gegen diesen ein Stümper gewesen. Obwohl er sich 91 Jahre lang geärgert hatte, daß die Sonne mittags gelb und abends rot aussah.

Dieses Verdienst gestand man Matthias unverhohlen zu. Ohne Neid. Aber nicht ohne Bedauern. Denn man war nicht herzlos.

Helene sagte stolz, daß Matthias auf jedem Gebiet Hervorragendes geleistet hätte.

Und dachte dabei mit Wehmut daran, wie sie einmal ge-

hofft hatte, daß Matthias ein Musiker, ein ganz berühmter, werden würde.

Denn er war nur wenige Stunden nach einem erhebenden Konzertbesuch zur Welt gekommen, und sein erster Schrei hatte seine Mutter an das hohe, wundervolle C des berühmtesten Tenors der Welt erinnert.

„Wie du meinst, Helene," hatte ihr Gatte damals zum erstenmal geflüstert. Während er gerührt zwischen Bett und Wiege kniete.

Ihm war die Hauptsache gewesen, daß es ein Junge war...

Drittes Kapitel

Vieles kommt anders. Zumal bei Ahnungen.

Gewiß hätte Frau Helene auch recht haben können. Denn früh übt sich, was ein Meister werden will und sicher muß Kunst vor allem selbst erlebt sein.

Gerade dieser Grund jedoch rechtfertigt auch die Annahme der Verwandten. Nämlich, daß schon dieser erste Schrei des Matthias dem Ärger gegolten. Daß er ein Zeichen des Verdrusses gewesen, über die unleugbaren Unbequemlichkeiten des Zurweltkommens.

Genau ist natürlich nicht mehr festzustellen, wann sich Matthias das erstemal in seinem Leben geärgert. Immerhin läßt es sich durch nichts widerlegen, wenn Matthias selber, diesen Termin viel weiter, längst vor den Tag seiner Geburt, zurückverlegt. In jene Stunden, wo sich seine werdenden Eltern über seinen künftigen Rufnamen beratend stritten und sich für den Namen Matthias entschieden. War es zu

begreifen, daß man drei unbequeme Silben wählen konnte, wo drei einfache Buchstaben denselben Zweck erfüllen würden? Warum nannte man ihn nicht einfach Max? Das wäre schnell gelernt und schnell geschrieben gewesen. Matthias dagegen würde zeitlebens zu orthographischen Irrtümern führen. Er sah es deutlich voraus, so wenig er noch vom Leben verstand.

Kinder sind immer gescheiter als ihre Eltern. Aber die Weisheit der Natur verhindert diese Nachkommen, zu zeitig aussprechen zu lassen, was ihnen später die gute Erziehung glücklicherweise zu sagen verbietet.

Matthias konnte also in dieser Angelegenheit, so wichtig sie auch für ihn war, keinerlei Einwendungen machen und hatte früh genug begreifen können, daß Ärger selten Selbstzweck hat. Aber in Seidensocken aufgewachsen, hatte er bis heute nicht gelernt, aus Zweckgründen zu denken. Er kümmerte sich nie, ob etwas nützlich oder praktisch sei. Schön sollte es sein. Glattweg schön. Und sonst nichts. Unmögliches zu verlangen, kann natürlich nur Ärger und Verdruß zur Folge haben.

So kam sogar der Tag, wo selbst die gläubige Tante Martine diese abnorme Lebensanschauung verzagt an Matthias' Wesen merkte. Er hatte ihr zu ihrem sechzigsten Geburtstag einen Morgenrock aus schwerem dunkelroten Königssamt gebracht. In der Tasche des Gewandes, seidengefüttert und mit Brokat verziert, hatte ein beglaubigtes Schreiben gesteckt, woraus zu ersehen war, daß das Original dieses Rockes von Ludwig dem Vierzehnten selbst bei Regierungsgeschäften getragen und in einer anderen, ebenso getreuen wie der vorliegenden Kopie, Richard Wagner aller Vermutung nach den Nibelungenring komponiert habe.

Tante Martine pflegte im Haus in einem ausgewaschenen Rock zu walten, den eine weite Jacke ungehemmt überschlotterte. Aus braungewürfelten Wollstoff und besetzt mit den schwarzen Samtknöpfen, die von dem Sonntagskleid ihrer längst ruhenden Mutter herstammten, war dieses Kleidungsstück nach Tante Martines Meinung nicht nur molliger als irgend sonst etwas auf der Welt, sondern durch Form und Farbenzusammenstellung auch unübertrefflich praktisch.

Aus diesem Gewand heraus sah sie jetzt mit Grauen auf das prunkvoll ausgebreitete Samtgebilde.

Darin sollte sie ihre Suppe auf den Herd stellen? Die Bratäpfel aus der Röhre holen? Brokat am Ärmel? Und bei den Taschen? Und am reichlichsten oben um den Kropf herum?

Was zuviel ist, ist zuviel. Man soll einem geschenkten Gaul nicht ins Maul sehen, aber Tante Martine konnte nicht hindern, daß etwas in ihr raunte, daß sie für das Geld, das hierfür ausgegeben war, gewiß ein halbes Jahr Mietzins gehabt hätte.

Indessen rannte Matthias mit kurzen, schnellen Schritten in dem mit altem, sorgsam gepflegten Hausrat vollgepfropften Zimmer auf und nieder und erklärte Tante Martine, daß der bescheidenste Mensch verpflichtet sei, so viel Schönheit aus sich herauszuziehen, als ihm irgend möglich sei. Wo keine mehr herauszuholen sei, müsse sie von außen kommen. Das wäre nur recht und billig.

Bei billig fiel Tante Martine teuer ein.

Ihr Blick ging wieder auf das samtne Prunkstück. Sie seufzte laut.

„Der Mensch bewegt sich ganz von selbst anders in Samt und Seide," sagte Matthias gleichzeitig.

„Immerhin," wandte die Tante zögernd ein. „Dergleichen schickte sich gewiß für einen Ludwig den Vierzehnten, vielleicht auch für den berühmten Wagner, aber meine anspruchslose Wenigkeit — — ich bin zufrieden, wenn ich nur Gott gefalle."

Matthias unterbrach sie hastig.

„Falsche Bescheidenheit!" rief er in glücklichem Eifer des Gebenden. „Jene Männer hatten solchen Aufputz weniger nötig als du — —"

Und nun setzte er Martinen weiter auseinander, daß es gerade Frauen in gewissen Jahren als heiligste Menschenpflicht ansehen sollten, ihr Äußeres zu verschönern, also auf die vorteilhafteste Weise zu verbergen.

Der Geist regiert den Körper.

Matthias wußte nicht, daß er bei seinen Worten die Nase rümpfte und es mit großem Geschick verstand, Tante Martines karierte Unförmigkeit mit keinem Blicke zu streifen.

Aber Martine, die ihn von der Seite betrachtete, bemerkte es wohl. Und irgend woher fühlte sie es deutlich, daß sie und ihr solider, molliger Rock mit Mutters unverwüstlichen Knöpfen dem schnellen, eleganten Herrchen die Erinnerung an alle Hexen seiner Kindermärchen zurückrief.

Gerade für ein frommes Gemüt konnte dies kein freudiger Gedanke sein.

Drum sagte Martine, auch diesmal weniger sanft, daß in ihrer Bibel, die wohl nicht schlechter sei als irgendeine andere, wenn sie auch nicht in Leder gepunzt und mit einem silbernen Vorlegeschloß aufgeputzt wäre, nichts davon stände, daß die Menschen durchaus schön sein sollten. Gut sollten sie sein. Innerlich schön. Wie sie außen wären, ginge Gott gar nichts an.

„Aber die Menschen," brauste Matthias auf. Und befahl Tante Martinen noch einmal, in heftigster Weise, schön zu sein.

Tante Martine strich sich in frommer Beherrschung über ihr spärliches, aber sorgsam festgeglättetes Haar, das sich am Hinterkopf als graugrüner Rattenschwanz, schlicht und ordentlich zusammenringelte, und sagte, daß in den meisten Fällen nur die Sünde schön sei. Aber sie wäre gegen seine Lebensanschauung machtlos. Darüber werde er sich einmal selber mit Gott dem Herrn auseinandersetzen müssen.

Damit war sie in die Küche gegangen. — —

Matthias aber hatte auch von diesem wohlüberlegten, gutgemeinten Geschenk nur Ärger und Verdruß gehabt.

Allerdings hätte er, wenn er sich nicht von allen Familienfeiern fern hielte, am Nachmittage hören können, daß es ein anzuerkennendes Kunststück sei, der bescheidenen, bedürftigen Tante Martine etwas zu schenken, was sie absolut nicht brauchen konnte. Erfindungsgabe war ihm nicht abzusprechen.

Aber wer sich von den Seinen beständig zurückhält, kommt um manchen Trost. Um manche Belehrung. Selbst um die einfachste. Daß man nämlich die Menschen verbrauchen muß, wie sie sind und nicht, wie man sie haben möchte — —

Viertes Kapitel

Es ist ein großes Hindernis im menschlichen Verkehr, daß man die guten Eigenschaften immer von den andern verlangt.

Daher ist das Familienleben auch lange nicht so leicht, wie es aussieht, wenn man am Tage vor den sauber aufgesteckten

2*

Gardinen, oder am Abend an den behaglich beleuchteten Fenstern vorübergeht.

Frau Helene kam recht verstimmt von der sechzigsten Geburtstagsfeier Tante Martines heim.

Sie war fünfzig und Matthias dreißig, und beide hatten die Bevormundung der Familie kaum noch nötig. Aber man fühlt sich verantwortlich für seine Kinder. In dieser Hinsicht gibt es keine Altersgrenze. Allen Gesetzen zum Trotz. Und wenn Helenes Mutterliebe auch hier gern eine Entschuldigung gefunden hätte, sie mußte es zugeben: diesen Krönungsmantel der Tante Martine als Schlafrock zu bringen, war der Gipfel des Unverstands.

Das Betrüblichste dabei war, daß sie niemanden hatte, mit dem sie dergleichen Bekümmernisse teilen konnte. Denn seit ihr Gatte, der wohl der nächste dazu gewesen wäre, an Ischias litt, hatte er sich, je weiter Leben und Leiden vorschritten, sein angenehmes: „Wie du meinst, Helene!" mehr und mehr abgewöhnt.

Alter und Jugend haben vieles gemeinsam.

Der alte Herr Senf hatte wieder seine eigene Ansicht. Und das war meist eine andere.

Auch jetzt, als sich das Ehepaar beim Abendtisch gegenübersaß, und Frau Helene bei Räucherlachs und Rührei ihrer neuesten Verdrießlichkeit Ausdruck zu geben bestrebt war, hoffte sie vergeblich auf Verständnis.

Während sie erzählte und nicht verhehlte, daß sie Matthias' Brokatgeschenk zur Bemäntelung eines altgewohnten Familienkropfs für museumsreif halte, zählte ihr Gatte sorgsam zwanzig Tropfen von Lehmanns Lebensbalsam in ein Glas Mineralwasser. In seinen Mienen lag nichts als die Beun-

ruhigung, daß es sich am Ende auch mit der Rente von einigen Hunderttausend nicht ewig werde leben lassen.

„Zwanzig," sagte er triumphierend und trank den Balsam.

„Und sonst?" fragte Helene pikiert.

„Jeder hat seine Sorgen," sagte er ausweichend, denn genau wußte er nicht, was heute wieder der Grund der fälligen Klage war. Nachdenklich fügte er hinzu, daß ein Freund von der Börse von einem noch neueren und wirksameren Mittel, als Lehmanns Lebensbalsam, gesprochen habe.

„Kurpfuscherei!" rief Frau Helene gereizt und versuchte, das Gespräch wieder auf Matthias zurückzulenken.

Herr Senf aber folgte nicht dieser Wendung. Er wiederholte das Wort: „Kurpfuscherei", um dann zu fragen, ob Helene glaube, daß ihre so hochgeschätzten Magenpillen vom lieben Gott selber gedreht würden.

Helene schloß mitten im Wort, und fragte hastig: „Wie kommst du darauf? Findest du, daß ich nicht wohl aussehe?"

„Ich wünschte, ich sähe so aus," rief ihr Gatte und verzog das Gesicht zu einer schmerzhaften Grimasse. Er hatte sich in seinem Unmut dazu hinreißen lassen, das Ischiasgebiet unvorbereitet zu bewegen. Dann fragte er besorgt, ob sein Äußeres sie auf solche Gedanken gebracht und beschwor sie, ihm offen zu sagen, daß er krank und hinfällig aussähe.

Helenes Aufmerksamkeit war jetzt einem Schälchen voll Joghurt zugewandt, in das sie mit Hingebung verzuckerten Zimt stäubte. Ohne aufzusehen, sagte sie, daß ihr Gatte blühend aussähe. Wenn sie nicht so genau wüßte, daß er volle zehn Jahr älter sei als sie, würde sie es nicht glauben.

Senf sah eine Weile neidisch zu, wie seine bessere Hälfte dieses alle Bakterien vernichtende Milchgericht mit dem angenehmen Bewußtsein, etwas Gutes zu tun, langsam auszu-

löffeln begann. Nicht weil er es nicht auch hätte haben können. Aber er war nicht imstande, diesen vergorenen Brei zu schlucken. So traurig er es fand, daß von kleinen Geschmacksnuancen die Dauer eines behaglichen Lebens abhängen sollte.

Erst nach einer Weile sagte er daher: „Ich weiß nicht, warum du mir bei jeder Mahlzeit mein Alter vorwirfst. Wenn man einen dreißigjährigen Sohn hat, braucht man kein Kind mehr zu sein."

Helene sagte, daß sie ihm wohl alle die langen Ehejahre hindurch bewiesen habe, daß sie nichts Unmögliches von ihm verlange. Aber — sie machte nicht nur mit dem silbernen Löffelchen, sondern mit dem ganzen Gespräch eine geschickte Schwenkung — deshalb wäre es wohl nicht zuviel verlangt, daß er noch an den Taten seines einzigen Sohnes Anteil nehmen solle. Man müsse doch einmal nachdenken, wo Matthias mit seinem sonderlichen Wesen eigentlich hinauswolle.

Herr Senf war gerade damit beschäftigt, vierzig Jodtropfen in ein Glas Madeira zu träufeln. Erst nachdem er sich auf diese Weise wieder einmal gegen alle Verkalkung geschützt zu haben glaubte, sagte er, daß die Hauptsache wäre, daß Matthias wisse, wo hinaus er wolle. Einen Dreißigjährigen könne man nicht mehr am Wickelband führen.

Helene unterbrach ihn und sagte, daß vom Wickelband gar nicht die Rede sei. Daß sie jedoch recht gut wisse, wo hinaus er wieder mit seiner Anspielung wolle.

Ihr Gatte trank mit sanften Schlucken die köstliche Gesundheitsmischung herunter und widersprach mit keinem Wort. Es war ihm nichts Neues, daß Helene früher und auch besser wußte, was er sagen wollte, als er selber.

In langer Ehe wiederholt sich manches.

Diesmal ahnte sogar auch Herr Senf, was Helene sagen

würde. Sie würde nun wettbar sicher erklären, daß ihr mit dem Wickelband nichts weiter vorgeworfen werden sollte, als daß sie allein die Schuld an Matthias' hartnäckigem Verlangen nach Schönheit trage. Nicht durch Vererbung. Aber durch Erziehung. Schon in seine Windeln hatte sie künstlerisch gestaltete Monogramme sticken lassen. Der Schwan in seinem ersten Badetuch war von dem Direktor des Kunstgewerbemuseums entworfen worden. Seinen ersten Soldaten hatte ein Bildhauer geformt, dessen übrige Werke in der Nationalgalerie zu sehen waren.

„Früh krümmt sich, was ein Häkchen werden will", hatte Herr Senf einmal nach Aufzählung dieser Tatsachen seiner Gattin vorgeworfen. Es war ihm nie vergessen worden.

Mit der ehernen Pünktlichkeit ewig wiederkehrender Naturereignisse sagte Helene, daß sich ihr lieber Gatte die Mühe des Mundöffnens für diesmal sparen könne. Sie wisse genauer, als ihr lieb sei, was er sagen wolle: „Die Windeln wären an allem schuld, der Schwan und der stilisierte Bleisoldat und —"

Als Herr Senf einzuwenden versuchte, daß er lange nicht so nachtragend wäre wie sie, rief Helene kurzweg: „Pscht! Ich weiß, was ich weiß, und sogar noch einiges mehr."

Und mit der restlosen Offenheit einer langjährigen Ehefrau belehrte sie Herrn Senf, daß nur in seiner eigenen Unduldsamkeit die Ursache zu Matthias' weltverbesserndem Wesen zu suchen sei.

Herr Senf war eigentlich stolz auf seinen Sohn. Er sah also keine Beleidigung in dieser Feststellung.

Da der gute Ton es jedoch verlangt, ebensowenig zu zeigen, wenn man geschmeichelt ist, wie wenn man sich beleidigt fühlt, so schwieg er.

Schweigen ist Auffassungssache.

Nach einer Weile der Ungeduld, in der nur das goldglänzende Pendel der statiösen Standuhr seine massiven, vollwertigen Minuten laut und selbstgefällig abgestoßen hatte, sagte Helene: „Du bist natürlich wieder beleidigt. Aber ein angstvolles Mutterherz kann nicht jedes Wort auf die Wagschale legen."

Just in diesem Moment muckte Herrn Senfs Ischiasnerv auf, und nur einen halben Augenblick später hatte Herr Senf geschrien, daß ihm alle vollen Mutterherzen gestohlen bleiben könnten.

Frau Helene schluchzte auf. Diskret, denn der Diener hantierte im Nebenzimmer, aber doch schmerzdurchwetzt.

„Das ist es," flüsterte sie bewegt. „Euch fehlt die Achtung vorm echten Weibe. Jedesmal, wenn ich zu Matthias komme, steht eine andere pikante Person auf seinem Schreibtisch. In breitem Rahmen und unter Kristallglas. Und, was noch schlimmer ist, seit einiger Zeit steckt immer noch die gleiche Person im Rahmen. Soviel ich hinzusehen wage: im Trikot und mit einem Pudel. Also eine Art Löwenbändigerin. Das ist sein Umgang. Das findet dein Sohn schön. Solide Ehrbarkeit jedoch, ohne die auch bei den Bestbegüterten kein Lebensglück möglich ist, verspottet er."

„Und wer soll dieses Lebensglück sein?" unterbrach sie Herr Senf. Denn er wußte, daß Helene nicht redete, wenn sie nicht etwas damit sagen wollte.

„Unsere liebe Nichte Betty," rief Helene mit einem Nachdruck, als ob Herr Senf, schon ehe er den Namen gehört, eine Einwendung gemacht hätte.

Herr Senf aber erwiderte gar nichts darauf. Er nahm nur einen Zug aus seiner nikotinfreien Zigarre. Das war alles.

Aber wenn er glaubte, Helene damit zu ärgern, so irrte er sich. Ohne mit der Wimper zu zucken, belehrte sie ihn, daß Betty das Mädchen aus guter Familie wäre, wie es sein sollte. Nicht auffallend schön, aber auch nicht häßlich. Gebildet und doch nicht affektiert. Taktvoll und doch aus dem berechtigten Gefühl einer sicheren und ungewöhnlich großen Mitgift heraus weltgewandt und resolut im Auftreten.

„Außerdem schielt sie," sagte Herr Senf, dem Gedächtnis der Gattin höflich nachhelfend.

Helene stieß ein spöttisches Lachen hervor. Dann sagte sie, daß es mehr als lächerlich wäre, eine aparte Eigenart derartig grob zu benennen. Zumal in einer Zeit, wo gerade die sogenannten hübschen Mädchen aus purer Koketterie die Augen noch ganz anders zu verdrehen beliebten.

Herr Senf bemerkte darauf, daß er in diesen Dingen leider kein Fachmann sei. Noch heute wäre er zu bescheiden, um sich eine besondere Schöne genau anzusehen. Er würde nur allzugern zugeben können, daß des Matthias unbezähmbare Gier nach Schönheit von ihm ererbt sei. Aber der Wahrheit die Ehre. Allezeit. Er hatte sich zeitlebens auf dem Mittelweg gehalten. Einem wirklich verführerischen, ja nur besonders reizenden Persönchen hätte er sich nie zu nähern gewagt.

Man muß nicht zu viel auf einmal sagen wollen.

Eigentlich hatte Herr Senf nur wieder die Gelegenheit zu benutzen gesucht, um sein schönstes Jugenderlebnis zu vertuschen. Was man selber denkt, traut man auch anderen zu. Weil er es selbst nicht vergessen konnte, fürchtete er noch heut bei jedem Gespräch, das auch nur von weitem Amors blumigen Bezirk streifte, daß es Helene herauswittern könnte, daß Marietta, die einst so gefeierte Serpentintänzerin, mit

drei Prozent an ihrer Mitgift beteiligt gewesen. Für außerordentliche Verdienste um Herrn Senfs Junggesellenzeit. Marietta aber war nicht nur hübsch, sie war entzückend gewesen. Von oben bis unten und ringsherum.

Herr Senf schnalzte laut auf und bekam vor Schreck einen Hustenanfall.

Aber Frau Helene klopfte ihn nicht auf den Rücken, wie sie das in glücklicheren Augenblicken getan hätte.

Auch sie dachte leider in diesem Augenblick nur an sich. Sie faßte es durchaus nicht als Huldigung auf, daß sich ihr Gatte zeitlebens niemand Reizendem genähert habe.

War sie vielleicht ein Monstrum?

Dreimal hintereinander fragte sie es ihn. Aber ehe er noch etwas zu ihrer oder doch wenigstens zu seiner eigenen Beschönigung hätte vorbringen können, hatte sie das Zimmer verlassen und sich damit für heute vom Eheleben zurückgezogen.

Herr Senf blieb nachdenklich sitzen. Seine Gedanken waren jetzt nur bei seiner Gattin. Waren es auch noch, als er langsam die Patiencekarten zu mischen begann.

Mit ehrlicher Bewunderung erkannte er es an, daß Helene noch immer an jedem Abend dieser langen, glücklichen Ehe ein neues Motiv zu solchem temperamentvollen Abgang fand.

Auch die Hochachtung für seine Gattin war also keineswegs erloschen...

Fünftes Kapitel

Wenn sich die Frauen jedem so resolut zeigten, wie dem eigenen Ehemann gegenüber, das Amazonenheer wäre fertig. Aber zum Glück oder Unglück — die schließlich nur eine

Frage des Geschmacks sind — ist dies selten der Fall. Schon dem erwachsenen Sohn bringen sie meist bedeutend weniger Widerstand und Entschlossenheit entgegen.

Auch Frau Helene erwachte am anderen Morgen mit zögernden Entschlüssen. Sie wußte nicht genau, ob sie es geträumt hatte oder ob sie selber darauf gekommen war, daß die Nebenlinie über den prächtigen Schlafrock natürlich nur darum aufgebracht gewesen, weil keiner von ihnen imstande war, ein auch nur annähernd so kostbares Geschenk zu machen. Sie dachte also heute mit anderem Empfinden an Matthias. Der Junge war vollkommen im Recht. Er hatte nicht nötig, praktische Geschenke zu machen.

Außerdem leuchtete herrliches Frühlingswetter. Unvermutet, von einem Tag zum anderen war es warm, sonnengoldig und heiter geworden. Frau Helene hatte die Fenster öffnen lassen. Sie fühlte sich froh und zufrieden. Ihr neues Frühlingskostüm wartete seit drei Wochen im Schrank. Es war hellgrau und kurzröckig und nach Aussage des erstklassigen Schneiders würde sie jeder darin für ihre eigene Tochter halten, wenn sie eine solche gehabt hätte.

Helene trällerte sogar bei der Kinn- und Nasenmassage, und ein wenig Verdrießlichkeit schlich sich erst ein, als ihr Gatte an die Tür klopfte und gleich darauf in seinem ungarisch verschnürten Hausrock eintrat. Sie wollte heute an nichts Unangenehmes erinnert werden.

Das sagte sie ihm auch, ohne viel Umstände zu machen, sofort nach dem Morgengruß.

Sie wünschte weder von Ischias, nach Medikamenten, noch von Erziehungskünsten etwas zu erfahren. Und am allerwenigsten wollte sie schon am frühen Vormittag Monstrum gescholten werden.

Wieder wußte sie im voraus, daß Herr Senf hier widersprechen würde, um zu behaupten, daß er sie niemals so genannt habe. Aber sie duldete keine Zwischenrede. Sie wünschte nicht das geringste Verstimmende zu erfahren. Sie wollte den Frühlingstag genießen und sich so jung fühlen, wie sie Gott sei Dank noch aussah. Trotzdem sie seiner Meinung nach ein Monstrum sei.

Es blieb Herrn Senf nichts anderes übrig, als sich zu verabschieden, um bald darauf im Auto ins Bureau zu fahren.

Erst wenn das Auto wieder zurück kam, begann Helenes eigentlicher Tag, den sie bis dahin mittels Telephon, in Besorgungen und Bekannte zu parzellieren pflegte. Nachdem sie sich heute bei der Modistin, dem Schuhmacher und dem Zahnarzt vorgemeldet hatte, läutete sie bei Matthias an. Es war jetzt zwölf Uhr, und der Frühaufsteher würde von seinem üblichen Morgenspaziergang zurückgekehrt sein.

Zuerst meldete sich natürlich sein Diener Melchior. Sein Name war Frau Helene ein beständiges Ärgernis. Ihrer maßgebenden Ansicht nach gab es überhaupt nur drei vollwertige Dienernamen: Karl, Franz und Fritz. Wer anders hieß in diesem Stande, hatte sich umnennen zu lassen oder sollte Hirtenjunge oder Schornsteinfeger werden. Es war lächerlich, einen Menschen in eine hochherrschaftliche Livree zu stecken, um ihn vor jedem Besuch anstandslos: „Melchior“ zu rufen. Als ob man einen Stallschweizer in Diensten habe. Aber über solche Dinge ließ sich mit Matthias nicht reden. Wenigstens verschob Frau Helene solche Aussprachen stets von einem Zusammensein zum anderen...

Melchior sagte, daß der junge Herr soeben zurückgekehrt sei. Gleich darauf hörte Frau Helene erfreut ihres Matthias' weiche, nonchalante Stimme.

Ohne sonderliche Erregung fragte Matthias, was Mamachen wünsche.

Helene fragte, ob er zu Mittag kommen wolle, um bei seinen Eltern die ersten Erdbeeren des Jahres zu essen.

Matthias bedauerte die Unausführbarkeit ihres Wunsches; er hatte schon gestern abend die ersten Erdbeeren vorgesetzt bekommen.

„So, so," sagte Helene, „bei wem denn, mein Jungchen, wenn man fragen darf?"

Hier zeigte sich, wie schon oft bei ähnlichen Fragen, daß Matthias' Fernsprecher plötzlich eine schlechte Akustik hatte. Matthias mußte ganz etwas anderes verstanden haben, denn er antwortete, daß die Erdbeeren aus Holland und vorzüglich gewesen.

Helene sagte nun, daß sie eigentlich die Absicht gehabt hätte, ihn mit der kleinen Betty zu einer Autofahrt durch die Frühlingspracht abzuholen.

Matthias fand die Idee an sich reizend, nur hatte er leider den heutigen Tag schon ganz und gar vergeben.

Frau Helene schlug vor, die geplante Ausfahrt fest für morgen zu verabreden.

Matthias meinte, daß das Wetter im Frühling noch zu veränderlich sei, um von einem Tag zum anderen etwas vorausbestimmen zu können.

„Aber schön ist er, der Frühling, was, mein Junge?" rief nun Helene, die Matthias gern zeigte, daß sie seinem Schönheitssinn nicht fern stände.

„Gewiß, Mama," sagte Matthias höflich. „Wünschst du sonst noch etwas?"

„Ja," rief Helene. „Was mir gerade so nebenbei einfällt: hast du eigentlich etwas gegen Betty?"

„Was soll man gegen Betty haben können?“ antwortete Matthias.

„Wirklich nicht? Gegen seine Mutter kann man doch aufrichtig sein, mein Junge,“ rief Frau Helene eifrig zurück.

„Aber ich bitte dich, Mamachen,“ antwortete Matthias.

„Du glaubst nicht, wie glücklich mich deine Worte machen, mein Junge,“ erwiderte die Mutter. „Bleib nur gesund und genieße den süßen Lenztag! Übrigens, mein Herz, mit wem, sagtest du doch, bist du verabredet?“

Wieder funktionierte das Telephon ganz miserabel.

Matthias sagte: „Danke schön, Mamachen. Also ich werde bald von mir hören lassen.“ Und hielt das Gespräch für beendet.

Helene war es auch so zufrieden. Gerade weil sie sich heute so jung fühlte, wie sie auszusehen glaubte, erinnerte sie sich daran, daß, wenn man jemandem gut ist, man nichts gegen ihn hat. Also würde es umgekehrt wohl ebenso sein: Gegen wen man nichts einzuwenden hatte, dem war man gut. Wie schön der Frühling war!

Als sie im Auto unter den hellgrünen Bäumen in dem tadellos sitzenden Frühjahrskleid über den glatten Asphalt glitt, kamen ihr beinahe eigene Verse in den Sinn. „Wie's Mailüfterl schwingt sich mein Auto dahin,“ flüsterte sie lächelnd in die laue Luft. Und wieder wunderte sie sich einen Augenblick lang, daß Matthias kein großer Künstler geworden. An ihr hatte es jedenfalls nicht gelegen. Aber nun winkte ihm wenigstens ein normales Glück. Er würde nicht mehr von einem Tag zum anderen die größten Weltreisen unternehmen. So daß man wochenlang ohne Nachricht blieb. An Bettys Seite würde sein schlafender Familiensinn wieder erwachen. Wie würde ihr Mutterherz aufatmen, wenn sie ihn sich erst

Stunde für Stunde mit einem so reinen Wesen wie Betty zusammen denken konnte. Das von all den unappetitlichen Liebesangelegenheiten nichts anderes wußte, als was sie von ihrem hochgebildeten Gatten erfuhr. Kurzum, wenn er ein Wesen zur Seite haben würde, das sittsam war bis in die Zehenspitzen. Aber ihm dafür ein Heim schaffen würde, dem keine Art von Komfort fehlen sollte. Wer erst in beständiger Behaglichkeit lebt, sehnt sich nicht mehr nach undefinierbaren Schönheiten.

„Wie's Mailüfterl schwingt sich mein Auto dahin," summte Helene aufs neue. Diesmal sogar nach einer eigenen Melodie.

Mutterglück war stets die Quelle aller Kunst.

Sechstes Kapitel

Matthias war weniger freudig gelaunt als sein Mamachen. Allerdings dachte er auch nicht an Betty.

Er war verstimmt. Wenn auch aus keinem gewöhnlichen Grund. Die Ursache seiner Mißlaune war, daß ihm etwas im Sinn lag, an dem durchaus kein Ärgernis herauszufinden gewesen. Etwas, das dem Äußeren nach sogar den Eindruck eines vollkommen Gelungenen gemacht hatte. So lächerlich sich auch ein weitgereister und erfahrener Mann bei solchem Gedanken vorkommen mußte.

Aber die Tatsache war nicht zu leugnen.

Trotzdem sich Matthias diesen Morgen gesagt hatte, daß sein gewohnter, stiller Weg, zwischen den bunten Fichtenstämmen bis hinunter zur silbrigen Havel, heute schöner sein

müsse als je, hatte ihn seine Laune durch die fliedergewürzte, laue Luft in das Gewühl der staubigen Straßen und der drängenden Menschen getrieben.

Eine Zigarette an der andern anzündend, war er von Straße zu Straße gewandert, von einer Ecke um die andere gebogen. Überall lag Sonne. Alle Mienen schienen einen heitern Schein von ihr geborgt zu haben. Das Rollen der Räder, das Geschwirr der Stimmen, der Schall von tausend eilenden Schritten, das Klingeln der Bahnen, die Schreie der Autohupen und das Jubelgezirp der Spatzen schien zum Rhythmus einer gewaltigen Melodie abgestimmt. Matthias liebte die Großstadt. Wo in jedem Augenblick vielhundert neue Sachen geschehn. Wo es keinen Stillstand gibt. Aber er liebte nicht blind. Er fand, trotz dieser Zuneigung, genug, das ihm vor Ärger das Blut ins Gesicht trieb. Wenn er aus seinem eigenen Gedankenkreis heraustrat und zusah, wo er lieber weit davon hätte wegsehen sollen, verstummte der Rhythmus, und die Wut begann zu hämmern. Dann mußte er sich gewaltsam zwingen, nicht mitten auf dem Potsdamer Platz: „Halt" zu rufen, um in lauter Rede diesem blindlings vorwärtsjagenden Plebs seine himmelschreienden Geschmacklosigkeiten klarzulegen.

War es dringend nötig, daß sie die Fassaden ihrer Häuser, hinter denen sie mit viel mehr Mühe als Freude blitzschnell dahinlebten, mit sinnlosem Schnirkel und Schnörkel garniert haben mußten? Als wären sie Geburtstagstorten für kleine Kinder? Mußten die pompöseren sogar, wie hochzeitliche Baumkuchen, mit Spitzen, Zacken und Türmen die Luft durchstechen? Wie wenn der Himmel ein akkurat dafür geschaffenes Nadelkissen wär? Wenn sie sich einmal Zeit nehmen würden, in das reine Blau des Äthers zu schauen

oder dem Wunderbau der Wolken ein wenig nachzublicken, würden sich ihre Augen vielleicht auch daran stoßen. Aber in diese Verlegenheit brachten sie sich nicht. Den Himmel überließen sie den Türmen, Wetterfahnen und den wenigen Narren, die anders waren als sie.

Mußten sie Automobile haben, die zur Hälfte krapprot und zur Hälfte grellgrün lackiert waren? Ahnten sie nicht, daß es ein Unterschied war, ob ein Ding als Mohnblume oder als Kraftwagen funktionieren sollte? Hatten sie überhaupt Sinn für die Geheimnisse der Farben und der einfachsten Blumen?

Man könnte es beinahe vermuten, denn der lebhafte, weitgedehnte Verkehrsplatz war mit farbenstrotzenden Blumenkörben wie eingezäunt. Durch allen Lärm und Staub hindurch duftete aus ihnen der buntgewirkte Frühling, der draußen vor der Stadt mit aller Kraft lebendig geworden war und sich hier drinnen wenigstens in jedem Ziergärtchen zu strecken und zu dehnen suchte. Wie aber, wenn man sich diesem, in Körben eingefangenen Frühlingsflor zu nähern wagte? Da waltete kein Ceres davor. Cerberusse bewachten diese heitersten Produkte der Schöpfung. Weibliche Wesen, gegen die Tante Martine, selbst ohne Brokatschlafrock, noch eine Schönheit zu nennen gewesen wäre. Statt Himmelstau tropfte es aus dicken, roten Nasen in die wehrlosen Blumenkelche. Sollte es in einer so großen Stadt wirklich nicht genug Rotunden geben, um auch diesen Geschöpfen ihr gewiß wohlverdientes Brot zu verschaffen? Aber auf angemessenere und weniger auffällige Weise? War es in dieser Riesenstadt nicht möglich, auch nur eine junge, lächelnde Blumenverkäuferin aufzutreiben? Oder verstieß das gegen die gute Sitte? Duldete man es nicht, daß der gute Ehemann, der seiner Gattin heute einen Strauß bringen wollte, weil er gestern abend

zu spät nach Haus kam, bei diesem Werk der Pflicht einen lächelnden Blick mit hübschen Augen tauschte?

Maiglöckchen, Flieder, Veilchen, Rosen! Es war Musik, wenn junger Mädchen Lippen diese Namen riefen.

Aber wie Besen, die über Kehrichthaufen fuhren, schlurften welke Wulstlippen diese Wunderworte durchs Straßengewühl. Und jeder nahm das hin, als müsse das so sein. Was der Schutzmann erlaubte, konnte nichts Schlimmes sein. Die Schönheit verstand man nur, wenn man sie für zehn Pfennig auf Ansichtskarten kaufte. Die kostenlose Harmonie schlug man an jeder Ecke dreimal tot.

Die besten Reden sind die, die nicht gehalten werden.

Mit fest zusammengekniffenen Lippen ging Matthias schon das drittemal um den weiten, übersonnten Platz. Seine großen, grauen Augen leuchteten hell und verlangend auf, wenn sie auf eine, in blinder Ahnungslosigkeit, besonders herrlich geratene Farbenzusammenstellung fielen. Und verfinsterten sich gewitterdunkel, wenn sie zusehen mußten, wie unsaubere, derbe Hände in die unschuldsvolle Pracht griffen, um die leichten, blühenden Stiele fest zusammenzukuppeln. Mit speichelfeuchten Bastfäden, die bis zu diesem Augenblick zwischen Zahnlücken, wie an rostigen Nägeln, hingen.

Er hätte viele von diesen Blumen kaufen mögen. Alle. Aber auf diese Weise war er außerstande, auch nur für zehn Pfennig Veilchen zu erhandeln. Er blieb vor dem Schaufenster eines Hofgärtners stehen. Hier standen die Blumen allerdings tadellos, wie Salondamen da. Sie hatten Stickereimanschetten und Seidenschleifen, sie schienen gewaschen und gekämmt. Stacheln und Dornen waren abgefeilt, wie die Fingernägel gepflegter Hände. Sie waren Matthias erst recht zuwider. Sie schienen das ewige Wahrzeichen aller Familien-

festlichkeiten zu sein. Sie erinnerten ihn an das Spottgelächter einer vollen Schulklasse. Das ihm gegolten, weil er in Quarta noch nicht gewußt, daß Rosen Dornen haben. Zu Haus bei ihm hatte man der Natur auch hierbei wohlwollend nachgeholfen. Da hatte das Personal die Dornen zu entfernen gehabt, bevor die Rosen in die kristallenen Vasen durften. In den besseren Familien gab es nur Rosen ohne Dornen. Da war schön nicht gut genug. Schöner war besser. Er haßte den Komparativ und noch mehr die Superlative, mit denen diese besseren Familien so verschwenderisch umgingen, wie mit Semmelkrumen.

Dabei war ihm merkwürdigerweise Melinda eingefallen. Obwohl er sie längst nicht mehr für einen Superlativ hielt. Eigentlich nie dafür genommen hatte.

An einem feuchtkalten, nordischen Winterabend hatte ihn das Geglitzer ihrer blanken, scharfblauen Augen einen Augenblick lang an die schimmernde Grotte in Neapels heißer Bucht erinnert. Daraus war für Melinda eine jahrelange Versorgung geworden. Obgleich Matthias selten Laune hatte, mit Melinda beisammen zu sein. Am besten an ihr gefiel ihm, daß sie hauptsächlich als Ansichtskarte bei ihm verkehrte. Sie war fast immer auf Reisen. Mit Trapez und Pudel, die beide zu ihrem Beruf gehörten. Sie rechnete sich zu den Künstlern und behauptete, die einzige Tochter der einst so vielgeschätzten Serpentintänzerin Marietta zu sein. Aber da ihre berühmte Frau Mama im Sommer noch in den gemütlicheren Badeorten, zu kleinen Preisen, auftrat, durfte Melinda sie einstweilen erst Tante nennen.

Das war Melinda, die Matthias aus müder Gleichgültigkeit Woche auf Woche auf seinem Schreibtisch unter Glas hütete. Mitsamt dem Pudel, der Bobby hieß und ebenfalls

3*

einen nachweisbar vornehmen Stammbaum hatte. Seine Mutter war sogar auf der New Yorker Pudelausstellung mit einer Goldmedaille ausgezeichnet worden.

Matthias trat in den Blumenladen und bestellte für zwanzig Mark Rosen für Melinda und eine weiße Lordgardenie für Bobbys Halsband. Das waren beide so gewohnt. Sie hatten in allem ihren festen Geschmack. Im Schokoladengeschäft kamen für Melinda nur Kognakkirschen und für Bobby nur türkisches Nugat in Betracht. So kannte Matthias in allen Artikeln beider Wünsche aufs genaueste. Überraschungen gab es nicht mehr.

Gewohnheit ist eine bequeme Sache. Ein Heilmittel gegen alle suchende Unruhe. Matthias aber war ein Feind jeder Arznei.

Darum gähnte er jetzt schon bei dem Gedanken an Melinda. Um Melindas willen hätte es nicht in allen Ecken betäubend Frühling zu werden brauchen.

Gerade, als er sich diese Wahrheit vormurrte, summte es neben ihm: „Maiglöckchen, Veilchen, Flieder, Rosen!"

Lieblich und jung war die Stimme. Und nun sah Matthias den anscheinend so wohlgeratenen Gegenstand, der ihm diesen ganzen, ersten Frühlingstag mit unnützen Gedanken durchqueren sollte.

Es war ein junges Mädchen am Arm einer Freundin. Die Gefährtin war klein und breithüftig, wie es immer die Begleiterinnen von hübschen Mädchen waren. Matthias hatte oft genug darüber nachgedacht, ob die Häßlichen bei dieser Wahl aus blinder Putzsucht handelten und die Schönen aus angeborener Grausamkeitslust, oder ob auch diese Konstellation nichts anders wollte, als Schönheit mit Häßlichkeit zu überschatten.

Matthias gab sich Mühe, die Schattenseite zu übersehen. Er richtete seine Blicke durch die Sonnenhelle, scharf und nicht ohne Staunen, auf die hohe Blondine, die jetzt zum zweitenmal die sanfte Melodie der Blumennamen ins Gesurr der Straße schwirren ließ.

Die Farben ihres blühenden Gesichtes waren nicht wie die Lieblichkeit Melindas aus Paris bezogen. Die kleinen, feingeformten Ohren glichen den rosenen Muscheln, die er am weißen, warmen Sandstrand der Adria gesammelt und stundenlang in seinen hohlen Händen durch das Gebraus der Brandung hatte klirren lassen.

Die goldenen Haare bogten sich, wie durchsonnte Wellen, um Stirn und Schläfe. Sie wußten nichts von der starren Drechslung der glühenden Friseurzange, bei der feiner Empfindenden sofort der Geruch gesengter Gänsehaut in die Nase brenzelte.

Das Hütchen darauf saß weder so schräg auf einem Ohr, daß man sich mit eiserner Energie beherrschen mußte, es nicht mit einem kräftigen Ruck ins Gleichgewicht zu bringen, noch vibrierte es wie der Deckel auf einem Kochtopf. Es paßte zu Kopf und Gestalt, wie die Blätter zu einer Blume.

Die Nase war weder einer von diesen winzigen Knöpfen, deren kleines Format die Besitzerinnen zeitlebens verpflichten, beständig kindlich zu lächeln, noch hackte sie als Adlerschnabel in die Frühlingsluft. Nicht einmal zu den Spitznasen gehörte sie, die jungen Gesichtern etwas reizvoll Kühnes geben würden, wenn man nicht wüßte, daß sie später das typische Abzeichen jener Hausfrauen werden, die eine Flasche Selters nicht nur auf eine ganze Tischrunde zu verteilen verstehen, sondern auch beim jedesmaligen Eingießen aus der möglichst

wenig geöffneten Flasche angstvoll zittern, daß etwas Kohlensäure ungenutzt, glattweg ins Weltall, verduften könnte.

Siebentes Kapitel

Im Gegenteil. Matthias wußte, daß man gerade durch Irrtum am meisten lernt. Daher wünschte er im Augenblick nichts weiter, als die Gelegenheit, sich aufs nachdrücklichste davon überzeugen zu können, daß auch jene Blondine nicht vollkommener wäre, als die Menge ihrer Mitschwestern.

Er saß an seinem Schreibtisch und hatte Bergsons Philosophie, auf Bütten gedruckt, vor sich aufgeschlagen. Aber auch die eleganten Weisheiten des geschmeidigen Franzosen genügten nicht seinem Lerntrieb. Außerdem störten ihn die stockenden Töne eines Klaviers, die durch das geöffnete Fenster, auf den Wellen der schwül gewordenen Frühlingsluft, hereinfluteten. Irgendein Kind mußte sich, statt fröhlich durchs Grün springen zu können, mit dem Gebet aus Webers „Freischütz" auseinandersetzen. Ob sich solch Komponist wohl klar ist, was für ein Unglück er anrichtet, wenn er die Welt mit einer Melodie beschenkt, die durch ihre leichte Spielbarkeit in die Klavierschulen aller Zeiten aufgenommen wird?

„Leise, leise, fromme Weise" mühten sich die ungeübten kleinen Hände unentwegt weiter. Jedesmal fiel das „fromme" einen halben Ton zu hoch aus. Konnte man das dem unschuldigen Kinde übelnehmen? Aber gräßlich war es trotzdem. Matthias fühlte, wenn er noch lange hier sitzen blieb, würde er die tollsten Zahnschmerzen bekommen.

Er ließ sich von Melchior den Bergson auf den zur anderen Seite gelegenen Balkon tragen. Hier war es still. Die fil-

zigen Blätter der englischen Pelargonien dufteten kühlend herb.

Matthias sah durch das noch spärliche, hellgrüne Laub gerade in ein Starennest hinein. Geduldig saß die Starin und brütete. Ohne auch nur einmal den Kopf zu wenden, übte sie in der Mittagsschwüle ihre Ewigkeitspflicht der Vervielfältigung. Während der Star ziemlich eindeutig am Gartenzaun mit einer jüngeren Starin zirpte, die noch mit keinen Nestsorgen beschwert zu sein schien. Es ist in allen Ehen des großen Schöpfungsreiches das gleiche: Pflichterfüllung ist geteilter Genuß...

Mitten in diesem Starengezeter — denn nun zwitscherte plötzlich auch die Nesthockerin, wahrscheinlich eine wütende Gardinenpredigt, durch die Büsche — erinnerte sich Matthias des Bildnisses einer blonden Madonna. Sie war, statt des üblichen Heiligenscheins, nur mit der Krone des eigenen Haares geschmückt. Und das Kind, das sie in den Falten des leuchtend blauen Mantels trug, hielt in der geballten Faust ein blütenumwundenes Kreuz. Sie war weder von Holbein noch Dürer, noch konnte die Blonde das Werk eines Italieners sein. Nach drei ergebnislosen Zigaretten eilte Matthias in seine Bibliothek und begann in seinen Kunstblättern zu kramen. Er fand auch hier nicht, was er suchte. Aber immerhin wurde er so angeregt, daß ihn Klavier und Star nicht mehr störten. Besonders fesselte ihn eine, ihm ganz in Vergessenheit geratene, mädchenhafte Madonna von Ittenbach. Auch sie war goldenblond.

Aus ihrem Anblick störte ihn Melchior, der seinen Herrn zu erinnern kam, daß es Mittagszeit sei. Zu diesem Recht hatte er eine Generalerlaubnis. Denn Matthias liebte es nicht, zu unrechter Zeit ins Restaurant zu kommen. In der

üblichen Tischzeit hatten Gäste und Kellner mit sich selbst zu tun. In den anderen Stunden, wo nur Vereinzelte in dem noch einmal so groß scheinenden und mit Saucenduft durchtränkten Raume saßen, war jeder Hinzukommende das Zerstreuungsobjekt der sich gelangweilt in den Zähnen Stochernden. Dafür war sich Matthias zu schade. Er befahl Melchior, die Kunstblätter unberührt liegen zu lassen, und ging.

Melchior war seinem Herrn treu ergeben. Die Hände fest auf dem Rücken, betrachtete er die verstreut umherliegenden Blätter. Er glaubte dem immer wiederkehrenden Mißmut seines Herrn näher gekommen zu sein. Hübsche Frauen hatte es auch in dem Junggesellenheim seines früheren Gebieters gegeben. Aber alle mit Kinderchen auf dem Arm?! Das ging über den Spaß.

Selbst auf die Gefahr hin, sich einem tüchtigen Verweis auszusetzen, packte er die Bilder schleunigst zusammen. — —

Indessen studierte Matthias die Speisekarte. Obschon er wußte, daß ihm damit nicht viel neue Weisheit beschert werden konnte. Er speiste in diesem Lokal Tag für Tag. Doch was ihn hierher zog, war nicht der Koch, denn über alles, was man nicht sieht, kann man sich Illusionen machen, sondern der Kellner. Er glaubte in ihm eine seltene Abart seines Berufes entdeckt zu haben. Er hatte ihn noch nie die Daumen in Suppe und Sauce baden, und die Serviette nicht einmal bei plötzlichem Bedarf als Schnupftuch gebrauchen gesehen. Außerdem war er kahl, konnte also nicht mit dem Überfluß seines Scheitels ungebeten die Speisen vermehren, ebensowenig beim Aufzählen der empfehlenswertesten Tagesgerichte nachdenklich in den Locken wühlen. Zu allem diesem hatte er anscheinend saubere Fingerspitzen, an denen sich nicht einmal am kleinen Finger der Rechten jener kokette, über-

lange Nagel ins Weltall spreizte, von dem man mit Gewißheit annehmen konnte, daß er in den Mußestunden als Ohrlöffel verwendet wurde.

Das waren Vorzüge, die durchaus nicht mit hohen Preisen, mit Silberbesteck und echtem Porzellan verbunden zu sein brauchten. Die natürlichsten Forderungen sind keineswegs allein durch Geld zu befriedigen...

Gerade an diese Komplikation des Daseins knüpften sich Frau Helenes größte Hoffnungen auf eine baldige Eheschließung ihres Sohnes. Ein Mann, der selbst in einem Restaurant, wo die höchsten Herrschaften inkognito soupierten, Messer und Gabel vor dem Gebrauch noch einmal eigenhändig überpolierte, gehörte in ein eigenes Heim...

Matthias überputzte gerade seinen Suppenlöffel, als er Gesellschaft bekam. Sein Bekannter, Günther Trettin, war eigens hergekommen, um ihm beim Essen Gesellschaft zu leisten.

Gegensätze ziehen sich an. Trettin hatte so viel Schulden, wie Matthias Vermögen. Er war zwar der Vertreter einer amerikanischen Automobilfirma und hatte ein Einkommen, groß wie Amerika. Nur strebte es mit Motorkraft von ihm fort. Er fand die Welt schön in jedem Winkel und ließ sie sich von niemand verekeln. Nicht einmal von seinen Gläubigern. Er sah nicht den Kellner, sondern das Beefsteak. Er fand jede Frau unter vierzig fehlerlos in dem Augenblick, wo sie ihn anlächelte. Es dünkte ihn das Natürlichste von der Welt, daß Blumenfrauen alt werden. Alles Irdische war vergänglich. Die Schnörkel einer Häuserfront störten ihn wenig, wenn drinnen Fahrstuhl, Zentralheizung und alle sonstige Bequemlichkeit war. Er sagte: „Was geht mich die Außen-

seite an, mein Lieber? Ich bin doch keine Fliege, die an der Wand lang kriecht."

Sein starker, dunkelblonder Schnurrbart glänzte stets, wie noch angefeuchtet von einem gerade geleerten Glase vorzüglichen Weins. Er war doppelt so breit als der schlanke, hohe Matthias und saß mit seinen Reiterschenkeln überall wie im Sattel.

Die neue Frühlingsluft hatte ihn in die feudalste Laune gebracht.

„Junge, Junge, ist das ein Wetter," stieß er hervor, während seine blanken Blicke über die Speisekarte jagten.

„Wie beliebt?" fragte Matthias steif.

Seiner Ansicht nach war die erste Pflicht eines Freundes, nicht zu intim zu werden.

„Ein Tag, geschaffen für Erdbeerbowlen im Abendschein. Mit einer Blonden oder auch einer Brünetten. Letzteres muß man dem Zufall überlassen," fuhr Herr Trettin fort und bestellte sich eine doppelte Portion Edelkrebse. Denn er sah nicht ein, warum er Matthias Senfs robusten Geldbeutel übertrieben schonungsvoll hätte behandeln sollen.

Matthias zerteilte eine Forelle. Er suchte stets Speisen, die dem Gaumen kein Andenken zurückließen.

Über die Nahrung der Gedanken ist man leider weniger sein eigener Herr. Die Worte: blond und Zufall hatten Matthias sofort wieder auf den Weg von heute vormittag gebracht. Matthias begriff nicht, daß er dies merkwürdige und liebe blonde Wesen aus den Augen hatte verlieren können. Zumal er sich deutlich erinnerte, daß die Hände, die nach den Blumen gegriffen hatten, weiß und schlank, mit prachtvoll zugespitzten Fingern gestaltet waren. Oder verwechselte er dies mit irgendeinem der Madonnenbildnisse?

Trettin war gewohnt, daß ihre Tischunterhaltung darin bestand, daß er sprach und Matthias schwieg. Das hatten solche überbesonnenen Menschen nun einmal so an sich. Aber schließlich sah er sich Matthias doch von der Seite an.

„Man sollte glauben, Sie haben etwas verloren, lieber Senf," sagte er, während er einen Krebs zwischen den Zähnen zerknackte.

Er war nicht aufgeregt um die Antwort. Er war überzeugt davon, daß Matthias entweder wieder einer reizvollen Mädchenerscheinung begegnet sein würde, die allen guten Willen der Schöpfung zunichte gemacht, weil sie die Füße einwärts setzte wie eine Gans, oder daß er wieder einmal an aller weiblichen Würde überhaupt zweifelte, weil er eine Blütenzarte am Arm eines Fettwanstes gesehen. Das Mitgefühl dafür riß Trettin nicht um. Im Gegenteil, er glaubte sich nichts Besseres wünschen zu können als Senfs Sorgen.

Er nickte darum zufrieden, als Matthias nach einer Weile sagte, daß er etwas verloren habe, das ihm auch der ehrlichste Finder nicht wiederbringen könnte: einen gescheiten Augenblick.

Trettin antwortete, daß daran sicher nichts zu bedauern sei, da nur die dummen Augenblicke Vergnügen machten.

Statt einer Antwort sagte Matthias nach einer Weile, daß es doch etwas Mystisches sei, daß man das Bild einer Person, die auf einen Augenblick zufällig unseren Weg gekreuzt, fortwährend vor Augen haben könne, ob man wolle oder nicht.

Trettin fand darin nichts Mystisches, sondern etwas höchst Natürliches. Wenn er einem seiner Gläubiger begegnete, wurde er die Vision dieser Visage den ganzen Tag nicht mehr los.

Matthias räusperte sich und erklärte dann, daß ihm bei

diesen Worten das Erlebnis seines besten Freundes im Sinn gelegen. Dieser wäre einem Mädchen begegnet, das ihn durch eine, selten an einen einzigen Menschen verschwendete, Vollkommenheit so gefesselt habe, daß er fühlte, dieses Geschöpf wiedersehen zu müssen, koste es, was es wolle.

Trettin wußte, daß jeder selber sein bester Freund.

Er räusperte sich daher gleichfalls vor seiner Rede und sagte dann, daß der gute Freund froh sein solle, seine Illusionen behalten zu dürfen. Bei einem Wiedersehen würde er, aller Wahrscheinlichkeit nach, herausfinden, daß die Vollkommene geistlos, seelenarm, kokett oder rechthaberisch sei, wenn sie am Ende nicht sogar lispelte.

„Das alles ist ausgeschlossen," rief Matthias heftig.

Trettin hielt im Kauen inne, obwohl sein Beefsteak vorzüglich war. Er schätzte im stillen Matthias Senfs Mäkelsucht. Er hielt sie für die Waffe, die dem Zartempfindenden vom Schicksal mitgegeben. Denn die Unabhängigkeit, jederzeit heiraten zu können, hielt er für eine beständige Lebensgefahr.

Er sagte, daß Matthias den guten Freund doch aus eigenen Erlebnissen eines Besseren hätte belehren können. Galt Melinda nicht einen Augenblick lang als der Gipfel aller Natürlichkeit? Und hatte man nicht schon am anderen Tag herausgefunden, daß das Natürlichste an ihr der dressierte Pudel sei?

Matthias lächelte und sagte, Melinda wäre ein Durchschnittsirrtum. Das Erlebnis des heutigen Morgens aber, das ihm sein Freund aufs genaueste geschildert, sei aller Bestimmtheit nach als ganz etwas anderes anzusehen. Es sei begreiflich, daß man die beinahe unauffindbar geglaubte Möglichkeit eines wirklich liebenswerten Wesens nicht taten=

los dahinnehmen könne. Außerdem sähe er im Zufall die verhüllte Notwendigkeit.

Trettin war boshaft genug, zu fragen, wer dem Zufall diese innere Würde zumute. Der Freund oder Herr Senf selbst?

„Wir beide," antwortete Matthias bestimmt.

Trettin bewunderte diese Einstimmigkeit und meinte, daß der Freund wohl weiter auf die verhüllte Notwendigkeit warten müsse, falls er sich nicht einem Detektiv anvertrauen wolle.

Die letzten Worte hatte er gedankenlos hingeschwatzt, denn er verzehrte jetzt ein Omelette mit Rum und war ganz bei der Sache.

Es war also entschuldbar, daß er, als Matthias hastig fragte, ob er ihm ernstlich dazu raten würde, an das ihm Nächstliegende dachte und mit gefüllten Backen antwortete, daß er dies mit bestem Gewissen könne. Auch als sich Matthias Senf wunderte, daß er als Kavalier ihm dergleichen vorschlage, argte er noch nichts Tieferes und erwiderte, daß sich über den Geschmack nicht streiten lasse.

So unterhielten sie sich noch eine Weile ganz vorzüglich, ehe sie bemerkten, daß der eine vom Omelette und der andere vom Detektiv sprach.

Das ist das Geheimnis feiner Konversation: nur das aus den Worten herauszuhorchen, was man hören will...

Aber bevor man sich trennte, hatte Matthias in seiner silberbeschlagenen Saffiantasche, wo aus geradezu fahrlässiger Nachlässigkeit Melinda mit dem Pudel weiter lächelte, die Adresse des Herrn von Priskow. Von dem Trettin behauptete, daß er einen Floh zurückbrächte, der Unter den Linden

im Illuminationsgedränge eines Kaisergeburtstags entsprungen sei...

Achtes Kapitel

Lob reizt zum Widerspruch. Matthias zweifelte stark an der Möglichkeit solch übertriebener Findergabe. Aber da er nicht zu den Menschen gehörte, die ungesehen verdammen, beschloß er, mit Herrn von Priskow in Verbindung zu treten.

Sein Widerspruchsgeist war sogar so heftig gereizt, daß er gewünscht hätte, die notwendig gewordene Unterredung noch am heutigen Abend stattfinden zu lassen.

Das war Herrn von Priskow jedoch nicht möglich gewesen.

Als Matthias ihn durch den Fernsprecher angerufen und seinen Namen genannt hatte, hörte er als Antwort ein merkwürdiges Papiergeraschle. Da er in diesem Fall nicht an Mystik glaubte, folgerte er nicht, daraus den Spürsinn des berühmten Forschers knistern zu hören, sondern vermutete, daß jemand die Seiten des Fernsprechverzeichnisses heftig durchblätterte.

An weiteren Hypothesen hinderte ihn der Gegenruf.

Herr von Priskow, der in der kurzen, raschelnden Wartespanne schon den Senfschen Zusammenhang mit dem unergründlichen Bergwerk herausgespürt zu haben schien, rief mit kräftiger Stimme zurück, daß er außerordentlich erfreut sei, die Bekanntschaft des geschätzten Herrn Matthias Senf zu machen.

Als Matthias, angenehm berührt, sofort den heutigen

Abend beanspruchen wollte, lachte er jedoch das kräftige Lachen eines Majors a. D. zurück, der einen nicht ganz harmlosen Witz ins Ohr getuschelt bekommen.

Dann rief er, daß er den Herrn Dr. Senf nur beglückwünschen könne, weil er so wenig von den näheren Konsequenzen seines komplizierten Berufs ahne. Der Abend, die Nacht seien seine Hauptarbeitsstunden.

Und da Herrn von Priskow daran gelegen war, sich bei dem Privatier im besten Villenviertel nicht von der Konkurrenz ausstechen zu lassen, fügte er hinzu, daß er sich erlaube, seinen neuen Klienten daran zu erinnern, daß im letzten Geschäftsjahr allein 264 Ehescheidungen durch seine bescheidene Mithilfe zum erwünschten Endresultat gebracht worden seien. Dann lachte er wieder sein bestrickendes Majorslachen a. D. und hatte die Besprechung auf morgen festgesetzt.

Matthias konnte nur rasch noch mitteilen, daß es sich um eine delikate Angelegenheit handelte, worauf ihn ein freundliches: Selbstverständlich unterbrochen hatte.

Als er noch hinzufügte, daß man nicht nur delikat, sondern auch schwierig sagen konnte, hatte die kräftige Stimme erfreut gerufen: „Um so besser. von Priskow macht alles."

Zuversicht berührt angenehm. Besonders, wenn man selbst im Zweifel ist und es nicht sein möchte.

Matthias war durch das Gespräch so nachsichtig und herzlich gestimmt, daß er beschloß, seinen Eltern einen unerwarteten Besuch zu machen.

Er beabsichtigte, seiner Mutter etwas gefüllte Schokolade mitzubringen, wurde aber daran verhindert. Es war kurz vor Ladenschluß und nur ein kleines Lehrmädchen noch zur Bedienung da. Diese, das Gesicht mit den roten Tupfen der

Entwicklungsjahre verziert, pustete erst mit voller Kraft in die sich entfalten sollende Tüte, ehe sie die süße Mischung hineinzuwiegen gedachte.

Matthias hatte sich bedankt, und bevor er kehrtgemacht nur noch gesagt, daß er nicht um Bazillen gebeten habe. Als das Mädchen versicherte, daß sie dergleichen nicht führten und ihm stattdessen die „Prima Bürgermischung" empfehlen wollte, war er schon draußen.

So erhielt Frau Helene statt einer Tüte bester Schokoladen einen Vortrag über die unerhört mangelhaften hygienischen Kenntnisse der Berliner Ladenmädchen.

Frau Helene, die des Abends und nach dem Nachmittagstee, während sie sich dem gerade bestempfohlensten Roman hingab, sehr gern Süßigkeiten knabberte, sagte: „Schade! Du machst dir und andern das Leben unnötig schwer, mein Kind."

Tante Martine, die gekommen war, um sich für ihre Geburtstagsgaben zu bedanken und als ebenfalls unerwarteter Gast am Abendtisch saß, bemerkte dazu, daß keiner seinem Schicksal entrinne und daß man auch die Ansteckungsgefahr Gott dem Herrn überlassen solle.

Fromme Worte lassen sich meist nach zwei Seiten auslegen. Auch hier blieb es dahingestellt, ob Tante Martine damit das Betragen des Käufers oder der Verkäuferin hatte rügen wollen.

Frau Helene sagte nachsichtig: „Schon gut, Martinchen."

Denn sie wollte vor allen Dingen, daß Matthias und Betty ins Gespräch kamen. Sie zerbrach sich den Kopf, woher Matthias in Erfahrung gebracht, daß Betty heute hier zu finden sei. Nur damit konnte sie sich den unerwarteten Be-

such des Sohnes bei seinen Eltern erklären. Auch reiche Frauen können bescheiden sein. —

Betty war rot geworden, als sie ihrem Vetter die Hand gereicht, denn Tante Helene hatte ihr vor kaum einer Viertelstunde anvertraut, daß Matthias ganz besonders viel von ihr halte. Ganz besonders viel.

Das war ihr sehr peinlich, denn ihr war es in der Nähe des immer ärgerbereiten Matthias stets unbehaglich. Die Frau, die einmal auf ihn hereinfallen würde, tat ihr schon im voraus von Herzen leid. Sie begriff nicht einmal, wie der famose Günter Trettin mit ihm befreundet sein konnte. Dieser herrliche Mann. Zu Hause und auch hier munkelten sie stets von der Menge seiner Schulden. Aber wozu hatte man denn das tiefe Bergwerk?

Matthias erzählte, auf Befragen seiner Mutter, daß er mit Günter Trettin zu Mittag gespeist.

Frau Helene bemerkte mit Rührung, daß Betty schon errötete, wenn Matthias überhaupt sprach.

Herr Senf, der Ältere, der durch das Geschwätz eine Jodmischung hatte fortgießen müssen, da er sich verzählt zu haben glauben, saß, anscheinend nur mit seiner Ischias beschäftigt, in der Runde.

In Wirklichkeit aber prüfte er Betty auf die Tauglichkeit zur Ehe.

Er sagte sich, daß sich ihr Gatte, wer es nun auch werden möge, zeitlebens von ihr beobachtet fühlen würde. Denn man wußte nie mit Bestimmtheit, wohin sie sah. Er war bisher überzeugt gewesen, daß außer seiner lieben, nur leider zum Widerspruch neigenden Frau nur Männer mit geringen Einkommen diesen aparten Reiz mit den anderen, allerdings sehr großen Reizen Bettys von väterlicher Seite her in den

Kauf nehmen konnten. Aber er begriff nicht, warum der Junge heute hergekommen und freundlicher als jemals gestimmt war.

Er überhörte dadurch zweimal, daß ihn Tante Martine fragte, ob er ernstlich glaube, daß sich Gottes Wille mit Jod umgehen ließe.

„Er zählt uns unsere Lebensjahre zu wie du die Tropfen in das Glas," sagte sie. Und erinnerte gleichzeitig daran, daß im Weltenreich auch die Ewigkeit nur ein Tropfen sei.

Herr Senf wollte aber an gar keine Ewigkeit erinnert werden.

Er antwortete gar nichts und begann seine Patiencekarten zu mischen.

Martine seufzte und wandte sich den übrigen zu. Als Tante wie als Ledige witterte sie beständig Verlobungsanfänge oder noch zartere Geheimnisse zwischen den Mitgliedern der Familie. Sie forschte, fragte und hatte eigene Vermutungen, aber wenn sie genug und allzuviel erfahren und gemutmaßt hatte, sagte sie, daß Gott allen denen, die ihren Nächsten Übles nachzusagen imstande wären, verzeihen möge. Denn sie wüßten nicht, was sie tun.

Auch als sie Matthias hier am Elterntisch neben Betty sah, arbeitete ihre Phantasie sofort mit Amors Bogen und Pfeil. Sie glaubte, auch von der Seite genug gesehen zu haben. Es wunderte sie, daß die oberflächliche Betty erkannt hatte, daß der reiche Matthias sogar ein goldenes Herz hatte. Wenn auch, leider Gottes, allzusehr verborgen. Dagegen setzte es sie nicht im geringsten in Erstaunen, daß Matthias keinerlei Anstoß an Bettys Augenstellung nahm. Er war ja ein begeisterter Bewunderer aller modernen Bildnisse. Da war

alles schief darauf; soweit man überhaupt etwas erkennen konnte.

Helene waren Tante Martines beobachtende Blicke nicht entgangen. Sie fürchtete eine vorzeitige, gottesfürchtige Bemerkung, die den sensiblen Matthias für allezeit zurückschrekken könnte.

Furcht macht, wenigstens unter Gebildeten, liebenswürdig.

Helene sagte: „Heute lassen wir aber unsere gute Tante Martine im Auto nach Haus bringen."

Martine hätte es vorgezogen, wenn man ihr auch einmal am hellen Tage, wo man Bekannte treffen konnte, diese anständige Beförderungsweise angeboten. Aber sie schlug trotzdem die Augen dankbar zur elektrischen Lampe auf, dachte, daß ein Sperling in der Hand besser sei als eine Taube auf dem Dache und nahm den Vorschlag ergeben an. Es war auch kein Grund mehr vorhanden, sich noch weiter des Schlummers dieser Nacht zu berauben. Sie glaubte genug gesehen zu haben. Ein Familienlegat macht noch nicht blind.

Betty hatte indessen Matthias lächelnd vorgeschlagen, morgen mit ihr Tennis zu spielen und Günter Trettin mitzubringen. Eine Freundin von ihr schwärme für ihn.

Matthias runzelte die Stirn. Er fand es unschön, anvertraute Gefühle preiszugeben.

Betty errötete, überzeugt davon, daß Matthias sie durchschaue und eifersüchtig sei.

Was ihr wenig Verdruß gemacht hätte, wenn sie sich nicht dadurch verhindert fühlte, weiter auf ein Wiedersehen mit Trettin zu dringen. Auch ihre Züge bewölkten sich.

„Himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt," dachte Helene, der weder Lächeln noch Bewölkung entgangen, und fühlte sich gerührt.

„Welch herrlicher Frühlingstag geht zu Ende," sagte sie rasch und laut. Besonders den Vormittag begann sie zu preisen, sie nannte ihn den Abglanz aller Seligkeit und fragte, ob Matthias ihn auch genügend genutzt habe.

Matthias konnte nicht verhindern, daß eine Röte über sein Gesicht huschte, und sagte kurz, daß er sich mit Kunststudien beschäftigt habe.

Helene bemerkte betroffen den Farbenwechsel. Sie hoffte, daß ihn Betty vielleicht unschuldsvoll, aber dennoch mit der Spitze ihres Lackstiefelchens berührt habe. Denn sie wollte nicht glauben müssen, daß diese Kunststudien etwa mit der Dame mit dem Pudel zusammengehangen hatten.

Ein Hauch von Verstimmung war plötzlich unter ihnen.

Betty gähnte und sagte, daß ihr Diener gewiß schon lange draußen warte, um sie nach Haus zu begleiten. Und stand auf.

Matthias ebenfalls.

Papa Senf hob den Kopf von den Karten und fragte, ob Matthias nicht wenigstens eine Nikotinfreie lang bei ihm bleiben wolle. Jetzt, wo das Zimmer gleich damenrein sein würde.

„Reizende Erziehung," hauchte Helene. Deutlich, aber immerhin leise genug, daß es Betty nicht hören konnte.

Martine war schon draußen und bekam die Gummischuh angezogen, die sie bei jedem Wetter trug. Auf respektlose, diesbezügliche Anspielungen antwortete sie, daß auf ihrem Barometer immer veränderlich stehe. Möglich, daß das auf den neumodischen anders wäre.

Matthias verabschiedete sich und sagte: „Andermal, Papa."

Der enttäuschte Blick des Vaters entging ihm nicht. Er

quälte ihn den ganzen späteren Abend. Aber Pflicht stand neben Pflicht.

Es war Matthias plötzlich eingefallen, daß man die Zeit eines von Priskow nicht ohne jede Vorbereitung gewissenlos in Anspruch nehmen könne. Es war ihm klar geworden, daß er die laue Stille des Frühlingsabends dazu benutzen müsse, die Erinnerungen an die blonde Unbekannte nach Möglichkeit zu präzisieren.

Es blieb ihm gar nichts anderes übrig, als sich auf seine Terrasse vor die blühenwollenden Jasminsträuche zu setzen und sich bei Tee und Tabak jede der wenigen, wichtigen Beobachtungssekunden deutlichst zurückzurufen.

So nahm das Auto alle Gäste mit fort.

Zuerst stieg Betty aus dem Wagen, und der Diener schloß ihr ehrerbietig das schmiedeeiserne Gitter auf. Die Luft war lau und mit süßen Düften getränkt. Betty dachte an jemand. Sie ahnte plötzlich, daß man Schulden nicht allein macht und mußte hastig eine Träne fortwischen, ehe sie die elterliche Schwelle betrat.

Matthias erbot sich, Tante Martine die vielen Treppen des hohen Mietshauses hinaufzubegleiten. Sie lehnte es heftig ab. Trotz ihres Vertrauens auf eine höhere Macht wachte sie doch auch heute noch ängstlich auf ihren guten Ruf. Sie wollte von keinem Nachbarn nächstens mit einem jungen Manne auf der Treppe betroffen werden.

Als Matthias schon den Wagen verlassen wollte, die Tante freundlich daran erinnernd, wie hoch sie wohne, antwortete sie streng und belehrend, daß Gott noch höher wohne.

Und damit war Matthias allein mit seinem Pflichtgefühl...

Neuntes Kapitel

Angler brauchen trübes Wetter.

Als Herr von Priskow bei Matthias läutete, strich draußen der Regen in Strömen nieder. Die Blüten saugten mit Gier diese Frühlingsbowle. Die Großstädter waren geärgert und fühlten sich betrogen.

Herr von Priskow kümmerte sich weder um das eine noch um das andere. Sein Weizen blühte immer. Und an schlechtes Wetter gewöhnt zu sein, hielt er für die erste Lebensbedingung des Norddeutschen. Außerdem nahm er dann ein Auto. Auf Kosten seiner Klienten.

Matthias Senf empfing seinen findigen Besucher vor dem Schreibtisch.

Schon als sich Herr von Priskow nach leichter Verbeugung in den Klubsessel niederließ, hatte er Melindas und Bobbys Konterfei entdeckt. Ein Pfiff entfuhr ihm. Beinah wär' ihm entschlüpft, daß dieser reizende Racker zweimal das Corpus delicti gewesen, das einen Scheidungsprozeß gewinnen half. Aber zwischen ihm und Herrn Senf lag, auf dem Schreibtisch, seine Visitenkarte. Deutlich stand darauf: Diskretion Ehrensache.

Er nahm darum nur schweigend eine von den ihm angebotenen Zigarren und sagte, mild wie ein Arzt: „Nun sprechen Sie ganz als wenn Sie mit sich allein wären."

Daß man sich auch vor sich selber genieren könnte, hätte Herr von Priskow für einen famosen Witz gehalten.

Aber selbst Matthias übersah diese komplizierte Möglichkeit. Er wünschte ebenfalls nur der gemeinsamen Sache mit möglichst klaren Worten zu dienen.

Darum sagte er, während er das Gesicht mit der Hand beschattete: „Es handelt sich um den Potsdamer Platz.“

„Aha, Terrainsache! Bin schon im Bilde,“ fiel von Priskow ein. „Wir drehen dem Kerl die Ecke wieder ab, unverzagt,“ rief er und schlug sich auf die Schenkel.

Matthias bat um Entschuldigung, wenn er sich in Anbetracht der ungewohnten Situation vielleicht nicht ganz klar ausgedrückt habe.

„Klar oder unklar, ich werde Sie verstehen,“ hieb von Priskow dazwischen.

„Es betrifft eigentlich weniger den Potsdamer Platz selbst, als vielmehr eine gewisse Blondine,“ fuhr Matthias zögernd fort.

„Gewisse Blondine, sehr gut,“ lobte von Priskow. Seine Stirn war jetzt gestrafft. Man merkte, der Apparat dahinter war bereit, wie eine Schreibmaschine zu ticken.

Matthias' Ehrgefühl regte sich. Er nahm sich zusammen und sagte in möglichst knappen Worten, daß er einer Unbekannten, die er genau zu beschreiben versuchte, auf jeden Fall noch einmal gegenüber zu treten wünsche.

Von Priskow hatte schweigend zugehört. Aber mit arbeitender Stirn.

Seine innere Schreibmaschine schien noch eine Weile allein weiter zu ticken. Dann zog er ein Notizbuch hervor und bat um Verzeihung, wenn er nun seinerseits nicht nur sprechen, sondern auch fragen müsse.

„Die Dame hat Sie — verzeihen Sie das harte Wort — anscheinend um etwas Wertvolles bestohlen, Herr Senf,“ sagte er.

Sein warmer Ton verriet den Fachmann der Diskretion.

Trotzdem fuhr Matthias auf, wie wenn man ihn aufs heftigste beleidigt hätte.

Er behauptete von einer tadellosen Dame gesprochen zu haben und verbat sich jede Beleidigung dieser unbekannten Persönlichkeit.

„Pardon," sagte von Priskow höflich, aber keineswegs betroffen oder beunruhigt.

Die ersten zehn Minuten waren bei jeder neuen Bekanntschaft die peinlichsten. Besonders in seinem Beruf.

Er fragte ruhig weiter, was er wissen zu müssen für nötig hielt, und Matthias gab standhaft Antwort.

„Und sonst wüßten Sie nichts mehr zu sagen?" schloß endlich von Priskow das Verhör.

„Nein," antwortete Matthias. Seine Stirn war feucht.

Von Priskow bedankte sich lächelnd. Aber als er nun schweigend die ziemlich weiß gebliebene Seite seines Notizblocks überflog, strich er sich nervös über den dünnen, schwarzlackierten Scheitel.

Er mußte sich eingestehen, daß ihm Dr. Senfs Vertrauen in seine Findigkeit alle Ehre machte. Denn schließlich hatte er nichts weiter auf dem Papier, als daß eine hochgewachsene Blondine, am Arm einer häßlichen Freundin, mitten auf dem Potsdamer Platz zweimal vier Blumennamen mit ungewöhnlich sympathischer Stimme wiederholt habe.

„Nichts anmerken lassen," muß jedoch die Taktik des Detektivs so gut wie die des Verbrechers sein.

Darum schmetterte von Priskow plötzlich sein Majorslachen in das stille Zimmer und sagte, daß der Tüllhut, die braunen Augen und das Verschwinden im Warenhaus, das Matthias für einen Irrtum, von Priskow aber für höchst wahrscheinlich hielt, die schwierige Situation retten würde.

Matthias zog die Augenbrauen zusammen. Lautes Lachen hielt er für Maskierung. Wirkliche Heiterkeit lächelt. Ganz abgesehen, daß er es gar nicht wünschte, Grund zu Heiterkeit gegeben zu haben.

Er fühlte es sich schuldig, noch etwas Gescheites zu sagen und rief dem sich schon der Tür Nähernden zu, daß er sich plötzlich noch eines kleinen roten Herzens erinnere, das sich auf dem zartlinigen, schlanken Hals bewegt habe.

Herr von Priskow hatte sofort wieder sein Notizbuch in der Hand.

„Rotes Herz," wiederholte er schreibend und fügte hinzu, wenn man nun auch wüßte, ob Rubinen, böhmische Granaten oder — was er sich Herrn Dr. Senf gegenüber kaum anzunehmen erlauben würde — gar nur Glas die Röte des kleinen Herzens verursachte, man wenigstens den Stand der Unbekannten einigermaßen hätte erraten können.

Matthias konnte jedoch darüber keine näheren Angaben machen.

Unwissenheit aber reizt zu Grobheit.

Matthias verhehlte nicht, daß er die Empfindung habe, daß ein Sherlock Holmes aus viel kleineren Anhaltspunkten heraus die größten Entdeckungen gemacht habe.

Laien, zumal wenn sie als Klienten von ihm abhängig waren, konnten Herrn von Priskow nicht beleidigen.

Er lächelte daher und sagte, daß er diese Anschauung leider nicht teilen könne. Er hätte nie etwas von diesem unkontrollierbaren Amerikaner und seiner Methode gehalten. Wie überhaupt nicht von Ausländerei.

„Glauben Sie mir," versicherte er, „wir haben auch unsere tüchtigen Geheimagenten, genau so gut wie wir unsere eigenen Verbrecher haben. Wir machen keine Reklame, wir

loben uns nicht, aber wir haben Geist und Mut. Schon morgen hoffe ich, Ihnen eine kleine Probe davon geben zu können."

Von Priskow schlug die Hacken zusammen und hatte sich empfohlen.

Matthias war zu stolz, um ihn zurückzuhalten und ihm zu sagen, daß er die erste Nachricht in spätestens zwei Stunden erwartet hätte. Er ließ ihn gehen. Er war kein Gewaltsmensch.

Zehntes Kapitel

Warten ist keine vornehme Beschäftigung.

Matthias nahm sich vor, dieser Angelegenheit nicht eher wieder nahe zu treten, als ihn Herr von Priskow daran erinnern würde. Aber Gedanken können aufdringlicher sein, als die plumpsten Menschen. Weder mit guten noch mit bösen Worten lassen sie sich aus dem Kopf herauskomplimentieren.

Immer wieder ertappte sich Matthias bei der Grübelei, ob das rote Herzchen aus Rubin, Granat oder Glas gewesen. Trotzdem er dies Gehabe für eine grobe Aufdringlichkeit gegen die zarte Unbekannte hielt. Man kann nicht immer so vornehm sein, wie man möchte. Matthias litt unter diesem Zwiespalt der Natur.

Dem Friseur, der als Nächster mit ihm zu tun hatte, wurde es nicht leicht gemacht, das beständige Lächeln der Höflichkeit, zu dem der Spiegel zwang, aufrecht zu erhalten.

Matthias ließ sich nur im eigenen Schlafzimmer, mit seinen eigenen, dazu gehörigen Utensilien und dennoch mit Vor-

wasser und Desinfektionsseife rasieren. Auch der Friseur, obgleich es der Chef des angesehenen Hauses selber war, mußte sich, ehe er sein Werk begann, mit Lysolseife und Nagelbürste Hände und Nagelspitzen behandeln. Und zwar vollkommen schweigend. Lautlos, wie die Priester im heiligen Hain, mußte er seines Amtes walten. Dafür erhielt er das Dreifache des üblichen Preises.

Das gehörte für Matthias auch zu den vielen Unverständlichkeiten des bürgerlichen Lebens, daß alle Friseure über mehr Zungenfertigkeit als Handgeschicklichkeit verfügten; daß ihnen interpunktionsloses Geschwätz viel wichtiger schien, bei ihrem durchaus verantwortungsvollen Beruf, als Sauberkeit und Seife...

Es war ein Unglück, auf solche Leute angewiesen zu sein. Aber niemand kann über sich selbst hinweg. Matthias war außerstande, sich selbst einzuseifen, an der Nase herumzuziehen und sich dabei noch im Spiegel gespannt zu betrachten.

Heute erwartete ihn jedoch eine besondere Komplikation. Der zu erwartende Prinzipal hatte eine Nervenüberreizung und mußte aus diesem Grund einen Gehilfen schicken. Nervenüberreizungen sind Privatsache. Der Prinzipal war also nicht verpflichtet, anzugeben, daß er die ihm heut mangelnde Berufskraft bei einem Dauerskat zugesetzt hatte, den er zu Ehren des ersten Frühlingstages bis sechs Uhr morgens ausgedehnt hatte. Unter beständiger Hinzufügung von Waldmeisterbowle. In jedem Fall war es leicht festzustellen, daß er nicht imstande war, den einfachsten Pflichten seines Berufes nachzukommen. Er hätte bei größter Vorsicht und mit dem stumpfesten Messer jeden Kunden zweifellos dreimal die Kehle durchschnitten, wenn er sich mit seinen vibrieren-

den Skathänden nur in die Nähe eines Kinns gewagt hätte. Seine Standesehre verlangte also heute Zurückhaltung.

So hatte er seinen Gehilfen an sein Bett gerufen und ihm die näheren Instruktionen zugebrüllt. Bei dem Herrn Dr. Senf das Maul halten, wie ein Taubstummer. Alles desinfizieren, waschen, reinigen und wieder abspülen, wie wenn er und du die doppelte Krätze hättet. Und immer stumm wie ein Fisch. Nicht vergessen. Beim nächsten Kunden dagegen, dieser armen Kreatur, alt und lahm, an der ganzen Welt nur noch vom Fensterplatz teilnehmend, reden, schwatzen und Neuigkeiten auftischen, als wär' deine Zunge ein Rennpferd, auf das du gesetzt hättest. Zuerst war das Wetter vorzunehmen. Das Barometer war gefallen, später gestiegen, nachher gegen alles Erwarten wieder gefallen. Die Frau Kommerzienrat Wunderlich hatte Reitstunde bei einem Rittmeister, der den Herrn Kommerzienrat auf der Straße nicht grüßte. Sie sah ein wenig üppig in dem engen Reitkleid aus, aber immerhin noch recht passabel. Der Herr Geheimrat von gegenüber, der seinen Kopf der Konkurrenz ausgeliefert hatte, war wieder kohlschwarz wie ein Rabe geworden. Hieß nur abwarten, wie lange die neue Politur anhalten werde.

Mit diesen Fachkenntnissen angefüllt, war der Gehilfe dienstbeflissen an seine Tätigkeit geeilt.

Aber allzuviel Wissen verwirrt.

Im Eifer der Praxis kannte er sich plötzlich nicht mehr aus unter der Fülle seiner Kenntnisse. Er begann zu Matthias Senf vom Barometer, dem Rittmeister und der schwarzen Politur zu sprechen und steckte, als er die immer wachsende Verdrießlichkeit seines Versuchsobjekts spürte, den privaten Elfenbeinkamm, um die unruhig werdenden Hände freier

handhaben zu können, statt in Borwasser in die eigene kühne Lockentolle.

Matthias sah selten genug in den Spiegel. Auch das eine Mal, wo er es heut tat, war zu viel.

„Mensch, was haben Sie da mit meinem Kamm vor?" schrie er plötzlich und schüttelte den Frisiermantel, daß der erschrockene Gehilfe an den Löwen denken mußte, den er am billigen Sonntag mit seinem versilberten Spazierstock in die Mähne zu kitzeln versucht hatte.

„Nichts Unrechtsmäßiges," stotterte er, „nur momentweise, provisorisch, interimistisch sozusagen..."

Trotzdem wäre gewiß etwas Peinliches passiert, wenn nicht Melchior eingetreten wäre, um zu melden, daß der Herr Dr. am Telephon in Geschäftsangelegenheit gewünscht würde.

Geschäftsangelegenheit war das verabredete Stichwort für Herrn von Priskow.

Herr von Priskow hatte sich nur eine kleine Zwischenfrage erlauben wollen. Ob Herr Dr. Senf vielleicht einen Fühler habe oder es gar von jener, sonst unschönen Freundin zufällig gehört, welchen Vornamen die graziöse Unbekannte eventuell haben könne.

Matthias mußte auch hier Unwissenheit bekennen.

Wenn jedoch seine Mutmaßungen von irgendwelcher Bedeutung sein konnten, so würde er sich entschließen, auch mit diesen nicht zurückzuhalten. Er vermutete: Agnete, eventuell Isolde.

„So, so, Agnete, eventuell Isolde," wiederholte Herr von Priskow langsam, offenbar mit einem Bleistift in der Hand. Und machte die Bemerkung, daß dies Namen wären, die nicht alle Tage vorkämen.

Matthias antwortete scharf, daß er angedeutet zu haben glaubte, daß die ganze Unbekannte nichts Alltägliches sei.

Worauf Herr von Priskow ruhig, aber akzentuiert erwiderte, daß er darum bitten müsse, Diskretion nicht mit Begriffsstutzigkeit zu verwechseln. Er glaube auch in dieser Angelegenheit mehr wie au fait zu sein. Morgen werde er weiter von sich hören lassen.

Damit hatte er seinerseits diese Konsultation für beendet gehalten.

Denn sobald von Priskow in den Angelegenheiten seiner Klienten au fait war, wurde er deutlicher und rückgratsvoller. Das konnte sich ein von Priskow leisten. Wer um die Geheimnisse der Leute wußte, der hatte sie in der Tasche.

Matthias nahm sich vor, Herrn von Priskow morgendurch Melchior hinauswerfen zu lassen. Aber zwischen heut und morgen liegt eine lange Frist.

Matthias hatte bald nach dieser Unterredung das Haus verlassen. Die Hände in den Taschen seines Gummimantels, marschierte er zwischen den tropfenden Schirmen einher.

Einige Zeit zerstreute ihn der Ärger. Wenn die Menschen doch begreifen wollten, daß auch sie ein Stück Natur seien und daß Sonne und Regen auch für sie vorhanden wären. Anstatt, daß sie sich mit diesen gestielten, vielzackigen, schwarzen Bürgerkronen über dem verbrummten Schädel vorwärts balancierten. Sie waren alle miteinander Akrobaten der Unnatur.

Ein nicht schlechtes Plakat lockte ihn in eine moderne Bildnisausstellung. Aber er strich gleichgültig an den fremden Gesichtern vorüber. Sein ganzer Gewinn dabei war, daß er zu der Überzeugung kam, daß es sich speziell die Brünetten leisten konnten, von den Modemalern verewigt zu werden. —

Es war nun Mittagszeit. In den Schaufenstern der Restaurationen saßen sie schon und schlangen.

Das war auch etwas Unfaßbares, daß sich jemand freiwillig hinter eine Glasscheibe setzen konnte, um vor den Augen der ganzen Großstadt Ochsenfleisch mit Wirsing oder Hammelrücken mit Bohnen zu kauen.

War das Größenwahn oder übertriebene Bescheidenheit?

Bei Bescheidenheit fiel Matthias unvermittelt Tante Martine ein.

Kindergewohnheiten legt man so leicht nicht ab.

Tante Martine hatte stets zu trösten gewußt, wenn Matthias etwas nicht bekommen konnte, was er gern haben wollte. Auch hatte er nie vergessen, daß sie ihm damals ein Wiedersehen mit Karo versprochen hatte.

Er fühlte sich inmitten ihres Kleinkrams aus Urgroßvaterzeit beruhigter, als zwischen aller modernen Innenarchitektur. Aus jedem Nachlaß hatte man die ältesten, wackligsten Stücke an Tante Martine als getreue Andenken abgeschoben. Man wußte, sie fand in ihren beiden Stübchen immer noch das freie Plätzchen, das die anderen in ihren ganzen Häusern beim besten Willen nicht auftreiben konnten. Und stets hatte sie die nötigen Spargroschen hervorgeholt, um dem altersschwachen Zeug wieder ein wenig auf die Beine zu helfen. Was wackelte, war geleimt, was gesprungen, war gekittet worden; wo ein Schlüsselchen fehlte, wurde ein neues nachbestellt. Denn Tante Martine war der Ansicht, daß, wenn ihr Herrgott in fünf Weltteilen und all den anderen Planetensystemen Ordnung zu halten verstand, müßte sie wohl wenigstens so viel davon lernen können, um ihre beiden Stübchen instand zu halten.

Matthias blieb vor einem Gemüsegeschäft stehen. Er wollte

zu Tante Martine und ihr diesmal etwas Praktisches mitbringen. Die Wahl war nicht leicht. Denn er bemerkte als erstes, daß das meiste ausliegende Obst von dem wasserscheuen Fliegengesindel als Vergnügungspark behandelt wurde. Selbst Tante Martine hätte von den Aprikosen nicht sagen können, ob die schwarzen Punkte auf ihrer Samthaut vom Herrn aller Dinge gleichzeitig mit den Aprikosen erschaffen worden, oder ob er sie erst durch das Verdauungswerkzeug der Fliegen hatte dahin befördern lassen. Zwischen dem Obst aber stand ein Korb mit Schnabelschoten. Hellgrün wie das Laub des Frühlings und schmal zugespitzt wie vornehme Frauenfinger. Wohlgeborgen, festverschlossen, unberührt und appetitlich lagen die jungen Erbsen in ihren feingeschwungenen Hüllen.

Matthias betrat eilig den Laden und sagte erst mal, daß, wer Obst verkaufe, es auch zu behandeln wissen müsse. Tafelobst sei doch keine Orgienstätte für Fliegenhochzeiten und ähnliche Betätigungen.

Der Verkäufer bedauerte, daß nicht er selbst die Welt erschaffen durfte. Er als Obsthändler würde sie sicherlich ohne Insekten hergestellt haben. Und dann fragte er, was der Herr außerdem wünsche.

Matthias kaufte den ganzen Korb Schnabelschoten, denn er wünschte nicht Zeuge zu sein, wie man mit Maßgefäßen oder gar Händen in dem klaren Grün zu wühlen begann. Zahlte, ohne mit der Wimper zu zucken, dreißig Mark dafür, ließ ihn auf ein Auto setzen und fuhr damit zu Tante Martine.

Er mußte nach dem Klingeln einige Zeit vor Tante Martines Türe warten. Martine hatte gerade ihr Mahl aufgetischt, wobei sie nicht überrascht zu werden liebte. Sie mußte

also Backobst wie Klöße erst eilig in die Küche zurücktragen, bevor sie öffnen konnte. Nur die dreimal gekittete Vase aus altberliner Porzellan mit dem Maiglöckchenstengel, den Martine heut bei der Gemüsefrau zusammen mit der Petersilie als Zugabe bekommen, blieb auf der Mitte des Tisches.

In Tante Martines Runzelgesicht schob sich ein Lächeln, als sie Matthias vor sich sah. Erst als sie den verdeckten Korb bemerkte, verkroch sich das Lächeln wieder in den Backenfalten. Martine war nicht mehr für Überraschungen.

Matthias schleppte den Korb herein und sagte, daß er nur eine kleine Gemüsebeilage zum Fleisch gebracht. Diesmal sollte man ihn nicht unpraktisch schelten.

Er öffnete den Korb und schüttelte einen Teil der Schoten in einen japanischen Bastkorb.

Tante Martine schrie auf und erklärte, daß der Korb nur noch zum Ansehen da sei.

Aber das alte Geflecht hielt freundlich stand. Und Matthias sah mit strahlenden Augen auf die grasgrünen Schoten in der eigenartigen, rostbraunen Flechtform.

„Wie schön!“ rief er einmal über das andere. Und machte Tante Martine immer wieder auf die herrlichen Farben und den künstlerischen Linienschwung der Schnabelschoten aufmerksam.

Tante Martine lächelte. Sie dachte, daß man dem Jungen dieses Familienübel nachsehen müsse. Die Senfs waren nicht gewohnt, ihre Geschenke in den Schatten zu stellen.

Laut sagte sie, daß die Schoten so schön seien wie alles, das direkt aus Gottes Werkstatt käme. Daß sie ihm aber bei aller Freude darüber sagen müsse, daß auch ein Zehntel davon für sie genügt hätte. Man müsse auch mit den guten

Sachen maßhalten können. Auch das zeige der Ewige auf Schritt und Tritt.

Dann bedankte sie sich noch einmal für das Königsgewand zum Geburtstag. Sie hatte alle Brokattaschen und Klappen fein mit Kampfer gefüllt, bevor sie es fortgehangen habe. Es würde ihm nichts passieren.

Bei diesen Worten hatte sie wieder ihr Mittagessen zurückgeholt.

Alles an seinem Platz. Vor Matthias war kein Verbergen nötig. Im Gegenteil, es konnte nicht schaden, wenn der Junge zu bemerken bekäme, daß es noch welche gab, denen die gebratenen Tauben nicht in den Mund flogen.

In der Kunst der Erziehung jedoch geschieht vieles vergeblich. Tante Martine hätte ebensogut Trüffeln mit Kaviarsauce verzehren können. Matthias merkte gar nichts davon. Er sagte herzlich, daß sich das Tantchen durch ihn nicht stören lassen solle; er hatte sich an der anderen Ecke des Zimmers auf eine Seitenlehne des schwarzen Ledersofas geschwungen und eine kleine Spieluhr aufzuziehen versucht, die dort auf einem Wandbrett stand. Es war ein französisches Werk. Irgendein Großpapa hatte einmal seine Freude daran gehabt oder es für ein Enkelkind erstanden. Sie spielte noch vier klingende Töne, die silberzart aus ferner Zeit zu kommen schienen.

„Ich sehe Marie Antoinette Menuett tanzen," sagte Matthias.

Tante Martine war in diesem Augenblick gerade damit beschäftigt, einen Pflaumenkern, der beinah herabgerutscht wäre, an die Oberfläche des Daseins zurückzubringen. In ihrem Alter mußte man in Ruhe essen können. Ohne alte, französische Musik.

Sie sagte daher ärgerlich, sie glaube bemerkt zu haben, daß es seine Pflicht wäre, an lebendigere Damen zu denken.

Sie selbst dachte dabei an Betty.

Als der Kern zweifellos gerettet war, fügte sie hinzu, daß sie nicht begreife, warum er es so eilig habe, in die Ehe zu marschieren. An eine Versorgung brauche er doch nicht zu denken, das hätte doch Gott Vater für ihn getan. Außerdem glaube sie, daß Schielen erblich sei.

Matthias erinnerte sich im Augenblick so wenig an Bettys Dasein, daß er gar nicht verstand, worauf das Gebrumm der alten Dame hinzielte. Er ließ die Spieluhr klingen und grübelte, warum die schöne Marie Antoinette ihr blondes Haar weiß puderte. Hatte sie geahnt, daß sie sich die Ehrenzeichen des Alters vorwegnehmen mußte?

Einige Silbertöne später war es ihm sicher, daß das rote Herz aus Rubinen gewesen. Nur um ein über den Alltag gestelltes Geschöpf konnte es sich handeln. Auf diese allereinfachste Kombination verfiel ein Geheimpolizist natürlich nicht im Traum.

Matthias wandte sich zu Tante Martine und fragte, ob sie blonde oder braune Frauen hübscher fände.

Tante Martines Gedanken sprangen nicht mehr wie Spieldosentöne. Sie waren noch bei der dunkellockigen Betty. Und da Martine nicht einsah, warum sie Gott vorgreifen und solchem verwöhnten Geschöpf die Wege noch ebener machen sollte, sagte sie, daß ihr die Blonden besser gefielen. In dem kleinen Ort, wo sie aufgewachsen, weil ihr Vater dort Schulmeister gewesen, war man sogar der Ansicht, daß blonde Haare Wunder verrichten können.

„Das hältst du natürlich wieder für ganz unmöglich," unterbrach sie sich, auf einen Spott gefaßt.

5*

Aber Matthias zog nur die Spieluhr wieder auf.

So sprach Martine weiter und erklärte, daß man dort, sobald eine Sau erkrankte, die Locke einer blonden Jungfrau um ihren Schwanz wand und sie bei Mondschein dreimal um den Stall führte. Am anderen Tage fraß die Sau wieder und war gesund. Dies habe Martine oft genug mit eigenen Augen gesehen.

Sie gähnte. So lieb ihr Matthias war, jetzt hätte sie gern ihr Viertelstündchen geruht.

Sie sagte daher, daß sie es Matthias ansehe, daß er genug von ihr habe und sie auch nicht verlangen könne, daß er ihr alten Frau einen ganzen Tag opfere.

Die Spieluhr war verstummt. Matthias ging.

Tante Martine legte eine vielgestopfte Damastserviette aus Onkel Ferdinands Nachlaß über das veilchengestickte Kissen auf dem schwarzen Ledersofa und war bald darauf den irdischen Sorgen für eine kleine Spanne Zeit entrückt.

Wohl dem, der noch an Wunder glauben kann.

Elftes Kapitel

Matthias strich wieder durch den Regen. Das rote Herz belästigte nicht mehr seine Gedanken. Aber an jedem Regenstreifen, der niedersauste, ringelte sich ein Schweineschwänzchen, um das eine blonde Locke gewickelt war.

Es ist etwas Grauenhaftes um den Aberglauben.

Matthias flüchtete in ein Kaffeehaus und trank rasch hintereinander drei Tassen schwärzesten Mokkas. Er spürte es jetzt, daß er seit heute morgen nichts gegessen hatte. Aber einen der Kuchen, die sich auf dem dreistöckigen Ständer seit

Stunden zwischen Staub, Rauch und Speicheldüschen wälzten, zum Munde zu führen, war ausgeschlossen für ihn. Er trank noch eine vierte Tasse des schwarzen Gebräus, und als draußen plötzlich ein unerwarteter Sonnenstrahl die Regenmauer spaltete, war Matthias wieder so weit, um sich sagen zu können, daß in solchem Dorfe natürlich nur von jenem Wasserblond die Rede sein konnte, das mit dem edlen Goldblond so wenig gemeinsam hatte, wie Schuhwichse mit Kaviar.

Andres Wetter, andre Laune. Matthias wünschte, nach Haus zu kommen. Möglich, daß von Priskow Nachricht gegeben. Schließlich galt er als Meister seines Berufes.

Die Sonne war inzwischen voll hervorgetreten. Über den Dächern blitzte es perlmutterklar. Pfeifend schloß Matthias die Tür seiner Wohnung auf.

Da stand Melchior und sagte: „Es ist ein Malheur passiert, gnädiger Herr.“

„Mein Vater?“ stammelte Matthias und konnte es nicht hindern, daß er vor dem Diener schwankte.

„Nein, die Frau Mutter,“ antwortete Melchior.

„Was — was Näheres bekannt?“ herrschte Matthias hervor und hatte die Ausgangstür schon wieder aufgerissen.

„Sie ist mit Fräulein Melinda zusammengestoßen. Hier im Vorzimmer.“

„Schafskopf!“ schrie Matthias und warf ihm mit Mantel und Stock ein Dreimarkstück zu.

Melchior wollte es nicht nehmen. Er sagte, daß er es nicht verdiene. Obwohl er beim besten Willen nicht schuld an dem Unglück wäre.

Fräulein Melinda war gekommen, um sich für die Rosen

zu bedanken. Sie reise morgen nach Wien, und dem Bobby habe die Salamiwurst ausgezeichnet geschmeckt. Er hätte gerade am selben Tag ein echtsilbernes Halsband von einem russischen Fürsten bekommen. Und auf den Schreibtisch hätte sie ein Paket russischer Zigaretten gelegt, damit der Herr sie nicht vergesse. Und ihm, dem Melchior hatte sie, gerade noch in der Tür sozusagen, auch ein Trinkgeld gegeben. Eine alte russische Münze, die sehr viel Wert habe. Oder gehabt habe oder einmal haben werde. Genau hatte Melchior das nicht verstanden, denn im gleichen Augenblick war die Frau Mama die Treppe hinaufgekommen, und alles an Melchior hatte zu zittern angefangen. Wohl zwei Minuten lang hatten die beiden Damen unter schrecklichem Schweigen gegenseitig ihre Parfüms beschnuppert.

In der Aufregung entschlüpft auch dem treuesten Diener leicht die Dressur.

Aber Melchior merkte es nicht. Er erzählte schneller und schneller weiter.

Weil die Frau Mama sehr jugendlich ausgesehen, besonders unter dem sehr dichten Schleier, sagte Fräulein Melinda, indem sie sich auf ihren hohen Hacken einmal um die Frau Mama herumdrehte, daß ihr der Herr leid tue, wenn er sie um solcher alten Schachtel willen nicht mehr empfange. Und damit war sie fort gewesen.

Die Frau Mama wollte in eine tiefe Ohnmacht sinken, aber als Melchior ihr geschworen, daß der junge Herr wirklich nicht zu Haus sei, kehrte sie wortlos um, ohne über die Schwelle gekommen zu sein. Aber draußen — die Livree kam Melchior wieder zum Bewußtsein — wartete das werte Automobil und die Frau Mama beliebte darin davonzufahren.

Noch einmal beteuerte Melchior seine vollkommene Schuld-

losigkeit an den Vorgängen und steckte erschöpft den Taler ein.

„Schon gut," sagte Matthias und ging auf sein Rauchzimmer zu.

Melchior aber vertrat ihm den Weg und stotterte, daß auch dort jemand ohne seine Schuld sitze. Der Herr mit dem großen Schnauzbart. Er hätte sich nicht abweisen lassen, sondern gesagt: „Ehre, wem Ehre gebühre." Er gehöre in den Salon.

„Schon gut," wiederholte Matthias und war im Zimmer verschwunden.

Melchior atmete erleichtert auf. Er dachte, daß keine Dienerausbildung allen Fällen des menschlichen Lebens gewachsen sei. Und als er jetzt in der Küche eine von Matthias' guten Zigarren zu rauchen begann, begriff er, daß man am besten verstand, was man nie gelernt hatte...

Inzwischen stand Matthias vor Herrn von Priskow, der behaglich im Klubsessel gestreckt dieselbe Sorte, wie draußen Melchior, rauchte, neben sich ein frischgefülltes Likörgläschen.

„Sie sehen, ich war so frei," sagte er, „aber ich bin der Ansicht, daß jede künstliche Anregung meinerseits in erster Linie meinen Klienten zugute kommt."

„Selbstverständlich," stieß Matthias erfreut hervor. Er hatte sofort verstanden, daß hier einer saß, der etwas erreicht hatte.

Herr von Priskow trank das Likörgläschen leer und bemerkte, daß man über die Franzosen denken möge, wie man wolle, ihr Benediktiner sei einzig.

„Darf ich vor allen Dingen bitten," drängte Matthias.

„Sofort, Verehrtester," erwiderte Herr von Priskow und

war schon aus der Tiefe des Klubsessels auf der Höhe seines Berufs.

Er griff in seine Brusttasche. Bevor er jedoch die Hand wieder erscheinen ließ, sagte er, daß er um Entschuldigung bitte, wenn er dem Herrn Doktor eine kleine Enttäuschung bereiten müsse. Agnete sowohl wie Isolde seien ausgeschlossen. Die Dame hieß Marie. Und zwar Marie Schmied.

„Lächerlich," rief Matthias dazwischen und knipste seine Zigarre zum drittenmal ab.

Herr von Priskow gab zu, daß ihn seine langjährige Erfahrung gelehrt habe, daß die Wahrheit viel häufiger lächerlich sei als ernst. Im übrigen sei das rote Herzchen aus Glas. Kostenpunkt 48 Pfennige. Anbei ein Duplikat.

Er öffnete endlich seine Brieftasche und legte ein kleines Paket auf den Tisch.

Matthias griff nicht danach. Er sagte, daß er bei aller Hochachtung vor der Meisterschaft des Herrn von Priskow seine Hypothesen nicht einfach als Tatsachen hinnehmen könne. Überhaupt: Schmied! Das sei ein Sammelname, aber keine nähere Bezeichnung.

Herr von Priskow erhob sich und sagte, daß dies nicht seine Schuld wäre.

Dann griff er nach einigem Zögern noch einmal in die Brusttasche und zog eine kleine Photographie hervor.

„Hier," sagte er. „Und nun zweifeln Sie noch weiter daran, ob von Priskow nicht alles macht."

Matthias aber hatte keine Zeit für höfliche Anerkennung. So sehr sie am Platze gewesen wäre. Denn was er vor Augen hielt, waren wirklich die liebreizenden Züge jener fehlerlosen Blonden.

„Umdrehen. Die andere Seite," drängte Herr von Priskow.

Aber auch dafür zeigte Matthias kein Verständnis.

Herr von Priskow räusperte sich heiser. Aber der reiche Mann da starrte auf die kleine Photographie, das Dutzend zu sechzig Pfennig, mit einer Andacht, als hätte er das Original der sixtinischen Madonna in Händen.

Von Priskow zündete sich noch eine Zigarre an und schleuderte die abgeschnittene Spitze wie eine Bombe in den silbernen Aschbecher. Er arbeitete tausendmal lieber in Giftmischprozessen, als in Herzensangelegenheiten.

Er zog seine Uhr. Volle fünf Minuten wartete er. Über sechzig volle Sekunden ließ er tatenlos den kleinen Goldzeiger rennen. Damit jedoch war alle Rücksichtnahme auf die Spitze getrieben.

Er wiederholte laut und barsch: „Darf ich Sie bitten, die andere Seite in Augenschein zu nehmen. Auf diese Weise, lieber Doktor Senf, können Sie das Bild ein Jahr lang betrachten, ohne herauszufinden, daß die Dame Marie Schmied heißt."

Matthias war aufgeschreckt und drehte das Bild gehorsam um.

Da stand in sauberer, kleiner Schulmädchenhandschrift:

Das Leben zu genießen
ist der Vernunft Gebot.
Man lebt ja nur so kurze Zeit
und ist so lange tot.

Ihre Marie Schmied.

Matthias war feuerrot geworden.

„Ich verstehe nicht — hat die Dame das für mich bestimmt?" fragte er.

Herr von Priskow seufzte. Das war nun ein studierter Mann. Aber es gab Augenblicke, wo das teuerst bezahlte Studium versagte.

Doch er beherrschte sich und erinnerte Herrn Dr. Senf nur sanft daran, daß die Dame doch noch gar nicht die Ehre seiner Bekanntschaft habe.

Er nahm seinen Hut und sagte, daß er morgen hoffentlich in der Lage sein werde, ganz detaillierte Auskunft zu geben.

Matthias bat ihn zu bleiben. Wollte wissen, woher und wieso.

Herr von Priskow knöpfte sich den Rock zu und sagte: „Diskretion Ehrensache ...“

Matthias wurde heftig und sagte, daß es Fälle gäbe ...

„Auf keinen Fall,“ erwiderte von Priskow stolz. „Ich kann Ihnen höchstens andeuten, daß man häßliche Mädchen leichter findet, als hübsche. Daß das Bildchen also vielleicht Besitztum der Freundin ...“

Matthias schrie, daß man solche Freundin doch nicht hätte aus den Händen lassen dürfen. Daß man sie mit Gewalt hätte zurückhalten müssen, bis sie alles ausgesagt, was man zu wissen wünschte.

Von Priskow wurde ganz kühl und sagte, daß er ein Privatunternehmen sei, dem keine Gewaltmittel zu Gebote ständen. Aber der Herr könne sich trotzdem auf ihn verlassen. So viel von Priskow voraussehen könne — auch dies sei eine Spezialität von ihm — werde man schon morgen, spätestens übermorgen, so weit sein, daß Herr Dr. Senf die blonde Dame selber nach allem fragen könne, was ihm wissenswert scheine.

Prophezeien ist immer eine dankbare Sache. Und Herr von Priskow konnte es mit gutem Gewissen. Aber er berechnete

sein Einkommen nach Konsultationen. Auch ein Detektiv muß haushalten können. Genau so gut, wie ein Zahnarzt nicht dem Erben eines unergründlichen Bergwerks einen Zahn wie etwa einem hergelaufenen Menschen in einer halben Stunde plombieren, geschweige gar in einer Sekunde ziehen würde. Solchen Leuten gegenüber war eine sorgsamere Behandlung angemessen. Da zog sich eine Goldfüllung mit Umsicht und nötiger Schonung über mindestens ein Jahr hin.

Gewisse Maximen aber gelten in jedem Beruf. Goldfüllung ist Goldfüllung.

Zwölftes Kapitel

Keine Kunst, die nicht einmal versagte. Obwohl Ahnungen Herrn von Priskows langjährige Spezialität waren, hätte er sich doch nicht prophezeit, daß er, kaum zu Hause angelangt, dringend zu einer Frau Senf bestellt wurde, die er nach kurzem Nachschlagen im Telephonbuch sowohl wie im Millionärskalender als die Mutter seines eben verlassenen Klienten erkennen mußte.

Mit dem schweren Bewußtsein, daß Diskretion auch bei schwerwiegenden Gegenangeboten Ehrensache sei, bestieg er ein Auto.

Frau Helene empfing Herrn von Priskow in einem Salon, wo über dem Gobelinsofa Matthias goldeingerahmt in kurzen Samthosen, eine Geige im Arm, in Öl gemalt stand.

„Welch reizender Knabe!" sagte Herr von Priskow, als er Platz nahm.

Frau Helene ging nicht darauf ein. Sie wußte genau, was sie sagen wollte und wünschte nicht, irritiert zu werden.

Sie sagte: „Sie sind natürlich sehr erstaunt, Herr von Priskow."

Herr von Priskow strich sich lächelnd seinen tiefschwarzen Schnauzbart, sagte etwas von hoher Ehre, aber daß er in seinem Beruf das Wundern verlernt habe.

Frau Helene gab ihm nun bekannt, daß sie seinen Namen so oft und immer bei den interessantesten Prozessen in der Zeitung gelesen habe, daß — —

Sie machte eine Pause und sagte dann, daß sie auf diese Zeitung seit zwanzig Jahren abonniert wäre.

„Sehr interessant," pflichtete Herr von Priskow ein.

Darauf entstand eine Pause, in der sich Herr von Priskow sagte, daß sich auch der größte Ahner täuschen könne. Es ging also nicht um den Sohn. Sollte etwa der Alte? Denn die Dame selbst kam nicht in Betracht. Sie gehörte in die Kategorie der Korrekten, darauf konnte von Priskow oder besser noch ihr Gemahl Gift nehmen.

Frau Helene fühlte die stille Arbeitskraft des Denkenden. Sie wiederholte, daß sie seit zwanzig Jahren Zeitungsabonnenten waren.

„So, so," sagte von Priskow teilnehmend. „Ich verstehe, bin schon au fait; vielmehr ahne es zu sein."

Frau Helene hob erstaunt den Kopf, in dem sich eine Migräne vorbereitete.

Herr von Priskow dagegen sagte: „In dieser langabonnierten Zeitung also irgendeine kleine Bosheit oder Anzüglichkeit, die Sie selbstredend verletzte, ohne daß Ihnen bekannt, woher, wieso, von wem. Wenn Sie mir das Blatt anvertrauen wollen — schon morgen — —

Frau Helene spürte, daß sie deutlicher werden müsse.

Sie raffte sich zusammen und sagte mit Energie, daß es sich um die Auffindung einer Dame handle.

„Also doch!" rief Herr von Priskow und lachte sein einnehmendes Majorslachen.

„Wieso doch?" fragte Frau Helene nervös.

„Kleine Angewohnheit. Pardon!" murmelte von Priskow und bat um weitere Instruktionen.

Frau Helene fühlte, wie ihre Migräne wuchs. Aber sie mußte diese Unterredung zu Ende führen. Sie war es dem Familienglück schuldig.

Sie roch daher nur an dem ätherischen Fläschchen und flüsterte dann, daß es sich um eine brünette Person handle, deren Bild sie in einem Journal einmal gesehen. In — gewissermaßen — Trikot.

„Oh" schnellte von Priskow feinfühlig bedauernd dazwischen.

Frau Helene neigte dankbar den schmerzenden Kopf und flüsterte weiter, daß ein weiteres Erkennungszeichen ein schwarzer Pudel sei. Es handelte sich um —

„Möglicherweise um eine Artistin," bemühte sich von Priskow zu erleichtern.

Freude macht großmütig. Er war sich bereits, blitzschnell, bewußt geworden, daß er diese Nacht behaglich schlafen und sie doch als doppelte Arbeitsstunden werde buchen können.

„Um eine Wette," fuhr Frau Helene fort, das Kristallfläschchen vor der Nasenspitze. „Es würde mir Spaß machen, den Namen so bald als möglich in Erfahrung zu bringen."

„Ja, die Wetten. Sie sind eine reizende Zerstreuung," rief der Meister der Diskretion und schmetterte sein Majorslachen so laut, daß Frau Helene tief an der Ätherischen zog, als er

nun versicherte, daß er sein möglichstes tun werde. Allerdings konnte er nicht verhehlen, daß Trikot allein in einem Sündenbabel wie Berlin kein sicheres Erkennungszeichen sei.

Hier richtete sich Frau Helene auf und sagte, daß Berlin doch vor allen Dingen eine hoch achtbare Arbeitsstadt sei.

„Bei Tage, bei Tage," beeilte sich Herr von Priskow zu antworten. „Aber bei Nacht, wenn — —"

Er räusperte sich. In seiner guten Laune hätte er beinah gesagt: „wenn die Liebe erwacht." Aber zum Glück erinnerte er sich rechtzeitig, wo er saß. So erwähnte er nur noch, daß bei der großen Tierliebe des sympathischen Berliners auch ein Pudel noch kein besonderes Merkmal sei. Aber trotzdem. Mut und Vertrauen. Er ahne, daß die gnädige Frau die Wette gewinnen werde.

Damit erhob er sich.

Frau Helene bot tausend Mark, wenn sie bis morgen früh im Besitz einer genauen Auskunft sein würde.

„Inklusive der Nachtspesen," fügte von Priskow mit vornehmer Zurückhaltung zu. „Ich brauche wohl nicht anzudeuten, daß Damen in Trikot — — —"

Frau Helene hatte sich hastig erhoben und sagte, daß sie bei aller Hochachtung vor seinem Beruf in diesem Fall auf alle Details verzichte.

„Diskretion Ehrensache," schnarrte von Priskow, schlug die Hacken zusammen und war draußen.

Frau Helene konnte sich rückhaltlos ihrer Migräne hingeben. Und sie tat es.

Nur die Uhr tickte, als sich Herr Senf heute Lehmanns Lebensbalsam ins Glas träufelte.

Dreizehntes Kapitel

Ob man wacht oder schläft, die Zeit geht weiter.

Auf diese Weise kam auch der Tag herauf, von dem die Familie Senf besondere Aufklärung erwartete.

Es war ein Frühlingsmorgen von der Art, wo jeder noch einmal so heiter als sonst die alltägliche Pflicht aufs neue beginnt. Die blechernen Milchkannen, die im Trab über das Pflaster sprangen, klirrten, wie wenn sie aus Silber wären. Die frischen Brötchen in den Körben schienen knuspriger als je. Die Straßenkehrer kratzten heute nur Sonnenschein aus den Schienen, Ritzen und Gossen dieser regengewaschenen Welt.

Die kleinen Ladenmädchen sahen heute gar nicht verschlafen aus. Sie waren in helle Blusen gekleidet, trafen an jeder Straßenecke Kolleginnen und wanderten kichernd, eingehenkelt wie zur Sonntagsfreude, ihren Arbeitsstätten zu. Sie reckten die Hälse, wenn ein kofferbeladener Wagen einem Bahnhof zujagte. Das war ein Reisemorgen. Schön mußte es sein, so hinaus zu können in diese blanke Welt. Unter manchem flotten Blumenhut tauchte, wenn auch kein Prinz, wie in der guten, alten Zeit, so doch der Sohn eines Kommerzienrats, Bankiers oder sogar eines weltberühmten Mannes auf. Die Welt war schön heute.

In einer der koffergetürmtesten Autokutschen sauste Melinda durch den frischen Morgen. Neben sich Bobby mit dem silbernen Halsband des russischen Fürsten. Der Fürst selbst wollte erst in einigen Tagen folgen. Und wenn er es nicht tat, war es ebenso. So viel Melinda von Geographie verstand, lag Wien nicht weit von Ungarn, wo die reichen Magnaten herdenweise hausten. Sie war nicht kleinlich und wenn

sie gewußt hätte, daß von Priskow jetzt im festen Schlaf tausend Mark nebst nicht unerheblichen Spesen an ihr verdiente, hätte sie es ihm von Herzen gegönnt. Leben und leben lassen...

Im Senfschen Hause ließ man die Sonne einstweilen erst in die Vorderzimmer hinein. Rückwärts waren die Fenster noch fest verhängt und dahinter ging man auf Zehenspitzen. Man wußte noch nicht, ob sich die Migräne der gnädigen Frau über Nacht gebessert.

Der Hausherr saß auf dem Balkon im Korbstuhl. Er genoß Ruhe, Morgenduft, Tee, Sonnenwärme, Eier, Knuspergebäck und Marmelade und flüsterte: „Nur nicht wecken. Um Gottes willen, nich vorzeitig wecken."

Wahre Gattenliebe fängt bei sich selber an...

Auch in Matthias' Wohnung wartete ein gedeckter Frühstückstisch auf dem Balkon. Ein dichter, blütenweißer Mullstoff lag, wie ein Brautschleier, schützend darüber ausgebreitet.

Matthias aber hatte sich ganz in der Frühe auf einen Waldspaziergang begeben.

Melchior wartete gähnend und verdrießlich seiner Rückkehr. Sein Herr hatte die ganze Nacht Geige gespielt und wenn dies auch Melchior nicht wach hielt, so schlief er doch unruhiger dadurch. Er träumte dann stets und selten etwas Angenehmes. Die Sonne blendete ihn heute...

Nur Herrn von Priskow kümmerte das gute Wetter so wenig, wie ihn das schlechte störte. Da er die Leidenschaften der Menschen kannte, hatte er gestern seiner Wirtschafterin aufgetragen, das Telephon erst in den Kaffeewärmer zu stecken und dann noch drei dicke Leibbinden, in die die Motten gekommen waren, und die nun im Haushalt verwendet

wurden, darüber zu wickeln. Dann hatte er angeordnet, daß auch alle an ihn in der Frühe kommenden Telegramme, Rohrpostbriefe, Expreß- oder Eilsendungen wie gewöhnliche Briefe zu behandeln seien. Also einfach auf den Schreibtisch zu legen wären. Er hatte sich als Privatmensch wie als Polizist mit Recht gesagt, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei.

Nichts aber macht allen die gleiche Freude.

Das Aufsichtsfräulein des Telephonamtes, das diesen Morgen noch eben so schön und blau gefunden, konnte sich gelb ärgern über die Beschwerden, die sofort nach Eröffnung des Amtes begonnen. Eine nervöse Dame und ein ungeduldiger, ganz leise sprechender Herr klingelten in kurzen Zwischenräumen, wie wildgewordene Weckeruhren, nach einer Nummer, deren Teilnehmer auf nichts reagierte.

Als sie der Dame die Teilnahmlosigkeit des Teilnehmers zum zehntenmal mit zunehmender Mattigkeit versicherte, hatte diese gerufen, daß dies einfach nicht möglich sei.

Worauf das Fräulein vom Amt sich nicht hatte versagen können zu antworten, daß in ihrem Beruf alles möglich sei. Nicht nur einfach, sondern doppelt.

Die Dame hatte sich darauf aufs schärfste alle Belehrungen verbeten, die nicht eng im Bereich ihres Amtes lägen.

Das Fräulein seufzte. Jedem scheint der eigene Beruf der schwierigste. Sie hätte sich damit trösten können, daß eine Drahtschlinge um den Kopf und Abhängigkeit von zahllosen Menschen das heimliche Wahrzeichen aller Ämter sei.

Sie wußte es nicht und nahm es daher als besondere Ungerechtigkeit, daß gerade, als sie in ihr zweites Frühstück biß, der bisher so stumme Teilnehmer bellenden Alarm in ihre Ohren klingelte.

Herr von Priskow fand es unerhört, daß man vom Amt

andauernd mitteilte, daß sich bei ihm niemand melde. Er säße seit mindestens zehn Minuten festgenagelt an seinem Schreibtisch.

Das Fräulein konnte nichts antworten, da der Leberwurstbissen zu groß geraten. Wer weiß, wozu das gut gewesen? Im rechten Augenblick schweigen zu können ist auch am Fernsprecher oft dringend geboten ...

Frau Helene aber hatte bald darauf den großen Vorzug, Herrn von Priskows kräftige Stimme zu hören.

Sie erfuhr, daß es dem Meister seines Berufs tatsächlich, wenn immerhin auch nicht leicht, gelungen sei, Gewünschtes aufzufinden. Erst seit zehn Minuten sei er aus jenen dunkeln Bezirken nächtlicher Forschungskunst zurückgekehrt. Aber dafür standen Adresse, Lebenslauf und Herkunft der gnädigen Frau zur freien Verfügung. Sie hatte nur die Zeit seines Besuches zu bestimmen.

Frau Helene antwortete matt, daß sie, obgleich Herr von Priskows gestriger Besuch zu den interessantesten Stunden ihres Lebens zählte, nicht imstande wäre, ihn heute zu empfangen.

Herr von Priskow erwiderte, daß er sich, so sehr er es sich zur Ehre rechnen würde, die Früchte seiner Arbeit persönlich in ihre Hand zu legen, nicht aufdrängen wolle. Und nur wenige Höflichkeitsbezeugungen später hatte man sich dahin geeinigt, seinen gegenseitigen Verpflichtungen durch Boten nachzukommen. Von Priskow bat noch, sich auch bei späteren Eventualitäten seiner und seiner Diskretion erinnern zu wollen. Dann war auch dieses Geschäft erledigt.

Es wäre nun höchste Zeit gewesen, sich mit Frau Helenes Sohn zu beschäftigen. Denn von Matthias lagen schon drei

Telegramme und ein Eilbrief auf dem Schreibtisch. Herr von Priskow hatte nur den letzten genau gelesen. Er enthielt nichts, als ein großes Fragezeichen.

Aber mittlerweile hatte Herr von Priskow auch den blauen, sommerlichen Tag entdeckt. Er sah die Notwendigkeit ein, sich noch einmal umkleiden zu müssen und tat es mit dem ganzen Genuß eines Mannes, der wußte, daß ihm sein gutes Geschäft nicht davonlaufen konnte. Als er nach einer guten Weile im grauen Gehrock, die hellen Handschuhe in der Rechten, den flotten Schnurrbart neu geschwärzt und gestriegelt, auf die sonnige Straße trat, fühlte er, daß es ein Verbrechen wäre, nicht das Auto, das er auf Matthias' Konto zu setzen hatte, bei diesem göttlichen Wetter zu sparen. Langsam ging er zu Fuß. Am Kurfürstendamm rastete er auf der Sonnenseite in dem Vorgarten eines Kaffees, um ein wenig in den ausländischen Zeitungen zu blättern. Die Ehescheidungsprozesse im „Figaro" interessierten ihn stets. Das waren so Ausnahmen, wo sich doch etwas vom Auslande lernen ließ.

Daß sich seine Konsultation dadurch etwas verzögerte, genierte ihn nicht. Das war das Künstlerische an seinem Beruf, daß man ihn nicht kontrollieren konnte...

Matthias hatte nur eine Tasse ungesüßten Tee getrunken. Zu kauen wäre ihm heute unerträglich gewesen. Er hatte den Wald durchstreift und nur Liebliches gesehen. Schmetterlinge, die sich umjagten; junge Rotkehlchen, die fliegen lernen wollten; Eichkätzchen, die sich auf hohem Aste schniegelten und striegelten, wie hübsche Mädchen vor dem Spiegel. Er hatte ganz aus der Nähe einem Spechte zugeschaut, der taktfest und unermüdlich seinen Schnabel schlug, als wär' er der Kapellmeister des ganzen Waldes. Als hinge das Konzert von Morgenstimmen allein von seinem Dirigieren ab. Und war

es nicht so? Wer konnte diesem Specht das Gegenteil beweisen? Sind wir nicht das, was wir uns einbilden?

War es nicht Pflicht, an solchem Morgen zu jubilieren? Man lebt doch nur so kurze Zeit und ist so lange tot...

Matthias hatte diesen Spruch nicht nur geistig vor Augen. Er trug das Bild, worauf er geschrieben, frei in der Hand. Aus hygienischen Gründen. Es sollte im Morgentau des Waldes auslüften. Denn da Herr von Priskow es nicht der Mühe für wert gehalten, dieses liebliche Abbild in einen Pergamentumschlag zu hüllen, haftete ihm der Tabakduft einer männlichen Brieftasche an. Wenigstens war es möglich. Das genügte Matthias.

Hier im Wald verstand Matthias auch, daß es nur natürlich war, daß diese ungekünstelte Lieblichkeit Marie Schmied heißen mußte. Gab es eigentlich einen schöneren, klareren Namen als Marie? Betrüblich nur für denjenigen selber, der bei diesen melodischen Silben zuerst an eine Berliner Köchin denken mußte. Matthias fühlte, daß ihn nur die Nähe eines von Priskow so tief hatte herabsetzen können. War Marie nicht Scharen von Gläubigen ein heiliger Name?

Und war es ein Verbrechen, Schmied zu heißen? War ein Schmied nicht das Sinnbild der Kraft und Unabhängigkeit? Vielleicht hatten Mariechen Schmieds Ahnen schon den Rittern der Kreuzzüge Schwerter geschmiedet? Es gibt genug Adel, der sich weder verbrieft noch gebucht beweisen läßt. Und doch da ist.

Matthias fühlte, daß er die Verbindung mit Herrn von Priskow möglichst bald hinter sich haben mußte. Darum versuchte er bei jedem kleinen Wirtshaus, wo ihn sein Weg vorüber führte, Anschluß an ihn zu bekommen.

Er bestellte sich jedesmal eine Tasse Kaffee. Um sie un-

berührt stehen zu lassen. Er hatte jede einmal kopfschüttelnd in die Hand genommen und lange betrachtet. Als wäre er in einer Ausstellung für Kulturgegenstände. Es war ihm unbegreiflich, daß es Leuten möglich war, dieses fingerdicke Porzellan an den Mund zu führen. Sich eine dicke Steinmauer zwischen den Lippen zu zwängen, um sich ein wenig Kaffee einzuträufeln. Wann wird die Zeit kommen, daß man dieses furchtbare Trinkgefäß der Berliner Vergnügungslokale mit demselben befremdenden Staunen betrachten wird als die Speisewerkzeuge der Hottentotten?

Und wenn Matthias in solchen Sinnen weiterwanderte, entwarf er in Gedanken einen kleinen goldenen Taschenbecher, den er anfertigen lassen wollte. Es war ja möglich, daß man einmal mit einer Dame hier unter den weitgeästeten, grünen Bäumen Rast machen wollte.

Als dann Matthias zu Hause im Schatten des lichten Grüns saß und noch immer keine Nachricht von Herrn von Priskow vorlag, verstand er auch dies. Er war überzeugt, daß der tüchtige Mann rastlos für ihn arbeitete. Es rührte ihn. Man lebt doch nur so kurze Zeit...

Sanfte Erwartung beherrschte ihn. Ohne Schlaf, ohne Speise, nur ein Bad zu Ehren der Nacht- und Tageswende, fühlte er sich wunderbar leicht. Er hätte sich zugetraut, eine Elfe zum Tanze zu führen. Rauchend, die Blicke in dem hellen Laub, überlegte er, ob sich nicht mit ein wenig Überlegung die groben Funktionen der Materie zum größten Teil wenigstens umgehen ließen.

Aus diesem Forschungsgebiet schreckte ihn Melchior mit der Meldung, daß ihn eine verschleierte Dame dringend zu sprechen wünsche. Als er seines Herrn Erschrecken sah, fügte er eilig hinzu, daß er die Betreffende in Anbetracht ihrer Er-

regung, trotz aller Proteste, auf der Treppe habe stehen lassen. Sie hatte allerdings nichts bei sich. Wie zum Beispiel ein kleines Kind. Mache, bis auf die Erregung, überhaupt einen gediegenen Eindruck.

Matthias war aufgesprungen und schüttelte Melchior nur wortlos am Rock. Endlich befahl er ihm, die Dame sofort in das kleine Bibliothekzimmer zu führen.

„Wohin?" fragte Melchior.

Dieses Zimmer war das Allerheiligste. Dort hatte der Herr die liniierten Blätter liegen, auf denen er heimlich selber Töne machte; die Bildermappen waren dort verborgen, und nicht einmal Fräulein Melinda oder Herr Trettin, geschweige die Frau Mama, durften dort hineingeführt werden.

Aber er wartete vergebens auf Antwort. Sein Herr war im Schlafzimmer verschwunden. So führte er die Dame, wohin man ihn befohlen.

Sie aber sagte nur: „Flegel."

Melchior spürte, hier läge ein Formfehler vor. Aber nun war es zu spät.

Matthias stand vor dem Spiegel. Er hatte keine Ahnung, was für eine Krawatte er sich heute nach dem Frühbad umgeschlungen. Er riß sie sich jedenfalls ab. Er war entsetzt, wie er heute aussah. Welche taktlose Übereilung dieses Herrn von Priskow. Und doch — vielleicht — man lebt doch nur so kurze Zeit — — Warum warten?

Er probierte schon das dritte Schlipsband. Rot war zu grell, blau zu bürgerlich, grün zu geckenhaft. Schließlich begnügte er sich mit einer Seidenschlinge, die alle drei Farben diskret vereinte. Jetzt hieß es den Scheitel finden. Er war doch seit seiner Konfirmation auf der linken Seite gewesen.

Die Haare standen heute wie Borsten. Der Kopf war ein unübersehbares Gelände.

Melchior klopfte. Die Dame bäte dringend, vorgelassen zu werden.

Daß sie ihn ein zweitesmal: „Flegel" tituliert hatte, wagte er nicht mitzuteilen. Ein Diener hat nicht vorzugreifen.

Matthias schob ihn beiseite und war im Bibliothekzimmer. Wie nach einem Kopfsprung fühlte er sich plötzlich vor der Verschleierten auftauchen. Im gleichen Augenblick rief es in ihm: Zu kurz, zu breit. Ein Geschäftsversehen des Herrn von Priskow.

Und sicher und kühl fragte er, womit er dienen könne.

Es kicherte unter dem Schleier, bevor er zurückgeworfen wurde und sich Matthias von Bettys Augen schräg angelächelt sah.

„Ein Scherz?" fragte Matthias.

„Bitterer Ernst," antwortete Betty.

Ohne jede Vorbereitung ergriff sie Matthias' Hände, erklärte, daß sie eines gewissen Menschen nicht wert sei und beschwor ihn, ihr trotzdem zu ihrem Glück zu verhelfen. Dem einzigen, wahren Glück, dem vom Himmel für sie bestimmten. Sie schluchzte vor Erschütterung auf, lehnte sich an Matthias' Schulter und fühlte Sympathie für ihn in sich aufsteigen.

Nahe Berührung Fremder war Matthias nur in den seltensten Fällen erträglich. Er schüttelte Betty ab, wie einen Maikäfer.

Bettys Sympathie verschwand. Matthias war ihr wieder so unangenehm wie stets. Aber sie brauchte ihn.

Der Zweck heiligt die Mittel.

Sie lächelte Matthias innig an und sagte: „Trettin oder niemand.“

Nach diesen Worten warf sie sich erschüttert in einen Sessel, und Matthias hatte Zeit gefunden, sich hinter einem Notenständer verschanzen zu können.

Von diesem sicheren Standpunkt aus sagte er, daß er sie nicht verstehe. Er habe doch in keiner Hinsicht über Trettin zu verfügen.

Betty antwortete, daß sie begreife, daß Verschmähtsein bitter sein müsse, daß sie aber an seine Großmütigkeit appelliere und ihn trotzdem bitte, sie glücklich zu machen.

„Mache mich glücklich, Matthias!“ schluchzte sie auf. Und schien nicht abgeneigt, sich aufs neue an ihn lehnen zu wollen.

Matthias fuhr sich mehrmals über die Stirn. Er fühlte sich nicht mehr leicht wie der Tanzpartner einer Elfe, sondern bleischwer überwacht.

Mit müder Stimme fragte er, wann, wie und wo denn jemand verschmäht worden wäre, und erklärte, daß ihm irgendein Zusammenhang fehlen müsse, den sie bei ihm voraussetzte und er daher nicht imstande sei, sie zu verstehen.

Betty lächelte mitleidig und sagte, daß sie ihn um so besser verstehe, seine stolze Beherrschung ehren und also alles Verschmähtsein beiseite lassen wolle.

Und während sie ihren Schleier wieder vor das Gesicht nestelte, erfuhr Matthias endlich, daß der gestrige Regen Betty und Trettin in ein und dasselbe Auto gebracht. Daß sich im Lauf der schnellen Fahrt die Lippen unbeabsichtigterweise nicht nur in lebhaftem Gespräch nahegekommen waren; daß aber, als Betty, den Wagen verlassend, Trettin fragend zugeflüstert: „Wann kommst du zu Papa?“, er ihr

zugerufen: „Niemals, mein Liebling. Mein Ehrgefühl bewegt sich auf derselben Höhe wie meine Schulden."

„Er ist ein Heiliger," rief Betty zum Schluß ihres Berichtes, „aber du mußt ihn bekehren helfen. Man muß ihn zwingen, mit Papa zu reden."

Bei dem Wort Heiliger war Matthias eingefallen, daß Trettin in dem Auto sicherlich weiter zum Opernhaus gefahren war, wo eine Etelka im Ballett eine Lilie in zweiter Reihe tanzte, was aber nicht hinderte, daß sie in Trettins Gefühlen in erster Linie stand.

Aus diesen Gedanken heraus und weil er ohnedies etwas antworten zu müssen glaubte, sagte er, daß Heiliger übertrieben sei.

Betty stand auf. Bis auf die Augen war alles kerzengerade an ihr. Sie sagte, daß sie Matthias für weniger kleinlich gehalten. Sie werde sich selber zu helfen wissen. Und indem sie ihm anempfahl, sich sowohl wie Trettin zu sagen, daß ihre Liebe noch größer sei als Trettins Schulden und Ehrgefühl, war sie hinaus.

Matthias aber warf sich aufs Sofa und war einen Augenblick später fest eingeschlafen.

Er rührte sich nicht, als Melchior leise hineinkam, um den Herrn in der bekannten Geschäftsangelegenheit zu melden.

Auf Zehenspitzen brachte sich Melchior wieder hinaus. Er begriff, daß die Natur ihr Recht verlangte. Zum Geigen war die Nacht nicht da. Und was die geschäftlichen Angelegenheiten anging, hatte Melchior zu beobachten geglaubt, daß sie die anderen stets bedeutend mehr interessierten als seinen Herrn. Der hatte selber Geld genug.

Er dachte also nichts Besseres tun zu können, als dem Ge-

schäftsherrn mitzuteilen, daß sein Herr im Augenblick verhindert sei, ihn zu empfangen.

Da sich von Priskow über nichts wunderte, sagte er nur, daß er seinen Besuch gegen Abend wiederholen werde, und ging.

Auch hier zeigte es sich, daß ihn ein Klient nicht beleidigen konnte. Nicht angenommene Besuche galten selbstverständlich als Konsultation.

Als er sich draußen im Sonnenschein langsam und aufs Geratewohl wieder der Stadt näherte, kam ihm ins Gemüt, daß sich für diese Summe, die, falls das gute Wetter anhielte, die vier ersparten Autos auf Konto Senf ergeben würden, mancher Familienvater von früh bis abends quälen müsse. Er fühlte die Wonne des Frühlings. Der nächste Bettler erhielt aus hellen Glacés ein Fünfpfennigstück.

Vierzehntes Kapitel

Nichts ist unheilvoller, als wenn Diener denken. Diese Funktion ist in ihrer Ausbildung nicht vorgesehen. So wußte Melchior nicht einmal, daß das Glück meist im Schlaf kommt.

So geschah es, daß Matthias die holden Frühlingsstunden, von denen Herr von Priskow in fachmännischer Ahnung angenommen, daß sie dem Herrn Doktor zur Bereicherung seines Wissens durch Fräulein Marie Schmied dienen sollten, vollkommen weltentrückt verbrachte. Nicht einmal Träume mahnten ihn...

Aber eine Familie fragt nicht, ob jemand schläft, wenn sie sich über ihn entrüsten will.

Eine Frau, an die Matthias nicht im ausgeruhtesten Wach=

sein gedacht haben würde, weinte um ihn. Das war Tante Rosa. Die Mutter Bettys.

Tante Rosa war die treue Gattin von Helenes Bruder, des anderen Herrn Senf, der den größten Teil des Tages Matthias' Vater als Kompagnon in dem mit Leder- und guter Zigarrenduft wohltemperierten Privatkontor gegenübersaß.

Und sie war die Mutter eines Senf junior, der am Tage tadellos, wie aus dem Modejournal gestiegen, die verschiedenen Lagerplätze der vom Bergwerk gespendeten Kohlen kontrollierte, alte Beamte kühl behandelte und jüngere anschnarrte. Und der am Abend überall da zu finden war, wo die zahlende Jugend das Leben zu packen glaubte.

Tante Rosa hatte ihr ganzes Leben ihrer Familie geopfert. Als die Kinder noch klein und entzückend niedlich waren und Amme und Kinderfrau hatten, war sie nicht aus der Sorge herausgekommen, daß diese tüchtigen, verläßlichen Leute einmal mit der Kost oder Behandlung unzufrieden sein konnten und ihr den Dienst kündigen würden. Später kamen die Schulsorgen. Die Konkurrenz ihres Sohnes mit dem gleichaltrigen Vetter, mit Matthias, der spielend leicht lernte, war nervenzerrüttend für eine Mutter. Betty lernte gut, aber ihre immer mehr zutage tretende, aparte Augenstellung zehrte an einem Mutterherzen. Wenn es Betty auch nicht nötig hatte, eine Schönheit zu sein, eine wahre Mutter ist eitel auf ihr einziges Töchterchen. Jetzt, wo die Kinder groß waren, bekümmerte es Frau Rosa, daß Herbert — er hatte diesen Namen, obwohl eigentlich Konrad für ihn vorgesehen war, von Frau Rosa erhalten, weil sie gefunden, daß er bei der Geburt wie ein Lord gelächelt habe —, daß also dieser Herbert kein Kind mehr war und selten eine Nacht im Eltern-

hause verbrachte. Betty aber hielt manchmal Reden, von der eine Mutter, die ihr ganzes Leben der Erziehung ihrer Kinder geopfert hatte, nicht begreifen konnte, wie sie in ihres Kindes Mund kamen. Wie zum Beispiel gestern abend, wo Betty erklärte, daß Schulden ebenso ein Zufall wären wie Reichtum.

Zu alledem kam, daß Frau Rosa ein Haus mit zwei Küchen, drei Badestuben, einer Gemäldegalerie, einem Musiksalon, einem Speisesaal, einem Wintergarten, einem Treibhaus und außerdem noch zehn wirklich bewohnbaren Zimmern nebst einem achtköpfigen Personal zu beaufsichtigen hatte. Ihre Gedanken kamen kaum einmal am Tage über dieses Reich hinaus, das sich genau so wie der allgemeine Weltball beständig drehte und veränderte. Zu diesem kamen noch die gesellschaftlichen Verpflichtungen und die Beiwohnung aller Erstaufführungen im Berliner Theaterleben. Zu denen Frau Rosa nie ganz pünktlich und oft so gehetzt kam, daß sie erst, wenn der Vorhang das erstemal fiel, auf dem Theaterzettel erspähen konnte, wie das Stück hieß und ob es von einem berühmten oder noch obskuren Verfasser sei. Denn ihr Gatte nahm dergleichen leider ganz gleichgültig. Sie mußte zufrieden sein, wenn er nicht in den Pausen offen auf der Logenbrüstung den Abendkurs in der Zeitung studierte. Betty aber nahm man nicht mit zu einem Theaterstück, dessen Inhalt man noch nicht geprüft hatte. Herbert war allerdings anwesend. Doch ging er für sich. Aber er grüßte seine Eltern. Von Loge zu Loge. Kühl und doch intim. Wie ein Lord den anderen.

Diese arme, geplagte Tante Rosa war von einer guten Freundin, einer Frau Geheimrat, die ihren Töchtern leider nur die Protektion ihres Gatten mitzugeben hatte, schon bei

der Morgenschokolade angerufen worden. Um ihr mitzuteilen, daß ihre Älteste, die Musiklehrerin, das liebe Bettychen schon im Morgengrauen im Hause ihres Vetters Matthias habe verschwinden sehen. Die gute Freundin war überzeugt, daß solches nur hinter dem Rücken eines liebenden Mutterherzens geschehen sein konnte. Aber sie hielt die Freundespflicht zu hoch, um dieses peinliche Vorkommnis verschweigen zu können.

Frau Rosa hatte in der ersten Bestürzung geantwortet, daß vielleicht das Ganze nur auf einem Irrtum der Kurzsichtigkeit des ältesten Geheimratsfräulein beruhe. Eine Mutter wagt viel.

Aber die andere Mutter antwortete, daß ihre Älteste nicht schlechter sähe als die meisten Menschen, und dies ein Fall sei, wo niemand kurzsichtig sein könne.

Worauf sich Frau Rosa endlich soweit auf sich besann, sich für den großen Freundschaftsbeweis der Geheimrätin zu bedanken und sich für heute zu verabschieden.

Ihre Schokolade war kalt geworden; ihre Wangen brannten. Wie so oft in ihrem geopferten Leben fühlte sie, daß etwas geschehen müsse, ohne zu wissen, was. Sie dachte an ihren Gatten. Aber sie war gewiß, daß er wie immer, wenn es sich um die Kinder oder das Häusliche handelte, nichts anderes erwidern würde als: „Das versteht keiner so gut wie du, mein Röschen."

Niemand wird sich schlechter machen wollen, als die Nächsten von ihm glauben. Röschen widersprach darum nie in solchem Fall. Sie opferte sich.

Sie sah ein, daß nur Helene Rat wissen konnte. Sie, die so richtig vorausgeahnt hatte, wo die eigene Mutter blind gewesen.

So läutete Frau Rosa mitten in Frau Helenes Migräne hinein. Sie erzählte, was sie soeben erfahren, und fügte hinzu, daß in solchem Fall nur der Mann zu verdammen sei. Ein Gentleman empfange nicht am hellen Tage die Besuche unschuldiger Mädchen.

Helene war von diesem Zwischenfall freudig überrascht. Sie hatte es gerade schwarz auf weiß, daß die sogenannte Dame mit dem Pudel die Tochter einer Serpentintänzerin sei und auch selbst über einen, in recht schrägen Kehren auf- und niedersteigenden Lebenswandel verfüge.

Sie entschuldigte daher die verzeihliche Romantik, die nach Geheimnissen hascht, auch wo es nicht nötig wäre.

Frau Rosa, mit der Fülle praktischer Beschäftigung behaftet, seufzte. Daß sich Helene diese Romantik nicht abgewöhnen konnte. Selbst die Jahre hatten nichts daran geändert.

Sie antwortete unverhohlen, daß sie einen solchen Besuch weniger idyllisch als kompromittierend auffasse. Halb Berlin habe den Vorgang beobachtet, und ganz Berlin spreche darüber.

„Was für einen Vorgang?" fragte Frau Helene beunruhigt.

„Nun, den Besuchsakt," schrie Rosa zurück. Lauter, als es die vortrefflich vervollkommnete Erfindung Edisons benötigte.

„Kinderei!" flötete Helene zurück.

„Von welcher Seite?" fragte Rosa rasch zurück. Sie neigte, wie alle Sichaufopfernden, leicht zum Beleidigtsein.

„Von unserem Pärchen natürlich," rief Frau Helene doppelt sanft. „Von wem sonst?"

Noch eine ganze Weile tauschten sie in dieser Weise ihre Meinungen über den Vorfall, sich gegenseitig immer deutlicher zum Bewußtsein führend, daß es sich bei jeder von ihnen um eine werdende Schwiegermutter handelte.

Schließlich übernahm Helene als Mutter des männlichen Teils die weitere Verantwortung. Sie wollte mit Matthias reden und die Angelegenheit dahin führen, wohin die Familienehre sie hingeführt zu werden verlangte.

„Tue das," sagte Rosa und schluchzte auf. Wieder opferte sie sich, indem sie einer anderen überließ, wonach jedes Mutterherz drängte...

Helene hatte gehofft, ihre Migräne noch heute abend in ein Familienfest umwandeln zu können.

Matthias aufzusuchen war ausgeschlossen. Sie wünschte sich nicht noch einmal unliebsamen Begegnungen auszusetzen. Durch den Fernsprecher aber ließ sich diese nahegehende Sache noch weniger erledigen. Sie beschloß, ihn durch einen Vorwand herzulocken. Den silbernen Halter, eine alte Goldschmiedearbeit und ein Geschenk von Matthias, in der Hand, überlegte sie einen stichhaltigen Grund. Wichtige Familienangelegenheit würde kaum genügen. Matthias nahm die Familie leider nicht wichtig. Nur etwas wirkte immer: Erkrankung des Vaters oder der Mutter. Da war er sofort zur Stelle und überschwemmte die Wohnung mit Delikatessen und seltenem Obst. Einen Augenblick lang schmerzte Helene der Gedanke, diese Fürsorge fortan mit Betty teilen zu müssen. Aber es mußte sein. Besser mit Betty als mit einem Fräulein Melinda und nach und nach vielleicht mit einem ganzen Corps de ballet. Sie setzte die Feder an und schrieb, daß eine leidende Mutter ihres Sohnes bedürfe. Als sie das große Büttenpapier versiegelte, war sie überzeugt, die Wahr-

heit geschrieben zu haben. War sie nicht leidend? Und brauchte sie nicht Matthias, wenn sie ihr Versprechen halten wollte?

Es ist lange nicht so schwer, ehrlich zu sein, als man glaubt...

Mit dem Büttenbrief auf silbernem Teller schreckte Melchior seinen Herrn auf. Zur Mittagszeit, wo er ein gesichertes Recht zum Wecken hatte.

Matthias' Erschütterung wäre größer gewesen, wenn er solchen Alarmruf zum erstenmal erhalten, und wenn er sich nicht des gestrigen Zusammenpralls mit Melinda erinnert hätte. So fragte er, nachdem er den Inhalt des Briefes überflogen, ob nicht sonst jemand dagewesen oder Nachricht gegeben.

Melchior meldete gehorsamst, daß niemand dagewesen. Außer jenem schnauzbärtigen Herrn in Geschäftsangelegenheiten. Der käme abends wieder.

Sein Lächeln bei dieser Meldung zeigte deutlich, daß er sich gedacht, jener Besucher gehöre zu denen, die nicht verloren gehen.

Aber schon mußte er merken, daß Selbstdenken meist ein Fehlgriff ist.

Es war sein Glück, daß Matthias Senf zu den wenigen Menschen gehörte, deren Meinung es ist, daß man sich am höflichsten seinem Gesinde gegenüber benehmen müsse.

Er bekam nur einige unartikulierte Laute zu hören und die spezifizierte Erklärung, daß er keine Besuche auf eigene Faust abzuweisen habe.

Matthias aber eilte an das Telephon, um möglichst schnell Herrn von Priskows habhaft zu werden.

Dort antwortete eine Frauenstimme, daß Herr von Priskow weder anwesend noch zu bestimmter Zeit zurückerwartet

werde. Sie fragte nach dem Namen des Anrufenden und ob sie etwas bestellen könne.

Es war Herrn von Priskows Haushälterin. Die ihm, seit er Witwer war, die Wirtschaft führte, ihm nicht nur die Pantoffeln wärmte und in alle Diskretion mit eingeschlossen war. Sie hätte Matthias leicht und billig sagen können, daß diese Marie Schmied, die sie der Photographie nach ganz niedlich, aber durchaus nicht so besonders gefunden, daß man sich ihretwegen in Unkosten zu stürzen brauchte, das sechste Kind eines Amtsschreibers war, der mit täglich achtstündigem Ausschreiben von Hundesteuermarken und Fahrraderlaubnisscheinen seine vielköpfige Familie ernährte. Das war gewiß keine Kleinigkeit. Und wohl aus diesem Grunde war die achtzehnjährige Marie schon seit einem Jahr Verkäuferin in dem großen Warenhaus.

Man ist der Wahrheit oft näher, als man ahnt.

Es fiel Matthias nicht ein, dieser Dienstbotenstimme mit seinem Namen aufzuwarten. Er schloß das Gespräch.

Es hieß nun den Tag bis zum Abend einzuteilen. Diesen lichten, versäumten Frühlingstag. Wenn er jetzt speisen ging, würde er Trettin treffen. Aber war er Bettys Rächer? Oder Trettins Vormund? Intime Angelegenheiten waren hinterher selbst zu zweien peinlich. Zu dritt oder viert einfach unmöglich. So etwas tut man, aber man spricht nicht darüber. Es war ihm höchst unangenehm, daß ihn Betty mit dieser unnötigen Privatangelegenheit belastet.

Melchior kam und meldete, daß Karl, der Diener des Elternhauses, im Namen der gnädigen Frau anfrage, ob der Herr Doktor keinen Brief erhalten habe.

Matthias ließ antworten, daß er sofort kommen werde. Zuerst allerdings mußte er aus den Kleidern heraus, in

denen er am hellen Tage geschlafen. Er kam sich wie ein Strolch vor.

Als er seine Brieftasche auf den Tisch legte, stach er sich. Das kleine Glasherz hatte sich an seine Fingerspitzen gehakt. Er nahm es hervor. Der billige Preis von 48 Pfennigen hing noch daran. In Kleinigkeiten war Herr von Priskow bis zur Übertriebenheit ehrlich.

Das Zimmer war voll Sonne, und die roten Glassteinchen leuchteten, als wären sie mit Blut oder Wein gefüllt. Matthias, der es bisher nicht fertig bekommen hatte, irgendeine Art von Imitation in die Hand zu nehmen, dachte, daß falsche Vorurteile um manche Freude bringen.

Und gleich darauf machte er sich klar, welches Entzücken erst der Licht einsaugende, wieder ausstrahlende und doch immer in sich selber funkelnde Edelstein in einem jungen Wesen auslösen müsse, das so unschuldsvoll die Schönheit im Steinchen aus rotem Glas aufzuspüren verstand. Oder spukte hinter jener jungen, goldumrahmten Stirn der auf Erden vergessene Traum eines Schmiedurahns der Goldhammerkunst?

Das simple Herz, die wohlfeile Photographie deuteten auf Bescheidenheit des Standes. Volksweisen hatte die Geige nächtens gesungen. Selbstgefundne oder irgendwo einmal gehörte, weiche Melodien, wie sie am Rande von Italiens Landstraßen den Wanderer begleiten oder von den Schweizer hohen Almen ins nahgerückte Blau steigen.

Aber war nicht jedes schöne Mädchen eine heimliche Prinzessin? Paßten auf diese schmalen Finger, die nur nach unberührten Blumen greifen wollten, nicht die edelgefeiltesten Ringe? Mußte nur der Prinz kommen, der Glück und Glanz zu geben verstand.

Eine muntere Frühlingsfliege setzte sich auf das rote Herz

und, heftig davon fortgescheucht, auf Matthias' Nasenspitze. Matthias nieste. Eine Körperfunktion, die er als besonders lächerlich und unharmonisch mißachtete.

Aber gegen Insekten kann der Mensch so wenig an wie gegen die meisten Schickungstücken. Die Fliege surrte, im Glück des kurzen Daseins, unermüdlich zwischen Herz und Nase.

Matthias packte den Schmuck hastig fort und beeilte sich, fertig zu werden.

Es wäre ihm allerdings ein leichtes gewesen, diesen blindtaumelnden Bazillenüberträger mit einem Klatsch aus dieser Welt zu schaffen. Aber er tötete kein Lebewesen. Er wußte nicht, was ihn dazu berechtigte. Obwohl ihm anderseits bewußt war, daß dieses ekle, aufdringliche Geschöpf imstande war, im Lauf eines einzigen Sommers rund vierzigtausend Nachkommen zu produzieren.

Gegen Familienereignisse zu kämpfen, gehört jedoch besondere Kraft.

Matthias war nicht dazu geschaffen.

Er wußte also auch wenig zu erwidern, als seine Mutter ihn, in ihrem mit Pfefferminz und Baldrian durchtränkten Boudoir, dazu zwingen wollte, Bettys Ehre durch eine umgehende Verlobung zu retten.

Den Sachverhalt aufzuklären schien ihm unritterlich. Also unmöglich.

So konnte er sich nur in Mystik hüllen. Geheimnisvolle Gründe schienen ihn zu hindern und für alle Zeit von Betty zu trennen.

„Seit wann?" forschte Frau Helene erregt. Auf Mystik gab sie gar nichts.

Matthias versicherte, daß ihm Betty nie nahe gestanden hatte.

Frau Helene glaubte es ihm nicht. Sie sagte ihm offen, daß sie es besser wisse.

Wie Pfeile an einer Eisenmauer prallten alle Beteuerungen Matthias' an diesem Besserwissen ab.

Dazwischen pries Frau Helene, in dem ihr naheliegenden Überschwang, den Segen der standesgemäßen Ehe. Sie nannte die Ehe den Gipfel geistigen Verflochtenseins und andere menschliche Beziehungen den Abgrund aller Frivolität.

Zur Notwehr getrieben, antwortete Matthias mit der Frage, ob sie denn selber das höchste Erdenglück in diesem vielgepriesenen Stand gefunden.

Sie schmetterte ihm zurück, daß der Mensch nicht um des Glückes willen lebe. Sondern vor allen Dingen Pflichten zu üben habe. Und rasch stellte sie die Ehe als heiligste Menschenpflicht auf.

„Man lebt doch nur so kurze Zeit und ist so lange tot," summte es plötzlich aus dem Teekessel, der neben ihnen sang und dessen Flamme bei dem lebhaften Wortwechsel aufgeregt züngelte.

Matthias mußte lächeln.

Frau Helene, die gerade demonstrierte, daß die einfachste Pflichterfüllung in der Ehe das ethische Bewußtsein im Menschen fördere und ihn darum aufs höchste beglücke, konnte dieses Lächeln nur als Beleidigung auffassen.

Sie sagte, daß es ihr ein Rätsel wäre, daß Matthias ihr eigener Sohn sei. Und bat ihn, seine tiefgebeugte Mutter allein zu lassen.

Matthias erhob sich, verlegen nach einem einlenkenden Worte suchend.

Schließlich sagte er, daß noch nicht aller Tage Abend sei und auch er vielleicht noch eines schönen Tages dieser Staatsbürgerpflicht nachkommen werde.

Frau Helene aber war aufgestanden und das Riechfläschchen in der Rechten, rief sie: „Du bist durchschaut, mein Sohn. Ich sage, wenn auch mit Ekel, nur das eine Wort: Melinda!“

Darüber mußte Matthias unversehens herauslachen.

Seine Mutter wandte ihm weinend den Rücken und er tappte betreten hinaus.

Auch Weinen und Lachen wollen richtig hantiert werden.

Fünfzehntes Kapitel

Nichts ist gut, wenn es übertrieben wird. Nicht einmal Wissensdurst.

Herr von Priskow tupfte sich die Stirn. Da lag zwischen ihm und Dr. Senf die Liste, in der, neben den Eltern, alle sieben Geschwister von Fräulein Marie Schmied aufgeführt waren. Mit Namen und genauen Geburtsdaten. Denn wenn von Priskow auf dem Statistischen Amte arbeitete, sagte er sich: Wenn schon, denn schon. Und nun fragte dieser übergründliche Klient seelenruhig nach den Urahnen dieses Ladenfräuleins. Ob es Huf- oder Goldschmiede gewesen.

Jedoch der Tüchtige muß sich zu beherrschen wissen.

Von Priskow lächelte und bedauerte höflich, daß heutzutage wohl mancher Hund und zahllose Pferde über einen Stammbaum verfügen, aber selten eine Warenhausangestellte. Und dann erlaubte er sich den Rat, daß alle weiteren, gründlicheren

Forschungen von dem Herrn Doktor persönlich ausgeführt werden könnten. Selbst sei der Mann.

Matthias liebte nicht Ratschläge von Leuten, die er bezahlte. Er stand auf, dankte Herrn von Priskow für seine Bemühungen, deren weitere Erledigung sein Bankhaus übernehmen würde und entließ den Meister seines Berufs ohne Händedruck.

Undank ist der Welt Lohn. Niemand wußte das besser als von Priskow. Gerade die Leute, die er von innen und außen kannte, pflegten ihn bei späteren Begegnungen überhaupt nicht zu kennen. In dieser Hinsicht waren alle seine Klienten blind oder gedächtnisschwach. Aber man muß sie nehmen, wie sie sind. Wären sie alle miteinander Engel, wo bliebe sein einbringlicher Beruf?...

So zufrieden mit der Weltordnung zu sein war Matthias Senf nicht gegeben.

Er prüfte von Priskows Statistik. Seine Stirn verfinsterte sich. Nicht weil die gesamte Summe von des Amtsschreibers Einkommen so viel betrug, wie Dr. Senf gewohnt war für Seife auszugeben: Armut ist keine Schande. Im Gegenteil. Anspruchslosigkeit schien Matthias bei anderen oft der gerade Weg zu ihrem sogenannten Glück. Was ihn verdroß, war die sonderbare Mischung in der Namenauswahl von Fräulein Maries Geschwistern. Wie schlicht und innig war der Name Marie! Aber ihr folgte eine Kunigunde, ein Sigismund, ein Florian und ein Mitglied der Familie Schmied war sogar Melitta benannt. Melitta Schmied! Hieß das nicht bei einem jährlichen Familieneinkommen von dreitausend Mark ein Mädchen geradezu für Abwege zu prädestinieren?

Matthias prüfte die Ziffern. Melitta war allerdings erst

neunzehn Monate alt. Sie war die jüngste. Marie die älteste. Bald neunzehnjährig. Die Rüstigkeit von Papa Schmied war beinahe peinlich. Wenigstens für Menschen, die den Wert im Individuum sehen und nicht in der Masse. Aber was konnte Marie dafür? Er sah sie unschuldsvoll lächeln. Man lebt doch nur so kurze Zeit...

Matthias sah nach der Uhr. Es fehlten zwölf Minuten an acht. Wenn er sich ein Auto nähme und dem Kutscher Trinkgeld gäbe, könnte er gerade noch kurz vor Schluß an den Toren des Warenhauses sein.

Er eilte hinaus. Aber selten geht etwas so rasch, wie man möchte. Die beiden Autos, die an der Straßenecke standen, waren nicht zu gebrauchen. Das eine war grün mit gelb, wie Spinat mit Ei; das andere nicht nur rosenrot, wie Himbeerspeise bei Kindergesellschaften, es hatte noch obendrein lila Räder. Wozu gab es eigentlich so viel Gesetze, Verwarnungen und Anordnungen im preußischen Staat, wenn die dringendsten Geschmacksangelegenheiten jeder Willkür preisgegeben waren.

Endlich fand sich ein dunkelgrüner Wagen, dem zu winken Matthias imstande war.

Die Normaluhr auf dem großen Platze klingelte gerade die acht Feierabendschläge in das unentwirrbar scheinende Knäuel von Menschen und Wagen, durch das sich das Auto mit Trinkgeldschnelle Bahn riß. Kaum einen Augenblick später hielt es vor dem Seitenausgang des Warenpalastes.

Als Matthias rasch aus dem Wagen gesprungen war und gezahlt hatte, stutzte er.

Man glaubt oft der einzige zu sein, um gleich darauf erkennen zu müssen, daß man nur einer von vielen ist.

Das Tor war von Wartenden belagert, wie ein Theater-

eingang. Junge, jüngste, ältere und alte Herren, auch einige weibliche Wesen bewachten mit der Sicherheit altgewohnter Tätigkeit das große Bogenrund unter der gläsernen Schaufensterwand. Überall krachten Eisengitter vor Fenster und Türen, wie wenn sich die Masse der wohlfeilen Waren nachtsüber in Raubtiere verwandeln könnte. Nur dieser Torausgang blieb frei. Allein bewacht von den spähenden Blicken. Schon hörte man Tritte und bald wogte es im rücksichtslosen Gedränge durch das Tor. Hastige Schritte eilten heraus, um, sobald sie das Freie gewonnen hatten, vom Lärm der Straße verschluckt zu werden.

Menschenansammlungen waren Matthias schauderhaft. Nicht nur am Schlusse von schwülen, die Hautfeuchtigkeit fördernden Tagen, wie heute. Aber wenn man stets herrisch versucht hatte, nur das zu tun, was einem zuträglich schien, mußte man auch einmal die Probe vom Gegenteil ertragen können.

Matthias hielt stand im Gewühl. Er merkte nicht einmal, wie er von seinen neuen Genossen gemustert wurde. Die älteren Herren betrachteten ihn besonders beunruhigt. Der jüngste, wassergescheitelte, der bald mit einem kleinen Fräulein, das tagsüber Pakete schnürte, um die Ecke bog, hatte sogar halblaut angedeutet, daß solch Autoinsasse auf gutem Fuß mit seiner Portokasse stehen müsse. Matthias hatte nicht Zeit gehabt, diese Bemerkung, die er kaum verstanden hätte, zu hören. Er stand mit vorgerecktem Hals. Er wäre nicht der erste gewesen, dem es mißlungen wäre, unter vielen die Rechte zu finden. Zu allem gehört Übung. Nicht gewohnt, in die Masse zu sehen, begannen seine angestrengten Blicke bald zu verschwimmen. Da tauchte ein schmales, von schwarzem Scheitel umrahmtes Gesicht auf, das ihn an etwas Ange-

nehmes erinnerte. Er blickte ein zweitesmal hin, um nun zu sehen, daß dicht daneben Marie Schmied schritt. Sie war es. Zweifellos. Bleicher als bei der ersten Begegnung. Was der heimlichen Prinzessin noch besser anstand.

Mit geübter Geschicklichkeit durchschnitten die beiden Mädchen die Menschenflut. Es war gar nicht leicht, ihnen zu folgen. Matthias staunte, wie aufrecht, ohne jemanden zu streifen, Marie in freier Ruhe daherschritt, wie in leerer Weite. Die kleinere Begleiterin dagegen bog sich wie eine Gerte im Sturm.

Wo der Tiergarten begann, schwenkten die Mädchen ab. Auf einer von Kastanienblättern überdachten Querallee strebten sie dem Moabiter Stadtviertel zu.

Dort wohnte die Familie Schmied. Wie Matthias wohl bekannt war.

Man nutzte also den milden Frühlingsabend zu einem Spaziergang. Mied, trotz vielstündiger Arbeitsmüh', die Stickluft der menschengefüllten, geschwinden Bahn.

Nicht lange, und man war wieder in belebteren Straßen. Das Grün des stillen Tiergartens war in schwarzes Nichts versunken. Laternen blendeten am Straßenrand und aus Schaufenstern. Und wieder wogte der Menschenstrom. Plötzlich neigte sich die hohe Blonde, gab der kleinen Brünetten einen schnellen Kuß und war in einem Hausflur verschwunden.

Matthias war gleichen Augenblicks stehen geblieben. Wie ein Motor, dem der Strom ausgegangen. Daß ihn die vorwärts wollenden Straßengenossen stießen und pufften, spürte er nicht. Hier wohnte sie also. Es war ein altes, gewöhnlich anmutendes Haus. Von der schmutzigbraunen Farbe, die

eingang. Junge, jüngste, ältere und alte Herren, auch einige weibliche Wesen bewachten mit der Sicherheit altgewohnter Tätigkeit das große Bogenrund unter der gläsernen Schaufensterwand. Überall krachten Eisengitter vor Fenster und Türen, wie wenn sich die Masse der wohlfeilen Waren nachtsüber in Raubtiere verwandeln könnte. Nur dieser Torausgang blieb frei. Allein bewacht von den spähenden Blicken. Schon hörte man Tritte und bald wogte es im rücksichtslosen Gedränge durch das Tor. Hastige Schritte eilten heraus, um, sobald sie das Freie gewonnen hatten, vom Lärm der Straße verschluckt zu werden.

Menschenansammlungen waren Matthias schauderhaft. Nicht nur am Schlusse von schwülen, die Hautfeuchtigkeit fördernden Tagen, wie heute. Aber wenn man stets herrisch versucht hatte, nur das zu tun, was einem zuträglich schien, mußte man auch einmal die Probe vom Gegenteil ertragen können.

Matthias hielt stand im Gewühl. Er merkte nicht einmal, wie er von seinen neuen Genossen gemustert wurde. Die älteren Herren betrachteten ihn besonders beunruhigt. Der jüngste, wassergescheitelte, der bald mit einem kleinen Fräulein, das tagsüber Pakete schnürte, um die Ecke bog, hatte sogar halblaut angedeutet, daß solch Autoinsasse auf gutem Fuß mit seiner Portokasse stehen müsse. Matthias hatte nicht Zeit gehabt, diese Bemerkung, die er kaum verstanden hätte, zu hören. Er stand mit vorgerecktem Hals. Er wäre nicht der erste gewesen, dem es mißlungen wäre, unter vielen die Rechte zu finden. Zu allem gehört Übung. Nicht gewohnt, in die Masse zu sehen, begannen seine angestrengten Blicke bald zu verschwimmen. Da tauchte ein schmales, von schwarzem Scheitel umrahmtes Gesicht auf, das ihn an etwas Ange-

nehmes erinnerte. Er blickte ein zweitesmal hin, um nun zu sehen, daß dicht daneben Marie Schmied schritt. Sie war es. Zweifellos. Bleicher als bei der ersten Begegnung. Was der heimlichen Prinzessin noch besser anstand.

Mit geübter Geschicklichkeit durchschnitten die beiden Mädchen die Menschenflut. Es war gar nicht leicht, ihnen zu folgen. Matthias staunte, wie aufrecht, ohne jemanden zu streifen, Marie in freier Ruhe daherschritt, wie in leerer Weite. Die kleinere Begleiterin dagegen bog sich wie eine Gerte im Sturm.

Wo der Tiergarten begann, schwenkten die Mädchen ab. Auf einer von Kastanienblättern überdachten Querallee strebten sie dem Moabiter Stadtviertel zu.

Dort wohnte die Familie Schmied. Wie Matthias wohl bekannt war.

Man nutzte also den milden Frühlingsabend zu einem Spaziergang. Mied, trotz vielstündiger Arbeitsmüh', die Stickluft der menschengefüllten, geschwinden Bahn.

Nicht lange, und man war wieder in belebteren Straßen. Das Grün des stillen Tiergartens war in schwarzes Nichts versunken. Laternen blendeten am Straßenrand und aus Schaufenstern. Und wieder wogte der Menschenstrom. Plötzlich neigte sich die hohe Blonde, gab der kleinen Brünetten einen schnellen Kuß und war in einem Hausflur verschwunden.

Matthias war gleichen Augenblicks stehen geblieben. Wie ein Motor, dem der Strom ausgegangen. Daß ihn die vorwärts wollenden Straßengenossen stießen und pufften, spürte er nicht. Hier wohnte sie also. Es war ein altes, gewöhnlich anmutendes Haus. Von der schmutzigbraunen Farbe, die

aus dem Dunst vieler zusammengepferchter, ungepflegter Menschen und ewig prutzelnder Zwiebelpfannen gemischt zu sein schien. Weder eine selbsttätige Mechanik noch ein bissiger lebendiger Pförtner hüteten den Eingang. Die einzigen Hüter des Hauses waren die spalierbildenden Kartoffelkörbe am Straßenrand. Sie schienen der Hauptfundus eines Gemüsegeschäfts, dessen Besitzerin sie jetzt, mürrisch und müde, in den Keller zu rücken begann.

Matthias hatte es schwarz auf weiß, daß die Familie Schmied das dritte Stockwerk bewohnte. Er ging auf die gegenüberliegende Straßenseite und blickte zu den erleuchteten Fenstern hinauf. An allen Scheiben hingen auf Glas gezogene Photographien. Liebhaberkunst als Geburtstagsgeschenk. Papa Schmied schien ein Fanatiker der Vervielfältigung.

Mitten im Straßengewühl tauchte vor Matthias ungerufen eine Wohnstube mit roten Plüschmöbeln auf. Über dem hochlehnigen Sofa ein großer Spiegel, der die Gesichter aller lebenden Familienmitglieder beständig anders zurückwarf, während um seinen breiten Plüschrand sämtliche Verstorbene der glücklichen Familie eingerahmt und unter Glas, unbeweglich lächelten oder steifen Blicks und gerader Haltung auf einen Punkt in weiter Ferne starrten.

Matthias begriff, daß er seiner Prinzessin in ihrem häßlichen Zauberbann nicht gegenüberzutreten vermochte. Und auch anderswo nicht als Dr. Matthias Senf.

Einmal im Leben sollte ihm das Bergwerk nicht den Rang ablaufen. Hatte er das nicht bei jedem jungen Weib erlebt, dessen Bekanntschaft er gemacht? Kaum daß sie sich seinen Namen eingeprägt und sich über seine Unabhängigkeit im bürgerlichen Wettkampf gewundert hatten, war ihnen von irgendeinem ihrer lebenskundigeren Familienangehörigen das

unergründliche Bergwerk in den Gedankenkreis geschoben worden.

Sie begannen nach dessen Höhe und Tiefe zu forschen, wollten wissen, wieviel Arbeiter dort jahraus, jahrein, Tag und Nacht arbeiteten; ob es wirklich wahr wäre, daß man allein in Berlin über mehr als zwanzig Lagerplätze verfügte. Und wenn er geantwortet hatte, daß er davon gar nichts wisse und dieses die Angelegenheit seines Vaters, Onkels und Vetters wäre, hatte er bald herausgefühlt, daß man ihn in der Stille der einfachen Herzen für minderwertig hielt. Ausgenommen den Punkt: Anteilscheine.

Nein, er mußte Marie Schmieds Lebensstraße als Standesgenosse kreuzen oder nie. Mochte sie selbst herausfinden, ob er mehr war, als er schien...

Er schritt jetzt wieder zwischen Bäumen. Das Ufer der Spree lockte ihn weiter. Bis er vor den bunten Lampen der „Zelten" stand. Aneinandergefädelte Gastwirtschaften. Ein Warenstand des Vergnügens. Stimmengewirr, Tellergeklapper, Bier- und Zigarrendunst zeigten, daß man auch hier dem lauen Frühlingsabend seinen Tribut zollte.

Matthias sagte sich, daß die Familie Schmied hier manchen Sonntagnachmittag verbracht haben mochte. Vielleicht hatte man Marie schon im Kinderwagen hier an den Rand der Spree geschoben.

Sollte ihm ein solcher Aufenthalt zu schlecht dünken? Er bog mit energischem Ruck in den warmen Dunstkreis der vollbesetzten Tische. Unschlüssig ging er zwischen den Reihen. Nirgends ein freies Tischviereck. Er schien wieder umkehren zu müssen, obwohl ihm der umwedelnde Kellner erklärte, daß für einen einzelnen an jeder Ecke ein freier Stuhl wäre.

Endlich entschloß er sich, einem Paar gegenüber Platz zu

nehmen. Es war ein Soldat und wahrscheinlich eine Köchin. Sie saßen schweigend, aber eng nebeneinander und ließen nur von Zeit zu Zeit ihre Bierseidel wie zwei schwere Körper aneinanderprallen.

Der eifrige Kellner hatte sich zurückgezogen. Dieses Garteneil gehörte nicht zu seinem Entfaltungsgebiet. Aber schließlich stand ein Kollege von ihm zwischen dem Soldatenpaar und Matthias und wimpelte mit einer Serviette, die er unter der dunkler glänzenden Achselhöhle hervorgezogen, über die rote Tischdecke. Trotzdem die Gasflammen flackerten, hatte Matthias sofort bemerkt, daß die Aufschläge seines schwarzgrauen Fracks ein einziges Komplex von Fettflecken waren. Auch wenn sich die Serviette nicht wieder in ihre feuchte Höhle zurückgezogen hätte, wäre ihm der Appetit genommen gewesen. Er bestellte zwei harte Eier und ein Mineralwasser.

Das Glas reinigte er mit seinem unberührten Taschentuch außen und innen aufs gründlichste.

Die Enggeschmiegte stieß ihren träumenden Soldaten in die Rippen, um ihn auf dieses Tun aufmerksam zu machen. Er glotzte verständnislos auf den emsig Beschäftigten. Das Mädchen erklärte. Natürlich war's ein Kellner auf Freistunde, dem's gewohnte Gewerbe noch in den Fingern juckte. Nun grinsten sie vereint zu Matthias hinüber.

„Jawohl, Gewohnheit ist 'ne gute Sache," sagte der Soldat.

Matthias sah erschrocken hoch. Er hatte gar nicht bedacht, daß die schweigend Versunkenen auch sprechen konnten.

Er lächelte zurück. Er freute sich über das rasche Verständnis dieser einfachen Leute. Über ihr schnelles, gesundes Erfassen der Situation.

Der Kellner brachte die Eier. Sie lagen auf einer sehr bunten Papierserviette und waren geschält. Auf jedem sah man deutlich den schwarzen Daumenabdruck der Köchin, die, vielbeschäftigt, nicht nur Eier zu schälen, sondern auch am rußigen Herd, heißbäckig, zu hantieren hatte.

„Wohl bekomm's!" sagte der Kellner und legte, nachdem er noch eilfertig eine zudringliche Mücke zwischen Daumen und Zeigefinger zerdrückt, eigenhändig eine Semmel neben das Gedeck des Gastes, dessen große Perle in der Krawatte er erst jetzt bemerkt hatte. Dann wimpelte er noch einmal mit dem Wäscheschatz seiner Achselhöhle um den Teller herum und sprang, auf einen fernen Messerruf gegen Tellerrand, endlich davon.

Matthias sah ängstlich auf sein Doppelgegenüber. Er wußte, daß er diese Eier nicht anzurühren vermochte. Aber was mußten diese gewiß hart arbeitenden Menschen von dieser Nichtachtung einer guten Gottesgabe denken?

„Schöne Eier," lobte das Mädchen. „Die bringt nicht jede Henne fertig. Aber wir hatten zu Haus eine Schwarze, die legte sechs solche Riesendinger in der Woche."

„So, so," murmelte der Soldat mit Anerkennung.

Und beäugte gleichfalls das wohlgelungene Hennenwerk auf dem Teller da drüben.

Matthias räusperte sich. Mehrmals.

Endlich war es gelungen; er hatte gefragt, ob er seinem Gegenüber die Eier anbieten könne.

Sie wehrten sich. So war es nicht gemeint gewesen. Jedem das Seine. Sein Magen würde wohl auch dafür Verwendung haben. Überfüttert sähe er nicht aus.

Matthias suchte ängstlich nach den rechten Worten der Überredung. Er wußte schließlich nichts Besseres zu sagen,

als daß die Eier sonst doch in den Kehricht kämen. Um dunkel über diese geschmacklose Taktlosigkeit zu erröten.

Wir handeln oftmals am richtigsten, wenn wir uns dessen gar nicht bewußt sind.

Das Mädchen lächelte geschmeichelt, sagte: „Na, denn bin ich so frei," griff ein Ei, steckte es erst einmal ins Salzfaß und noch ein zweitesmal, nachdem es abgebissen hatte.

Der Soldat folgte genau ihrem Beispiel.

„Vorzüglich," sagten sie einstimmig mit gefülltem Mund.

Matthias lächelte dankbar.

Aber gerade der Natürliche will Gutes mit Gutem vergelten.

Nun sollte Matthias auch einen Schluck aus dem Seidel des Soldaten trinken.

„Immer zu, junger Mann," überredete er. „Eine Hand wäscht die andere."

Matthias' Stirn wurde feucht. Erst nach der dritten verzweifelten Ablehnung kam er auf den glücklichen Gedanken, eine ansteckende Krankheit vorzuschützen.

Damit gab sich das Paar endlich zufrieden. Es nahm auch bald darauf Abschied.

„Gute Besserung," wünschte der Soldat, als er militärisch grüßte. —

Matthias fühlte nun doch, daß er auch heute das Essen so gut wie ganz vergessen hatte. Er war recht erfreut, als er im Brotkorb ein in Pergamentpapier luftdicht verschlossenes Päckchen mit Zwieback fand. Er knabberte es mit großem Behagen und sehr nachdenklich.

Mit unbeschwertem Magen hat man die besten Einfälle.

Matthias kam zu dem Entschluß, morgen früh den Besitzer des Warenhauses aufzusuchen, dem er gesellschaftlich oft ge-

nug begegnet war. Er würde ihn um eine Anstellung bitten. Ohne Gehalt, aber in demselben Reich, in dem Marie Schmied zu wirken hatte.

Er durchblätterte beim Flackerschein der bunten Flammen von Priskows Aufzeichnungen. Sie wiesen eine Lücke auf. In welcher Weise Marie Schmied tätig war, fand er nirgends vermerkt. Hier sollte wohl Matthias' eigene Forschungskunst einsetzen.

Nun, sie würde es auch.

Zufrieden schlenderte Matthias unter dem neuen, herb vom Nachttau duftenden Blättergrün nach Haus.

Nichts ist beglückender als der Glaube, ein neues Feld der Tätigkeit für sich entdeckt zu haben...

Selten aber breiten sich Hoffnung und innere Zufriedenheit über eine ganze Familie aus.

In Matthias' Elternhaus saß ein sorgendes Paar noch wach, als der Sohn schon lange, lächelnd, schlief.

Zum ersten Male hatte Frau Helene tiefste Teilnahme bei ihrem Gatten gefunden. Heute konnte sie sich nicht über ihn beklagen.

Sie hatte ihres Gatten Wissen zuerst mit der Nachricht bereichert, daß sich Matthias weigere, Betty zu heiraten. Trotzdem zweifellos ein intimes Einverständnis zwischen ihm und ihr bestand.

Darauf hatte Herr Senf, noch kartenlegend: „Unsinn" gesagt.

Auch der Besuch am hellen Tage galt ihm nicht als Beweis. Im Gegenteil. Er sah darin einen Gegenbeweis.

Frau Helene hatte geseufzt und bemerkt, daß ihr Gatte leider in allem, was sie sage, Gegenbeweise sehe. Sie wünschte nichts sehnlicher, als daß er heute mit seinem gewohnten

Widerspruch recht behalten würde. Aber bittererweise hatte sie das grausame Geschick den Schleier vor Matthias' Herzenskammer lüften lassen.

Auch hier hatte Herr Senf noch ruhig seine Karten weitergelegt. Seiner Gattin in ihr romantisches Gebiet zu folgen, hatte er nur im ersten Ehejahr für nötig gehalten.

Erst als Frau Helene ihre Lippen damit beschmutzte, daß sie frei heraussagte, daß Matthias in naher Verbindung mit der einzigen Tochter einer in Vergessenheit geratenen Serpentintänzerin stände, glitten ihm die Karten aus der Hand.

„Entsetzlich," hatte er gestöhnt.

Und jedesmal, wenn sie in der fließenden Hast ihrer Erzählung den Namen „Pudel-Melinda" — wie sie diese freche Person in freier Privatrache eigens für sich getauft hatte — erwähnte, stöhnte er wieder leise vor sich hin.

„Das hüte Gott," hatte er mehr als einmal gemurmelt.

Er war doch hochmoralisch. Helene war stolz auf ihn.

Schließlich war sie es noch, die ihn trösten mußte. Die ihn daran erinnerte, daß dergleichen lockere Beziehungen selten ewig währten und sich meistens mit der Zeit von selbst auflösten. Man mußte seinem guten Geschmack vertrauen und auch hier dasselbe hoffen.

Zum ersten Male seit langer Zeit schied sie von ihrem Gatten mit einem Kuß auf die Stirn.

Sechzehntes Kapitel

Das ist auch so ein rätselhaftes Geheimnis, daß die kostbaren Uhren ihre Pflicht meistens nur ganz langsam erfüllen, während ihre Kameraden in billigen Gehäusen und ab-

genutzten Taschen wie atemlose Reiter mit der Zeit davonjagen.

Matthias saß auf seinem Balkon und sah in kurzen Pausen auf seine Uhr, die in ihrem dicken Goldpelz die Minuten langsam wie Honigtropfen absickern ließ. Dabei war es ein sonniger, wanderfrischer Morgen. Aber Matthias mußte sich in Geduld fassen. So wenig er von geschäftlichen Dingen verstand, soviel wußte er doch, daß man keinen Chef eines großen Unternehmens aufsuchen konnte, ehe er die Morgenpost gelesen.

Endlich war die Zeit so weit vorgekrochen, daß er sich zu Fuß auf den Weg machen konnte.

Als er dem Herrscher des Warenhauses gemeldet zu werden wünschte, fragte man: „In welcher Branche?"

Er verstand nicht sofort und stotterte: „In eigener Angelegenheit."

Er fühlte, daß er hier im Korridor, hilflos zwischen zahllosen verschlossenen Türen, einen seiner nicht würdigen Eindruck machte. Er holte aus seiner Brieftasche seine Visitenkarte hervor und gab sie dem grinsenden Meldejungen. Zum ersten Male ärgerte er sich nicht über das auffallende Brillantmonogramm auf der Tasche, die ein Geschenk seiner Mutter war. Um sich allerdings einen Augenblick später noch heftiger darüber zu ärgern, daß es ihm in den Sinn kommen konnte, einem Botenjungen imponieren zu wollen.

Um diese Tölpelei einigermaßen zu verwischen, ließ er zu der Visitenkarte eine kräftige Geldmünze gleiten.

Der Junge, der einen durchdringenden Blick auf das Monogramm geworfen hatte, ließ die Augen von Matthias auf das Geldstück und schnell wieder zurückspringen. Dann sagte

er mit lächelnder Kennermiene: „Verstehe, reisen in deutschem Sekt."

Bald darauf bat er Matthias, näherzutreten.

Der elegante Machthaber dieses weltbekannten Hauses wandte nicht den Kopf nach dem Eintretenden. Er blätterte in einem Bausch eingehefteter Briefe und sagte, daß er gar keinen Bedarf in deutschem Sekt habe. Die guten Sorten wären zu teuer und die billigen enthielten so viel Kohlensäure, daß sich das kaufende Publikum mit Recht sagte, daß es den gleichen Effekt mit einer Selterflasche für fünf Pfennig erreichen könne.

Matthias, im Bewußtsein, daß er an diesen Mann mit einer Bitte herantreten wollte, wußte nichts Besseres vorzubringen, als daß er noch nie in seinem Leben deutschen Sekt getrunken hatte.

Der Mächtige sah auf. Blitzschnell verwandelte sich sein Geschäftsgesicht in ein einziges Salonlächeln, und dem herzlich willkommenen Dr. Senf einen Klubsessel zurückend, erklärte er lachend, daß er durch eine hingeworfene Bemerkung dieses Rindviehs von Meldejungen einen Weinreisenden erwartet hatte. Visitenkarten läse er nie. In diesem Raum käme es auf den Preis und die Qualität der Ware an und nicht auf die Namensklangfärbung ihrer Vertreter.

„Notabene mit Ausnahme," fügte er lächelnd hinzu, während er Matthias eine Zigarre anbot. Nicht aus der Kiste, die aufgeschlagen bereitstand, sondern aus einer, die er aus einem Wandtresor hervorgeschlossen.

„Und womit kann ich dienen?" fragte er, als man sich mit den brennenden Zigarren gegenübersaß. Selten hatte er diese Frage hier mit einem so liebenswürdigen Lächeln gestellt

und mit solcher Sicherheit, auf kein Anliegen gefaßt sein zu müssen.

„Ich komme mit einer Bitte," sagte Matthias.

In das Salonlächeln ihm gegenüber schob sich sofort die scharfe Jägerwachsamkeit des zielsicheren Kaufherrn.

Als Matthias jetzt um die Gefälligkeit bat, unentgeltlich in die Reihen der Warenhausangestellten eintreten zu dürfen, zuckte es kaum merklich in den scharfgeschnittenen Zügen.

Nach zwei wohlgelungenen Rauchringen fragte der gewandte Kaufherr, ob Herr Dr. Senf vielleicht die Geheimnisse des Warenhauses zu einem literarischen Versuch zu verwerten gedenke. Davon würde er abraten. Das ganze Geheimnis wäre ein großes Rechenexempel. Eine bunte Wand, hinter der nichts als Zahlen ständen. Für einen Schönheitssucher wäre da nichts zu finden.

Matthias lächelte und versicherte, daß er gar nicht hinter die Wand zu sehen gedenke. Er beabsichtige, mit seinem Vorhaben gewissermaßen eine Freundespflicht zu erfüllen. Ein Freund von ihm habe einer seiner Verkäuferinnen gegenüber die ehrlichsten Absichten, halte sie sozusagen für etwas ganz Besonderes.

Hier seufzte der Massenbrotherr und murmelte: „Der Arme!"

Matthias überhörte es. Er hatte genug mit sich selbst zu tun.

Er fuhr in seinen Mitteilungen fort. Der Betreffende konnte natürlich die bewußte Dame nicht unbemerkt beobachten, und so hatte sich ihm Matthias für diese Freundespflicht zur Verfügung gestellt.

„Orestes und Pylades," sagte der Kaufherr höflich. „Und

8*

da ich in diesem Fall zur Indiskretion gezwungen: um welche meiner Damen handelt es sich?"

Matthias antwortete nach kurzem Zögern, daß ihn der Freund gebeten, den Namen der Dame nach Möglichkeit zu umgehen. Er solle nur zu erlangen versuchen, in demselben Rayon arbeiten zu dürfen wie ein gewisses Fräulein Schmied.

Der Chef stäubte die Asche seiner Zigarre in den Rücken eines silbernen Schweines, das Goldstücke im Maul trug, sagte: „Schmied? Schmied?! Marie! Ist das nicht so eine blonde Bohnenstange?"

Matthias schüttelte lächelnd den Kopf.

„Einen Moment," murmelte sein Gegenüber, sprach durch ein Telephon und bekam einen Augenblick darauf eine Liste gebracht.

„Ja," sagte er, nachdem er hineingeschaut, „da könnte ich Ihnen den Posten eines Aufsichtsherrn ansuggerieren. Es muß ja etwas sein, was keinerlei Vorkenntnisse notwendig macht."

„Gibt es denn das?" fragte Matthias, freudig erregt.

„In solchem Betrieb gibt es alles," erwiderte der Gefragte, den Blick schon wieder in den Papieren. Die Zigarre im Mund, erzählte er, daß solches Riesenunternehmen manche Anstandspflicht mit sich bringe. Da gäbe es unglückliche Verwandte von Aktionären oder Nachkömmlinge alter Adelsfamilien ohne Einkommen, aber mit Empfehlungen höchst einflußreicher Persönlichkeiten, die hier versorgt werden müßten. Noblesse oblige.

„So könnten Sie also die Stelle des gerade erkrankten Herrn von Wilkenstein-Förster in Vertretung übernehmen. Sie hätten da nichts weiter zu tun, als sich während der Geschäftsstunden auf dem Ihnen angewiesenen Platz beständig

aufzuhalten und zu den Vorübergehenden: Achtung, Stufe, meine Dame, beziehungsweise mein Herr zu sagen. Es ist, wie ich wohl nicht erst anzudeuten brauche, gerade an dieser Stelle eine kleine Treppe, die sich im Bauplan, trotz aller Gegenversuche, nicht vermeiden ließ. Sie sehen, eine Tätigkeit, die Sie nicht ganz absorbieren wird und Ihren Beobachtungen den weitesten Spielraum gibt, denn Sie sind dort nur handbreit vom Käselager entfernt."

„Käselager?!" Matthias hatte sich halb vom Platz erhoben, als wolle er die Flucht ergreifen.

Sein künftiger Chef sah ihn scharf an, so daß er sich sofort wieder zurücksinken ließ.

Er fragte nur schüchtern, was er denn gerade neben dem Käselager solle.

„Ja, sprachen Sie nicht von Marie Schmied?" fragte sein Gegenüber, bei aller Höflichkeit nicht ganz ohne Ungeduld. Dieses wenig einbringliche Geschäft zog sich etwas in die Länge.

„Ich habe allerdings," fuhr er rasch fort, „eine ganze Herde Schmieds auf Lager, aber nur eine Marie."

„Das glaub' ich," sagte Matthias warm.

„Nun also, diese Marie schneidet Käse; teilt sich darin mit zwei Kolleginnen."

Matthias fragte, ob dies auch kein Irrtum sei. Schließlich, in solchem Riesenbetrieb sei alles möglich.

Der Ungeduldige sah nach der Uhr, räusperte sich und sagte: „Mein werter Doktor, ich habe es hier schwarz auf weiß. Aber, gewiß, Käse! Ich verstehe Ihr Bedenken. Man braucht in dieser Hinsicht nicht einmal so heikel veranlagt zu sein, wie Sie; vielleicht sprechen Sie noch einmal mit Ihrem Herrn Freund. Auch die Freundschaft hat schließlich ihre Grenzen."

Er sah noch einmal nach der Uhr und stand auf.

Matthias erschrak. Er begriff, daß die Entscheidung drängte.

Auch paßte es ihm nicht, vor diesem Manne, mit dem kalten Amerikanergesicht, als ein Hasenfuß zu erscheinen.

Er stand ebenfalls auf und sagte, daß er keine Angst vor Käse habe. Wenn es dem Herrn also recht wäre, würde er schon morgen früh seine neue Tätigkeit beginnen. Wenn möglich, unter dem Namen Max Müller.

„Es wird meinem Hause zur Ehre gereichen," sagte der Weltmann ihm gegenüber. „Nur müssen Sie mir erlauben, Sie auf eins aufmerksam zu machen. So tiptop aus der Werkstatt eines Schneiders von Unter den Linden können Sie nicht auftreten, wenn Sie ungestört beobachten wollen. Sonst halten Sie Ihre neuen Kollegen im besten Fall für einen Polizeispitzel, wahrscheinlich aber für das reiche Söhnchen eines auswärtigen Geschäftsfreundes, der uns etwas abgucken möchte. Sie werden nicht als gleichgestellt angesehen und außerdem gehänselt und angepumpt werden."

„Ich werde mir sofort einen billigen, fertigen Anzug kaufen," rief Matthias pflichtbeseelt.

„Sehr gut," lobte sein Chef. „Und dann diese entzückende Uhrkette."

Matthias erklärte, daß er sie auf der Ponte Vecchio in Florenz entdeckt hatte, bei einem Goldschmied, der darauf schwor, ein Nachkomme Benvenuto Cellinis zu sein.

„Das müßte man in Kupferblech für fünfzig Pfennig das Stück nachmachen können. Das wär' ein Geschäft," sagte der andere träumerisch, mit der Kette spielend, die Matthias im Eifer seiner Erzählung losgenestelt hatte.

„Ja, mein werter Herr Doktor, davon müssen Sie sich für

eine Weile trennen, wenn Sie Ihren neuen Beruf voll erfüllen wollen," fuhr er fort. „Die große Perle dagegen lassen Sie ruhig stecken. Die wird hier kein Mensch für echt halten. Die Uhrkette jedoch nochmal so breit, aber unecht und mit einigen Korallenzacken, Elefantenzähnen und wenn möglich auch einer Berlocke oder einem Siegelring in der Magengegend."

„Entsetzlich!" rief Matthias.

„Alles Geschmacksache," erwiderte der große Handelsmann kühl. „Ich mache darin einen jährlichen Umsatz von siebzigtausend Mark."

Matthias hatte diesmal Beherrschung genug, um nicht noch einmal: entsetzlich zu rufen.

Im Gegenteile. Er sagte: „Hochinteressant."

Man schüttelte sich die Hände, verbeugte sich und nachdem man sich noch mehrmals versichert hatte, daß man sich gegenseitig ein großes Vergnügen bereitet hatte, trennte man sich.

Draußen saß auf jedem Stuhl ein anderer Wartender.

Matthias lächelte sie alle herzlich an.

„Dem ist's geglückt," sagte ein Stellungsloser zum anderen und sah ihm neiderfüllt nach...

Siebzehntes Kapitel

Während Matthias auf diese Weise einer neuen Biegung seines Lebens zustrebte, versuchte sein Vater, weite Serpentinstrecken zurück in die Vergangenheit zu nehmen.

Er saß in Herrn von Priskows Privatzimmer, den Stock mit dem schweren Silberknauf zwischen den Knien, und fragte, ob sein vielgerühmtes Gegenüber eventuell auch An-

gelegenheiten aufzuklären vermöge, die um mehr als dreißig Jahre zurücklägen.

Herr von Priskow, der zu Haus seinem Beruf in einer braunen Samtjoppe nachkam, lachte und sagte, daß von Priskow alles mache, wenn ...

Seine Hand in der Hosentasche klapperte einige Geldmünzen zusammen.

Matthias' Vater bemerkte darauf, daß dieses „wenn" kein Hindernis sein sollte und nannte seinen Namen.

Obwohl sich von Priskow weise genug gedünkt hatte, um sich nicht mehr wundern zu können, mußte er sich in diesem Augenblick eingestehen, daß er beinahe dumm vor Verwunderung aufglotzte. Aber er nahm diese Blamage gern in den Kauf. Diese merkwürdige Familie Senf schien sich zu einer Art von Altersversorgung für ihn auswachsen zu wollen. Er hatte nichts dagegen.

Es war darum mehr als gesellschaftliche Form, wenn er Herrn Senf senior jetzt versicherte, daß es ihm ein großes Vergnügen sei, ihn vor sich zu haben.

Herr Senf ging darüber hinweg und erklärte, daß es eine ganz unpersönliche Angelegenheit sei, die er behandelt zu haben wünschte.

„Selbstverständlich," schnarrte von Priskow dazwischen.

Herr Senf verzog das Gesicht und schien etwas darauf erwidern zu wollen. Wahrscheinlich aber fiel ihm ein, daß die erste Pflicht dieses Mannes Schnelligkeit war. Und nicht gesellschaftlicher Takt.

Er fuhr also fort und sagte nun, daß er auf Wunsch eines kürzlich verstorbenen Jugendfreundes in Erfahrung bringen möchte, wer der Vater einer gewissen Artistin Melinda ge-

wesen. Als Mutter gälte die bekannte Serpentintänzerin Marietta.

„Ganz recht, die Spanierin," rief Herr von Priskow untertänig dazwischen.

„Jawohl, aber aus Pasewalk," sprach Herr Senf ruhig weiter. „Ich sage das nicht, um die Dame bei Ihnen herabzusetzen. Nichts läge mir ferner. Aber ich möchte Ihre Forschungen natürlich in jeder Hinsicht erleichtern."

„Verbindlichsten Dank," sagte von Priskow mit Verbeugung. Sein Herz hüpfte. Er begriff, daß er auf dem Wege war, ein Zehntel des großen Loses zu gewinnen.

Er nahm das eleganteste von seinen Notizbüchern zur Hand und sagte, daß es also vor allen Dingen darauf anzukommen scheine, die ehemaligen, näheren Beziehungen der schönen Dame aufs genaueste nachzuprüfen. Es würde dies gewiß ein Register sein, das nicht von heut auf morgen durchstudiert sein würde.

Herr Senf hob so plötzlich den Stock, daß sich von Priskow unwillkürlich duckte. Was ihm nicht als Feigheit auszulegen war. Alle seine Klienten waren hochnervös.

Aber Herr Senf ließ den Stock nur dicht neben einer Fliege durch die Luft sausen und sagte dann genau so ruhig wie das Vorige, daß mancher besser als sein Ruf sein solle.

Herr von Priskow erwiderte, daß ihn dies in diesem Fall ganz speziell freuen würde.

Herr Senf blickte schnell auf und fragte, nicht ohne Erregung: „Sie auch? Wieso?"

Herr von Priskow antwortete: weil seine Aufgabe schon ohnedies schwer genug sein werde. Denn auch als Laie werde Herr Senf begreifen, daß Vaterschaft zu beweisen schon auf

sozusagen frischer Tat schwer sei. Aber dreißig Jahre später und mehr, das sei ein Riesenunterfangen. Es sei ungefähr dasselbe, als wolle man einen vor besagter Zeit verlorenen Brillantsplitter im Weltall wiederfinden.

Herr Senf sagte, daß er den Finderlohn für einen großen Brillanten anwenden würde. Und erhob sich.

Herr von Priskow versprach zu tun, was in Menschenkräften stehe.

Als Herr Senf wieder in seinem Privatbureau saß, fiel es seinem Schwager und Kompagnon auf, wie gealtert er aussah. Er hatte selbst in diesen Tagen nicht viel Freude zu Haus, denn Betty fiel einfach in Ohnmacht, wenn man gewisse Dinge mit ihr besprechen wollte und seine Frau verlangte, daß sein Sohn Herbert Matthias zum Zweikampf fordere. Nicht aus Mordlust, wie sie sagte, sondern weil sie zu wissen glaubte, daß dann Matthias aus Liebe zu seinen Eltern auf den rechten Weg geführt würde. Umsonst hatte der Gatte sie darauf aufmerksam zu machen versucht, daß ein Mann selten aus Liebe zu seinen Eltern heirate, aber sie hatte ihm geantwortet, daß dergleichen nur jemand beurteilen könne, der selbst sein ganzes Leben den Seinen geopfert habe.

Das alles war gewiß nicht schön und gemütlich, aber trotzdem ließ sich Herr Eduard Senf nicht davon herunterbringen. Er war überzeugt, daß es auch in anderen Familien im Wohnzimmer nicht so korrekt und heiter zuging, wie im Salon. Daß sich sein Schwager derartig von häßlichen Angelegenheiten ins Bockshorn jagen ließ, fand er memmenhaft.

„Große Kinder, große Sorgen," sagte er gemütlich aufmunternd durch den Tabakqualm seiner vorzüglichen Zigarre.

„Ja, ja," murmelte Herr Senf teilnahmslos und starrte weiter vor sich hin.

Er schien irgendwo in weiter Ferne etwas zu berechnen. Setzte er da in Gedanken vielleicht schon sein Testament auf?

Unbehagliche Vorstellung, jemandem gegenüber zu sitzen, der sich mit einem letzten Willen beschäftigt. Denn schließlich war es doch ein herrlicher Frühlingstag und genug zum Leben hatte man wohl auch.

Herr Eduard stand auf und sagte, daß man nach seines Gegenübers Ausdruck denken sollte, ein Grubenunglück wäre geschehen. Statt der paar lumpigen Privatküsse, die da geknallt sein mochten. Und die noch obendrein in der Familie blieben. Wenn er als Tochtervater die Sache auf die leichte Achsel nehme, brauchte man sich als Vater des Sohnes doch, weiß Gott, nicht zu alterieren. Um Himmels willen, man war doch in der eigenen Jugend auch kein weißes Schaf gewesen.

Herr Senf tauchte aus seiner Apathie auf und fragte, auf was Herr Eduard anspiele.

Herr Eduard antwortete, daß er an schöne Zeiten denke, die leider vergessen und vorbei. Er ging an den Wandschrank, goß einen dreigestirnten Hennessy ein, bot ihn vergeblich seinem Kompagnon an, trank ihn darauf selbst mit einem Seufzer des Genusses und verließ das Zimmer, wo es ihm nicht behaglich war.

Herr Senf aber sprang auf, holte aus dem Geheimfach das Kontobuch seines Privatlebens und versank in das Paradies der Erinnerung, unter dessen Palmen selten jemand ungestraft wandeln darf.

Achtzehntes Kapitel

Es gibt immer noch Leute, die überzeugt davon sind, daß Einkaufen am meisten Spaß macht, wenn man über viel Geld verfügt. Das ist ein Irrtum. Wer viel Geld hat, gibt sein Geld nur aus Langeweile aus. Wer aber nötig braucht, was er erstehen will, kauft mit Genuß.

Zum erstenmal in seinem Leben war Matthias Senf in dem glücklichen Zustand, etwas kaufen zu müssen, dessen er dringend bedurfte. Denn er war weder im Besitz eines billigen Anzuges noch einer unechten Uhrkette nebst Berloques.

Lange war er durch die Straßen gestrichen. Schaufenster ins Auge fassend, die sonst kein Blick von ihm gestreift.

Manches wohlfeile Modenstück brachte ihn zu der Ansicht, daß es besser wäre, wenn auch die Leute von heute, wie einst ihre Ahnen im Paradies, nur mit einem Feigenblatt bekleidet gingen. Bis ihn dann wieder die Proportionen mancher Passanten nachdenken ließen, ob nicht die körperbedeckte Zivilisation, trotz aller damit verbundenen Geschmacklosigkeiten, ein Segen sei.

Schließlich reizte ihn ein Firmenschild: „Zum billigen Kavalier". Das mußte das rechte sein.

Er trat über die Schwelle. Ein Herr, dem ein rotes Taschentuch aus der oberen Brusttasche leuchtete, fragte lächelnd nach seinem Begehr.

Matthias bat um einen ganz billigen Anzug.

Das Lächeln des Verkäufers wurde etwas zurückhaltender, als er langsam: „ganz billig" wiederholte.

Er verschwand, um mit einem buntgesprenkelten, braungelben Anzug über dem Arm zurückzukehren. Er sagte, daß dies ein totschickes Kleidungsstück zu vierzig Mark sei.

„Vierzig? Gibt es denn das überhaupt?" rief Matthias aus und trat einen Schritt von dem rauhen Wollgebilde zurück.

„Wie beliebt?" fragte der Verkäufer. Und als er Matthias' abweisende Züge sah, erklärte er kühl, daß man noch billigere Anzüge nicht führe. Da müsse sich der Herr schon nach der Chausseestraße und Umgebung bemühen.

Matthias verließ den Laden. Er fand das Betragen ungebührlich. Wenn er sich auch eingestehen mußte, daß er sich selbst unbeherrscht benommen.

Auf der Schwelle aber fiel ihm ein, wie oft manche heimliche Prinzessin ohne die gebührende Achtung behandelt werden möge, weil sie zum Sparen gezwungen war.

Er kehrte daher noch einmal in den Laden zurück und sagte: „Schämen Sie sich. Man taxiert den Menschen nicht nach seinem vermutlichen Geldbeutel."

„Nebbich," antwortete der Verkäufer und hieß einen Lehrling die Tür hinter dem Herrn schließen.

Aber wenn man etwas wirklich will, erreicht man es. Schon wenige Schritte später fand Matthias einen ähnlichen Laden.

Er betrat ihn sicherer als den eben verlassenen. Der Verkäufer behandelte ihn höflich, mit einem Schuß Mitleid. Er hatte sofort den guten Schnitt von Matthias' Paletot bemerkt und sich gesagt, daß er jemand vor sich hatte, der bessere Zeiten gesehen. Er riet zu einem Anzug für achtzig Mark, der dunkelgrau mit schwarzen Streifen seiner Meinung nach den Gipfel der Distinguiertheit vorstellte. Von Billigerem riet er ab. Billig kaufen sollten nur ganz reiche Leute. Denn das wäre das Teuerste. Bei diesem Anzug aber erhielt jeder Käufer vollkommen gratis ein Quadratstück ähnlichen Stof-

fes. Zur Reparatur des bei sitzenden Berufen, die ja leider die häufigeren waren, immer am ersten angegriffenen Hosenbodens. Außerdem konnte Matthias jeden Sonnabendabend nach Geschäftsschluß ungeniert kommen, um sich zum Sonntag die Bügelfalten aufplätten zu lassen. Bei „a propos Sonntag" empfahl der Tüchtige auch einen schwarzen Anzug. Hochpreiswert. Für Hochzeiten, Taufen, Beerdigungen geradezu unentbehrlich. Matthias dankte. Einen Sonntagsanzug besaß er. Dagegen schien er zum drittenmal versichert haben zu wollen, daß ihn der neue Anzug auch kleide.

„Forsch und adrett, wie ein aus dem Ei gepellter Gentleman," schwor der hinzugekommene Geschäftsinhaber. Und der Verkäufer, angefeuert durch die Nähe des Prinzipals, gelobte, daß alle Mädchenherzen nur so krachen würden.

Matthias beeilte sich, das Geschäft abzuschließen und fortzukommen. Den neuen Anzug nahm er als Paket mit...

Zur Uhrkette mit Magengarnitur aber sollte er nicht gelangen. Obwohl man glauben sollte, daß in den belebtesten Großstadtstraßen genug Talmi zu finden sei.

Matthias war auf seiner emsigen Suche wirklich bis zur Chausseestraße gelangt. Als er aber in einem Schaufenster angepriesen fand, daß dort Uhrketten aus Menschenhaar von Bräuten, Müttern, und so weiter jederzeit, rasch und preiswert, angefertigt wurden, fühlte er plötzlich, wie schwer das Paket in seiner Hand wurde.

Auch ein Päckchen zu tragen will geübt sein.

Er beschloß, sich von Melchior eine Kneiferschnur besorgen zu lassen, wie er sie neulich bei einem Herrn beobachtet hatte, den Melchior irrtümlich vorgelassen und der ihn durchaus gegen Brand, Einbruch, Unfall oder Wetterschaden hatte versichern wollen.

Inzwischen nahm er, in Anbetracht, daß er den billigen Rock erst in der Hand trug, ein einfarbiges Auto, das ihn aus diesen menschenüberfüllten Straßen rasch nach Hause brachte.

Als er den Anzug ausgepackt und gerade ausprobieren wollte, welche Art von Schlips dazu kleidsam sein würde, ohne aufzufallen, meldete Melchior Herrn Trettin.

Trettins erster Wunsch war ein Kognak. Dann fragte er, wo in aller Welt Matthias jetzt zu Mittag speise. Er habe ihn täglich erwartet, um ihm sein Leid zu klagen.

Matthias antwortete schnell, daß er sich alles denken könne. Nur keine Bekenntnisse.

Trettin sagte, daß er rede, wie er's verstehe. Gar nichts könne er wissen. Vor ein paar Tagen habe er sich, aus purer Höflichkeit, dazu hinreißen lassen, einer jungen Dame aus guter Familie das herkömmliche Zeichen der Hochachtung zu überreichen. Seitdem wage er sich nicht mehr nach Haus.

In Matthias regte sich Familienehrgefühl.

Er sagte, daß er, ganz abgesehen davon, daß ihm eine derartig übertriebene Höflichkeit zuwider sei, nicht annehme, daß sich Damen aus guten Familien zu Attentäterinnen ausbildeten.

Trettin, der sich inzwischen behaglich in einem Korbsessel der Veranda versenkt hatte, antwortete, daß es darauf ankomme, was man unter Attentat verstehe. Zwölfstrophige Gedichte, die sich nur reimten, wenn man den Versen hinten noch einen extra Fußtritt gebe, konnten in häufiger Wiederholung auch lebensgefährlich wirken. Besonders, wenn außerdem große Vergißmeinnichtsträuße mit dem zarten Befehl: „Blümlein traut, sprecht für mich" und Telegramme mit der Jubeldrohung: „J'y pense" diese Gefahr erhöhten.

Matthias schwieg darauf. Wie es immer seine Art war, wenn man Dinge erzählte, über die man nicht spricht. Aber er dachte, daß ein feinfühliges Geschöpf, und wenn es im einfachsten Heim lebte, solcher aufdringlichen Torheiten niemals fähig wäre. Er lächelte still.

Bevor Trettin jedoch dieses Lächeln, das er für Senfschen Größenwahn hielt, übelnehmen konnte, trat jemand auf die Veranda, der sich von Melchior, mittels eines Zwanzigmarkstückes, durchaus nicht hatte zurückhalten lassen.

Es war Herbert, Bettys Bruder.

Seine Mutter hatte ihm gesagt, daß sie ihn auf Knien anflehe, Matthias zu fordern. Sie sagte, daß ihr zerrissenes Mutterherz nach Satisfaktion schreie. Sie war ihr ganzes Leben lang nichts anderes gewohnt, als sich zu opfern und würde es auch in diesem Falle tun, ohne mit der Wimper zu zucken. Wenn sie ein Mann wäre. Aber sie hatte wohl genug schlaflose Nächte an den Betten ihrer Kinder durchwacht, um von ihrem einzigen Sohne verlangen zu können, daß er diesen anderen Senfs bewiese, daß man nicht weniger wäre als sie. Keine Beleidigungen von ihnen duldete. Außerdem war sie überzeugt davon, daß sich ein Duell nicht mit des Matthias' bekanntlich äußerst idealen Prinzipien vertragen würde.

Herbert wußte, daß Prinzipien etwas zu Schwankendes waren, um sich fest darauf zu verlassen. Ebenso war ihm nicht unbekannt, daß Matthias in Sevilla fechten gelernt und sich in Tells Vaterland einen Sommer lang mit Scheibenschießen amüsierte. Er wollte also nicht abwarten, bis sich seine Mutter zu einer leidenschaftlichen Tat in seinem Namen hinreißen ließ, sondern nahm die Angelegenheit lieber selbst in die Hand. Darum war er hier.

Trettin räusperte sich stark, als er Fräulein Bettys Bruder plötzlich vor sich sah.

„Nemesis," sagte er und stand stramm auf.

„Sie wissen?" fragte Herbert erstaunt.

„Ich sprach soeben mit großem Bedauern von der betreffenden Angelegenheit," sagte Trettin und nahm einen Kognak.

Herbert wendete sich zu Matthias, der ihm als so verschlossen bekannt. Er hielt nicht damit zurück, daß er sich über das berührte Thema wundere.

Matthias erwiderte, daß sich Herbert ruhig Kognak und Kaffee eingießen möge und den kleinen Zwischenfall nicht tragisch nehmen solle. Trettin werde die Angelegenheit aufs zarteste behandeln.

Damit eilte er hinaus. Es war ihm in Erinnerung geraten, daß er Melchior mit dem Einkauf der seidenen Uhrschnur betrauen mußte.

Herbert sah ihm nach. Matthias schien also seine Absicht zu kennen und Herrn Trettin schon zum Sekundanten gewählt zu haben.

Den Wandschmuck des Balkons bildeten buntgemalte Schweizer Schießscheiben, die deutlich zeigten, wie oft Matthias ins Schwarze getroffen hatte.

Herbert folgte Matthias' freundlicher Aufforderung und nahm einen Kognak. Etwas bleich im Gesicht scherzte er, zu Trettin gewandt, daß ein kleines Duell im Anzug scheine.

„In Ihrer Eigenschaft als Bruder verstehe ich Sie," erwiderte Trettin. „Allerdings wäre ich genötigt, als Vertreter amerikanischer Interessen, das amerikanische Duell vorzuschlagen."

„Inwiefern amerikanisch?" fragte Herbert.

„Weiße oder schwarze Kugeln. Der Würfler der schwarzen hat nichts zu tun, als am andern Tage das Aufstehen zu vergessen," erklärte Trettin liebenswürdig.

„Erinnere mich, auch schon davon gehört zu haben," sagte Herbert.

Beide Herren leerten, nach leichtem Kopfnicken zueinander, ein volles Kognakglas.

Dann sagte Herbert, daß ihm nur eines bei der Sache peinlich sei. Es verstoße gegen seine Prinzipien. Er sei ein prinzipieller Gegner des Duells.

„Bliebe also nur festzustellen, ob Ehrgefühl oder Lebensprinzip der Vorrang gebührte," antwortete Trettin.

„Sehr richtig bemerkt," fiel Herbert ein.

Hier kam Matthias zurück. Aber er horchte nicht auf das Zwiegespräch. Die lebemännischen Anekdoten, die dort zu erwarten waren, interessierten ihn nicht. Dagegen verfolgte er mit blitzenden Blicken das Gebaren der Pförtnerfrau drüben in der Nebenvilla. Erregt lehnte er sich über die Brüstung. Wirbelte die Frau da mit trockenem Besen dicke Staubwolken, während ihr Säugling offenen Mundes dicht daneben im Wägelchen schlief. Fünfmal am Tage säugte sie ihn an der eigenen Brust, um ihn in einem einzigen Augenblick jede Sorte von Siechtum aufschlucken zu lassen. Er rannte hinaus. Man hörte ihn heftige Worte wechseln.

Trettin sagte, daß ihm Matthias heute einen erregten Eindruck mache.

Herbert fand dies begreiflich. Ein Zweikampf war nichts für moderne Menschen. Er nahm wieder einen Kognak.

Dadurch überhörte er, wie Trettin bemerkte, daß die Zweikämpfe der andern selten gefährlich sind.

Als er das Glas wieder niedersetzte, schien Trettin scharf nachzudenken.

Herbert fragte, ob er zu einem Resultat gekommen sei.

Trettin antwortete, sorgfältig Ring nach Ring aus seiner Zigarre blasend, daß er Kavalier genug sei und nicht imstande sei, einem jungen Mädchen etwas nachsagen zu können. Aber ehe man seine ganzen Lebensprinzipien über Bord werfe, was er im Fall eines Zweikampfes, den er im allgemeinen nur noch Kannibalen zugestehe, unbedingt müßte, möchte er doch mit aller Delikatesse andeuten, daß eigentlich das gnädige Fräulein bei der bedauerlichen Affäre sozusagen — den Anfang gemacht habe.

Herbert sprang auf und rief, daß Betty drei Jahre lang in einer Genfer Pension gewesen.

Trettin erinnerte ihn daran, daß man die besten Dinge nicht in der Schule lerne.

Dann griff er in seine Brusttasche und sagte, daß es ihm derartig widerstehe, eventuell ein blühendes Menschenleben vernichten zu müssen, daß er es über sich bringen werde, in seiner Indiskretion noch weiter zu gehen. Seiner Meinung nach habe sich Fräulein Betty schon selbsttätig Satisfaktion geschaffen. Und er legte ein hohes Bündel Briefblätter auf den Tisch.

„In zwei Tagen sechs Gedichte zu zwölf Strophen, fünf Kartenbriefe und drei Telegramme,“ erläuterte er.

Und fügte hinzu, daß er Katholik sei und glaube, daß der Papst selber darauf Absolution erteilen würde.

Matthias kehrte zurück. Feuerrot im Gesicht, setzte er den beiden Herren auseinander, daß diese Frau dort schon sieben Menschen auf die Welt gesetzt habe und doch nicht wisse, daß

9*

man mit jedem Staubkorn Milliarden Bazillen schlucke und in einem Menschen ein ganzes Geschlecht verseuche.

Herbert, der für die Nachkommen einer unbekannten Portierfrau im Augenblick nicht das geringste Interesse verspürte, antwortete überleitend, daß Frauen nun einmal töricht wären. In jedem Stande. Davon habe Matthias doch erst kürzlich einen Beweis bekommen. Wie töricht hatte sich seine kleine Schwester Betty ihm gegenüber benommen.

Matthias nahm an, daß Herbert von Bettys Besuch rede und sagte, daß er nicht einsehe, warum ein Mädchen nicht einmal selbständig handeln solle.

Herbert fand diese Antwort sehr zartfühlend. Er gab sich einen Ruck und sagte, daß man unter Kavalieren schließlich deutlicher werden könne. Seine Mutter also verlange Duell oder Satisfaktion am Traualtar. Er selbst und sein Vater hatten eigentlich gewünscht, daß Bettys Gatte einmal sozusagen auch der Firma zugute kommen sollte, aber schließlich...

Er hatte zu Matthias gewendet gesprochen und schrak zusammen, als Trettin jetzt aufsprang, seine Hände ergriff und sagte, daß, wenn es sein müsse, er sich schon einarbeiten werde. Geschäft sei Geschäft. Er wäre viel zu sehr Kavalier, als daß er eine ganze Familie hätte zwingen wollen, für einen einzigen Kuß seine sämtlichen Schulden zu bezahlen, aber wenn man ihm so zartfühlend entgegenkomme...

In Herbert dämmerte es auf, daß er eine große Bestellung an eine falsche Firma abgeführt habe.

Er murmelte, daß er geglaubt, daß Trettin als Vertreter eines anderen...

Aber Trettin unterbrach ihn lachend und erklärte ihm, daß

er in dergleichen Angelegenheiten stets für eigene Rechnung arbeite.

Herbert sagte sich, daß Aufklärung Herausforderung wäre. Amerikanisches Duell. Als einziger Sohn war er verpflichtet, sich derartigem nicht auszusetzen.

Er ließ Trettin weiter seine Hand schütteln, schüttelte wieder und sagte: „Also gut. Sie werden von uns hören."

Dann eilte er fort.

Nichts ist schöner, als wenn sich zwei Menschen endlich verstehen lernen.

Neunzehntes Kapitel

Denn es ist nicht leicht, Verständnis zu finden. Obwohl dies gar nichts mit Verstand zu tun hat.

Herbert stand vor seiner Mutter und sagte als Gesprächseinführung, daß er sowohl Matthias wie den gerade bei ihm zu Gast gewesenen Trettin zum Zweikampf gefordert hatte.

„Wieso beide?" rief Frau Rosa. Und fügte hinzu, daß zwei gegen einen eine Gemeinheit wäre.

Herbert bat, reden zu dürfen und erklärte, was er in Erfahrung gebracht.

Frau Rosa wollte es nicht glauben.

„In unserem Privatauto?" fragte sie empört.

Herbert vermutete in einem Mietsauto.

Frau Rosa wollte wissen, wie ihre Tochter dort hineingekommen wäre. Was sie darin zu tun gehabt. Allein mit einem fremden Manne.

Herbert sagte, daß er nicht der Hüter seiner Schwester sei.

Frau Rosa verbat sich diese frivole Ummodelung des Bibeltextes.

Dann behauptete sie, daß sich Trettin unbedingt gegen Bettys Willen diese Ausschreitung erlaubt haben müsse.

Herbert sagte, daß Betty freiwillig gehandelt habe. Und anscheinend sogar sehr gern.

Frau Rosa hielt sich die Ohren zu und bat, daß Herbert eine verzweifelte Mutter wenigstens mit seinen Zynismen verschonen solle.

Hörte aber doch, als Herbert zum Beweis für seine Behauptung die sechs Gedichte zu zwölf Strophen, das Stück anführte.

Sie lächelte und sagte: „Ja, sie war immer ein hochbegabtes Kind.“

Herbert nutzte diesen glücklichen Moment und sagte, daß sie dann auch in diesem Falle das Richtige getroffen haben werde. Trettin habe Schulden. Nun ja, er war eben ein Kavalier.

Frau Rosa wurde ruhiger und sagte, daß Trettin eine tadellose Salonerscheinung sei.

„Na, also,“ sagte Herbert.

„Aber die Schulden?“ Frau Rosa sah ängstlich zu ihrem Sohn.

Herbert antwortete, daß dies Geschäftssache sei.

Frau Rosa weinte.

Sie erinnerte daran, daß es ihr ganzes Leben lang in wichtigen Momenten geheißen habe: „Das sei Geschäftssache.“ Immer hieß es schweigend opfern.

Herr Eduard kam aus dem Rauchzimmer. Wo ihn das nicht fremde Geräusch des Schluchzens aus dem Nachmittagsschlaf gestört. Er trug einen Fes. Ein Scherz, den er seiner jüngsten Reise nach Konstantinopel verdankte.

Er fragte, was es wieder gäbe, riet Kaffee trinken zu kommen und das übrige der Zeit zu überlassen.

Frau Rosa erklärte ihm, daß ihn der Türkenfes nur noch phlegmatischer mache. Alles Schwere müsse sie allein tragen.

Und dann teilte sie ihm das Schwere mit, das sie allein tragen müsse.

Herr Eduard ließ die lange Türkenpfeife aus dem Mund gleiten und stieß einen Pfiff aus.

Herbert verließ das Zimmer. Dieser Pfiff war ihm bekannt. Im Kontor wurde er gehört, wenn ein großer Schuldner als zahlungsunfähig bekannt gegeben.

Nach dem Pfiff schwieg Eduard. Er ging im Zimmer auf und nieder und vergaß zu sagen, daß Rosa in Sachen des Haushalts und der Kinder alles besser verstehe.

Rosa, die darauf gewartet hatte, sagte daher, daß man nicht wissen könne, wozu es gut wäre, und daß Trettin eine tadellose Salonerscheinung sei.

Herr Eduard warf seinen Fes in die Ecke.

„Dieses Prinzeßchen, das schon mit einem Jahr nicht weiter hatte aus der Tasse trinken wollen, wenn ein anderer nur mit dem Löffel in der Milch gerührt hatte, küßt wildfremde, tadellose Salonerscheinungen! Automobilvertreter!" rief er und wandte sich ab. Frau Rosa sah auf. Weinte der Mann? Aber ein scharfer Pfiff durchschnitt ihr Bedenken.

Frau Rosa erinnerte ihren Gatten erst einmal daran, daß er keine Lokomotive sei und dann, daß Trettin eine Weltfirma vertrete.

Ihr Gatte ging mit schnellen Schritten auf und ab und sagte, daß sein Trost sei, daß Mädchen bekanntlich veränderlicher wären als Wetterfahnen.

Frau Rosa rief empört, daß sich dies unmöglich auf Mädchen aus den besten Gesellschaftskreisen beziehen könne.

Aber Herr Eduard Senf sagte auch diesmal nicht, daß sein Röschen das besser verstehe als er.

Er ging an den Fernsprecher und rief seinen Hausarzt an.

Ein Hausarzt ist in einer guten Familie so notwendig wie ein Staubsauger. Ohne ihn würde sich die kleinste Familienkrisis zu einem unheilbaren Leiden auswachsen. Er allein versteht Krankheiten zu heilen, die noch gar nicht da sind. Vorbeugen aber ist die größte Kunst des Arztes.

Das sagte sich auch Frau Rosas Gatte, als er den Herrn Geheimrat jetzt bat, ihnen heute im Laufe des Tages die Ehre seines Besuches zu schenken, um seinem Töchterlein Betty eine Erholungsreise zu verordnen, die sofort angetreten werden mußte.

Der Herr Geheimrat versprach, diesem Wunsch mit dem größten Vergnügen nachzukommen. Er bat nur, wissen zu dürfen, ob auch Frau Rosa erholungsbedürftig sei und das junge Fräulein begleiten sollte.

Als ihm geantwortet worden, daß dies durchaus wünschenswert sei, wollte er sich gestatten, Pyrmont vorzuschlagen.

Herr Senf hatte nichts dagegen...

Einige Stunden später erfuhr Frau Helene von ihrer Schwägerin Rosa, daß sie auf den dringenden Wunsch des Herrn Geheimrats eine kleine Reise mit Betty antreten werde. Nach Pyrmont. Sie war einmal als junges Mädchen dagewesen. Es hatte ein reizendes Theaterchen inmitten eines uralten Kurparks. So würde sie sich wieder opfern und im Haushalt alles stehen und liegen lassen, um das Kind zu begleiten.

Frau Helene war hocherfreut.

„Entfernung heilt alle Konflikte," rief sie zurück.

Frau Rosa hatte ihrem Gatten versprechen müssen, über alles zu schweigen.

Sie sagte also nur, daß nicht alles so wäre, wie Frau Helene glaube.

Diese antwortete, wo in aller Welt alles so wäre, wie man glaube. Und wünschte von Herzen gute Reise.

Frau Rosa hätte gern wissen mögen, ob diese Antwort nichts weiter als eine Abart von Helenes bevorzugter romantischer Ausdrucksweise sei, oder ob sie mehr wisse, als man vermute.

Reisevorbereitungen hinderten sie, dieser Grübelei näherzutreten.

Man sollte viel weniger darum besorgt sein, was sich unsere Mitmenschen für Gedanken über uns machen, sondern sich zur Beruhigung sagen, daß sie meist an sich selber denken.

Auch Frau Helene hatte bei ihrer Anspielung auf die Welt, die meistens anders ist, als man sie sich wünscht, nur an den eigenen Umkreis gedacht.

Sie war besorgt um ihren Gatten. Sie sagte es ihm nicht, aber sie riet ihm, die doppelte Portion von Lehmanns Lebensbalsam zu nehmen.

Er aber wollte nicht einmal etwas von der gewohnten Dosis wissen. Er sagte, wer lange lebt, erlebt vielleicht mehr, als ihm lieb ist.

Helene bereute bitter, daß sie sich von ihrem Heiratsprojekt so weit hatte hinreißen lassen. Aber wie konnte sie ahnen, daß das bißchen Aufregung ihren Gatten derartig angreifen würde.

Sie beobachtete ihn ängstlich.

Erst wenn wir etwas zu verlieren fürchten, merken wir, was es uns bedeutet.

Sie begriff plötzlich, wie weit sie schon im Leben vorwärts geschritten. Immer an der Seite dieses guten Mannes. Sie erinnerte sich der wirklichen Jugendjahre. Da besaß man das Kupee mit den Apfelschimmeln und war doch viel lieber zu Fuß gegangen. Dann kam Matthias. Das war wohl der glücklichste Tag ihres Lebens. Zehn Jahre später kam das Auto. Wie jung man auch damals noch gewesen! Sie hatte Todesangst bei der ersten Fahrt gehabt und ihres Gatten Hände fest umkrampft. Er hatte ruhig wie immer gelächelt. Nie hatte ihn äußerlich etwas so erschüttert wie unbegreiflicherweise diese Kinderei Matthias'. Sie wollte ihn daran erinnern, daß ihr Neffe Herbert wahrscheinlich Beziehungen zu der ganzen Halbwelt Berlins unterhalte. Obwohl sie zeitlebens getan, als wisse sie gar nicht, daß es diese dritte Hemisphäre überhaupt gäbe. Angst macht ehrlich.

Herr Senf sah erstaunt auf, als Frau Helene ihren Sessel rasch neben den seinen schob. Sie wollte in seine Karten gucken.

„Sie werden nicht aufgehen," sagte er.

Sie aber lehnte sich an seine Schulter und schluchzte.

Er rückte fort und brummte, daß sie doch wissen solle, daß dies seine Ischiasseite sei.

Sie stand auf. Doch nicht, um mit dem letzten Wort hinauszugehen. Sie setzte sich still auf seine andere Seite.

Es ist mit den Ehen wie mit dem Wein. Je älter, je besser.

Auch der einfachste Beruf verlangt Begabung dafür.

Matthias stand zwei Schritt vom Käselager und fünf Stock über dem Erdboden, dicht unter dem Glaskuppeldach des Warenpalastes und wiederholte mit ganzem Eifer: „Vorsicht, Stufe!"

Er glühte am ganzen Körper. Er fühlte, daß er trotz alledem seine Sache nicht gut machte. Er sprach zu zurückhaltend. Dies war bisher leider seine Art gewesen. Man ändert sich nicht so rasch, als man möchte. Viele hatten schon gefragt: „Wie sagten Sie?" Und nur mit aller Kraftanstrengung hatte er sie vor dem Sturz bewahrt. Während er angstvoll flüsterte: „Vorsicht, Stufe!"

Mehr als einer und eine hatten ihm schon bei dieser Gelegenheit den Rat gegeben, das Maul aufzumachen, bevor man sich alle Rippen gebrochen.

Er hatte dann beim nächsten mit aller Kraft geschrien: „Vorsicht, Stufe!" Um sofort als Antwort zu bekommen, daß er nicht so zu brüllen brauche. Man wäre in keiner Taubstummenanstalt. Allen gefallen ist schwer.

Schließlich überließ er sich seinem Schicksal. Er murmelte, halblaut, unaufhörlich im gleichen Tonfall: „Vorsicht, Stufe!"

Um plötzlich entsetzt aufzusehen, weil er nicht wußte, ob er nicht statt dessen gesagt: „Warum in aller Welt kaufen denn alle Menschen heute Käse?"

Er stand in einem unaufhörlichen Gewimmel von alten und jungen Damen, von älteren Herren und Dienstmädchen.

Und wenn sie ihn wenigstens ruhig seines Amtes hätten walten lassen.

Aber fortwährend unterbrach man ihn. Man wünschte zu wissen, wo es Knöpfe, Damenwäsche und Marmelade gäbe. Man fragte ihn selbst nach Gegenständen von so hygienischer Art, daß er nur in ehrlichem Erröten: „Vorsicht, Stufe!" zu flüstern vermochte.

Jede Dame mittleren Alters jedoch wollte wissen, ob sie hier recht am Käselager sei.

Nach vierzig schien sich der Geruchsinn der Frau zu vermindern.

Daß die Wageschale dieses Käselagers eine Prinzessin hielt, der zu Ehren er hier Palastdienst tat, war Matthias aus dem Bewußtsein geschwunden.

„Vorsicht, Stufe!" dachte er.

Und sonst nichts.

Als seine Mittagpause abgeläutet wurde, konnte er mit mattem Blick feststellen, daß am Käselager nur ein ganz junges Mädchen mit der Linken schläfrig in der Nase grub und mit der Rechten Fliegen abzuwedeln suchte.

Marie Schmied hatte also ihre Mittagspause schon angetreten. Matthias gönnte es ihr. Nur wer selbst hart arbeitet, weiß, was rasten heißt.

Matthias sah auf seine Glashüttenuhr, die er an schwarzer Seidenschnur tief versteckt hielt.

Eine Stunde und eine halbe hatte er Zeit.

Er jagte ins Gewühl des Potsdamer Platzes. Bei jedem Schritt murmelte er: „Vorsicht, Stufe!" Und sah sich angstvoll wie ein Taschendieb um. Endlich kam ein leeres Auto. Er stürzte hinein und sauste nun in Trinkgeldschnelle nach Haus.

Erst nach dem erfrischenden Bad unter der Brause besann

er sich, daß er ganz vergessen hatte, auf die Farbe des Autos zu achten.

Müssen ist ein Hilfsverbum. Es erleichtert das Leben.

Matthias nahm ein kleines Mittagessen ein. Da er eiliges Schlingen nur den Raubtieren zugestand, mußte er sich wieder in Trab setzen, als er seine Zigarette anzünden wollte.

Als er mit langen Schritten durch die kühle Einfahrt des Warenhauses schnellte, erinnerte er sich einen Augenblick lang, daß draußen heiße Sonne lag. Volle grüne Baumwipfel sich unter hellem Blau bauschten. Man lebt doch nur so kurze Zeit...

Aber da war er schon mitten drin. In dem brausenden Speicher wohlfeiler Bedarfsartikel.

Ehe er seinen Posten antrat, sah er auch das Goldhaupt Marie Schmieds. Sie lächelte eine alte Dame an und sagte gerade: „Harzer Stinkkäse? Drei Stück zehn Pfennig."

Aber wie sagte sie es! Matthias wurde an eine süße, altitalienische Fischermelodie erinnert.

Aber er hatte nicht Zeit, ihr nachzusinnen. Die Pflicht rief ihn. Schon war ein Kind gestolpert. Es weinte laut. Matthias mußte befürchten, daß das Personal am Käselager dahinter käme, daß er nicht einmal diesen einfachen Posten zu erfüllen verstand. In seiner Verwirrung griff er in die Tasche und versuchte, der erregt scheltenden Mutter ein Goldstück zuzustecken.

Die Dame sah auf, stieß seine Hand beiseite und sagte empört, daß ihr Kind keine Bonbons von Warenhausangestellten annehmen dürfe. Sie wäre die Baronin Güntzelwitz. Matthias entschuldigte sich mit einer Verbeugung und rief weiter: „Vorsicht, Stufe!"

Der junge Herr Baron hatte sich beruhigt. Die Frau

Mama hatte ihm ein großes Segelschiff zu kaufen versprochen. Aber ehe sie ging, warf sie Matthias noch einen langen, strafenden Blick zu, der deutlich zeigte, wen sie für diese unvorhergesehene Ausgabe verantwortlich machte. —

Matthias bemerkte Schlimmeres. Tante Martine steuerte auf ihn zu. Auf ihn oder das Käselager. Die nächsten Minuten mußten es entscheiden. Matthias drehte sich wie eine Kompaßnadel. Ohne dabei seines Amtes zu vergessen. Seine Lippen arbeiteten.

Tante Martines Augen waren nicht mehr die besten. Aber um zu bemerken, was nicht gesehen sein sollte, dazu reichten sie Gott sei Dank noch aus.

Martine stutzte und nestelte ihren Lorgnon von der Kette.

Im gleichen Augenblick hatte Matthias einen vorüberwollenden Laufburschen an seine sich weit ins Gedränge blätternde Ohrmuschel gepackt, ihm zugeschrien, daß er sich bis zu seiner Rückkehr auf seinen Posten zu stellen habe, und war davongestürzt. Es gibt Naturereignisse, die jeder Chef gelten lassen muß.

Tante Martine wendete um. Sie glaubte zu lebhaft an Matthias gedacht zu haben. Seine Abneigung gegen Warenhäuser war ihr bekannt. Sie würde auch lieber bei teuren Hoflieferanten gekauft haben. Aber sie sagte sich, auch der Käse im Warenhaus ist Gottesgabe...

Als sie mit einem achtel Pfund Schweizerkäse im Fahrstuhl verschwunden, war Matthias wieder zur Stelle. Befreit aufatmend, daß inzwischen kein Unglück passiert. Der Lehrjunge erhielt eine Mark. Was ihn auf die Vermutung brachte, daß er hier dem Chef selber begegnet sei. Eine Hypothese, die ihm, als er ihr an anderer Stelle Ausdruck gab,

eine Ohrfeige einbrachte. Es wird einem nichts im Leben geschenkt.

Matthias schalt sich einen Narren, daß er schon die wenigen Käsekäufer des Vormittags ernst genommen. Jetzt erst kamen sie. Scharen. Aus allen Ständen zusammengewürfelt, schoben, drängten, stießen sie sich an Matthias und der gefährlichen Stufe vorbei. Alles um Käse.

Es war heiß. Wie am Krater des Vesuvs. Matthias dachte, ob Marie Schmied auch echten Gorgonzola abzuwiegen habe. Gleichzeitig zuckte sein Körper vor Schreck. Hatte er nicht eben deutlich gesagt: „Vorsicht, Vesuv!?"

Aber keiner aus der Menge schien etwas Besonderes vernommen zu haben. Nur eine beleibte, stirntropfende Dame wollte wissen, ob sie hier recht am Käselager.

„Vorsicht, Stufe!" murmelte Matthias, aufatmend. Laut, bewußt und fest wie ein Gebet.

Wahre Pflichterfüllung verlangt, daß man nichts weiter sieht als sein Amt.

Matthias aber glaubte seit Tante Martines Erscheinen fortwährend andere bekannte Gesichter zu sehen. Sogar Verstorbene tauchten auf.

Von Minute zu Minute fühlte er deutlicher, daß er diesem schweren Posten nicht gewachsen war. Daß hier Kenntnisse nötig zu sein schienen, die direkt von der Schulbank aus erlernt sein wollten.

Sollte seine Untüchtigkeit brave, ahnungslose Menschen zu Krüppeln machen? —

Er sagte sich, daß er die wenigen Arbeitsstunden, die er noch am Platze war, ausnutzen mußte.

Darum näherte er sich in der Kaffeepause dem Käselager.

Er fragte Fräulein Marie Schmied, ob sie einem Kollegen ein Stück Schweizerkäse verkaufen wolle.

Marie Schmied musterte seine Befangenheit und antwortete, daß sie Kollegen nicht anders bedienen könne als andere Kunden. Gegen Kassenschein.

Matthias sagte: „Aber selbstverständlich."

„Durchstechereien gibt's nämlich nicht," erklärte Marie Schmied, leckte ihren Zeigefinger, mit dem sie den Käse berührt, fein säuberlich ab und feuchtete ihn ein zweitesmal an, ehe sie das pergamentene Einschlagpapier aufflattern ließ. Denn auch die Papierblätter liebten das Zwei und Zweisein.

Beim Käsekauf darf man nicht an Bazillen denken. Matthias tat es auch nicht.

Ihm war aufgefallen, wie aristokratisch die Fingerspitzen dieses einfachen, blonden Mädchens zugespitzt waren.

„Noch etwas?" fragte Marie.

Matthias wünschte noch ein Pfund Holländerkäse.

Marie Schmied fragte, ob er eine große Familie habe.

Matthias hörte nur den Klang dieser Worte. Sie erinnerten ihn an die ersten Noten einer Bachschen Fuge.

„Wo haben Sie nur sprechen gelernt?" murmelte er.

Marie Schmied lachte laut auf.

Matthias fürchtete, „Vorsicht, Stufe!" gesagt zu haben. Er entschuldigte sich mit Berufsüberanstrengung.

Marie, die ein abgefallenes Käsestreifchen zwischen die Lippen schob, sagte, daß sein Posten mehr ein Amt für ältere Herren sei.

Matthias gab ihr vollkommen recht. Sehr viel Erfahrung und innere Ruhe wären dazu nötig.

Marie Schmied sah bedauernd auf.

Sie hatte gemeint, daß diese Aufgabe ihrer Meinung nach

eine abgerichtete Holzpuppe abzuplärren imstande sein müßte. Alte, schon vom Leben etwas Lädierte müßten genügen. Daß sie nicht eines Mannes in den besten Jahren bedurfte.

Aber nun begriff sie. Dieser dankte diesen Protektionsposten anscheinend einem kleinen Gebrechen im Kopf. Armer Kerl! Sonst sah er beinah vornehm aus. Nur seine großen, grauen Augen hatten im Blick etwas so weit Entferntes. Wie die ihres armen Vetters Fritz, der plötzlich aus Überanstrengung in einer Dampfnudelfabrik zu warten angefangen hatte, daß ihn der Kaiser in einem Zeppelin abholen käme. Es gab viel Unheimliches in der Welt.

Matthias sank immer tiefer in den Abgrund dieser zärtlich auf ihn gerichteten dunklen Augen.

Bis eine Dame mit einem Kneifer auf der dickkurzigen, narbigen Nase laut über die Käsemassen hinweg schrie, daß sie jetzt zum drittenmal frage, ob echter Liptauer vorrätig wäre.

„Vorsicht, Stufe!“ murmelte Matthias auffahrend.

Fräulein Schmied schob ihm mitleidig den Kassenzettel hin, rief ihm laut, wie einem Tauben, aber mit wehmütigem Ausdruck zu, wo die Kasse sei und löffelte schon mit einer großen Kelle in einer kümmelbestreuten Masse. —

Die Sprache der Augen wird nicht auf öffentlichen Schulen gelernt. Sie ist Privatstudium. Jeder muß selbst zusehen, wie weit er es darin bringt.

Matthias glaubte gelesen zu haben, daß es keine Aufdringlichkeit sein würde, wenn er Fräulein Marie Schmied nach Beendigung des schweren Tagewerks seine Begleitung anbieten würde.

Aber als sie hinauskam, ohne den weißen Schürzenkittel, noch einmal so reizend, als er sie zu sehen erwartet hatte,

fand er es überaus anmaßend, daß er es gerade sein sollte, der sie ein Stück Weges begleiten durfte.

Es gehörte Mut dazu, auf sie zuzutreten und zu sagen: „Ich glaube, wir kennen uns.“

Aber es war wenigstens eine Behauptung, die Fräulein Schmied nicht leugnen konnte.

Die Art jedoch, wie sie es zugab, war königlich. Nur ein ganz wenig neigte sie das blonde Haupt, dessen goldne Krone jetzt der blumenhafte Hut verbarg.

Matthias fühlte sich klein, unscheinbar.

Aber er nahm sich zusammen und sagte: „Wer hätte geahnt, daß es so viel Käseliebhaber gibt.“

„Wie beliebt?“ sagte Fräulein Marie Schmied, während ihr Blick durch das Tor spähte.

Sie dachte nicht einmal inmitten ihrer Tätigkeit an den Käse. Geschweige, wenn die Arbeitszeit endlich abgelaufen.

Anderes beschäftigte ihre Gedanken. Ob sie nun Liptauer oder Holländer abwog, ob sie zu Haus am runden Familientisch saß, unter steilen Kastanienbäumen schritt oder im engen, mit Geschwisterbetten und Schränken gefüllten Schlafzimmer träumte, das war nur äußerlich ein Unterschied. In Wirklichkeit war Marie Schmied immer bei Wilhelm Hubermann. Das war ein Vetter mütterlicherseits, Turnlehrer der Kadettenanstalt, mit hochgebürstetem, rotblondem Schnurrbart und mit zwei blitzenden Kohlenaugen, die errötenden Mädchen wortlos von Dingen erzählten, die sie nicht wissen durften.

Einem einzigen besonders gut gesinnt sein, macht milde und nachsichtig auch gegen die übrige Welt.

So hatte Marie Schmied nichts dagegen, daß ihr der bläßliche, bartlose Schwachkopf seine Begleitung aufdrängte.

Und ebenso verstimmte es Matthias nicht, daß sich die

Freundin ganz selbstverständlich dazu einfand. Sie schien ihm in der Nähe nicht einmal häßlich. Ihre Augen, groß und grau, waren beinah schön zu nennen. Sie hatten ein inner-liches Leuchten, das man bei Ladenmädchen nicht zu finden gewohnt war. —

Man drängte sich nun zu dritt in dem Wirbel arbeitsmüder Körper, die wie hungrige Raubtiere den Stätten ihrer Täg-lichbrotmüh' entliefen. Um wenigstens von der dunkeln Hälfte des Tages noch einen Schimmer Eigenleben zu erjagen.

Matthias hatte diese sinnlose Hast oft genug beobachtet. Vom Auto aus, wenn er ins Theater fuhr.

Sie erschien ihm heut nicht tierisch, sondern menschlich.

„Vorsicht, Stufe!" murmelte er. Und sah erschreckt zu seinen Begleiterinnen.

Sie lachten nicht. Der Lärm hatte seine Worte verschlun-gen.

Matthias fiel eine Aufforderung ein, die auf seinem Schreibtisch lag. Der Antilärmverein glaubte in ihm ein Mit-glied begrüßen zu dürfen. Matthias war zufrieden, seinen Namen noch nicht darunter gesetzt zu haben. Lärm war das notwendige Atemgeräusch der Großstadt...

Als man den Potsdamer Platz überwunden hatte, sagte Matthias zur Freundin, ob man fragen dürfe, an welchem Lager sie wirke.

„Lager ist gut," antwortete Marie Schmied, statt der still Lächelnden.

Mehr sagte sie nicht. Hier war es ihr nicht der Mühe wert, zu berichten, was sonst ihr Stolz war. Nämlich, daß Toni von Strecker die Tochter eines Generals war, der viele Or-den, fünf Töchter, aber gar kein Vermögen hinterlassen hatte, als er um die letzte Lebensecke gebogen. Sie war nur Ma-

lerin. Lehrerin am Kunstgewerbemuseum. Aber sie hatte eine Verwandtschaft, aus der bei allen möglichen vornehmen Anlässen irgend jemand mit Titeln und Orden in den illustrierten Zeitungen zu sehen war. Toni kümmerte sich nicht darum. Aber Marie kaufte die Zeitungen. Sie machten in ihrer ganzen Familie die Runde. Angefangen natürlich bei Wilhelm Hubermann.

Verschiedenheit ist das Geheimnis freundschaftlicher Gefühle. Wir schätzen am meisten, was uns fehlt.

Toni Strecker, klein und dunkel, inmitten blondester Sippschaft, fand die hohe, blonde Marie bewundernswert schön. Sie glaubte, die Verpflichtung zu haben, einem solchen Wesen klarmachen zu müssen, daß eine herrliche Schale auch eines edlen Kerns bedürfe. Sie versuchte ihr vor Sinn und Augen Kunstgegenstände zu rücken an Stelle Wilhelm Hubermanns. Sie legte ihr nahe, daß das Leben mehr sei, als ein bißchen Verliebtheit und die Hoffnung auf drei hübsch ausgestattete Zimmer. Erklärte ihr, daß Lächeln angenehmer berühre, als lautes Gelächter.

Und ließ sich auch nicht dadurch verdrießen, daß die Antwort des blonden Glückskindes meistens lautete: „Du ahnst es nicht."

Nachsicht ist die erste Bedingung des guten Erziehers...

„Lager ist gut," hatte Marie wiederholt, und Toni von Strecker erzählte nun, ohne viel Aufwand, daß sie keine Verkäuferin sei. Sie leitete nur vorübergehend einige kunstgewerbliche Arbeiten im Haus.

Matthias dachte, daß man an seinem Umgang zu erkennen sei. Und warf einen zufriedenen Blick auf die hohe, blonde Mädchengestalt an seiner Seite.

Marie wunderte sich, daß das gebildete Fräulein Toni den

blassen Herrn mit dem bißchen Schwachsinn so höllisch ernst nahm. Weiß Gott, sie gab ihm sogar recht, daß sein Hopplaposten eine entsetzlich schwere Aufgabe sein müsse. Und sagte ihm bedauernd, daß sie ihm auf den ersten Blick angesehen habe, daß er zu etwas Besserem geboren sei.

Matthias war nicht gewohnt, bemitleidet zu werden.

Er sagte hastig, daß es sich selbstverständlich nur um einen Interimsposten handle.

„Selbstverständlich," wiederholte Toni tröstend.

Matthias achtete ihren Takt. Aber das schweigende Verständnis, das er aus der ganzen Haltung der anderen, stumm neben ihm dahinschreitenden Mädchengestalt spürte, zwang ihm Bewunderung ab.

Schweigen ist Gold.

Marie Schmied dachte natürlich an Wilhelm Hubermann. Erst am zweiten Sonntag würde er wieder frei sein. Vielleicht ließe sich eine Familienpartie zustande bringen. Unter vielen ist man am leichtesten allein...

Man war nun im Tiergarten.

Matthias wendete sich der Schweigenden zu und bemerkte sanft und leise, wie wohltuend das Grün des Parkes gegen den Dunst der Stadt wirkte.

„Daher der Name: maiengrün," antwortete Marie.

Matthias stimmte ihr lebhaft zu. Maiengrün. Der ganze Frühling war in dieses Wort geschlossen.

„So siehst du aus," murmelte die blonde Prinzessin vor sich hin.

Sie lachte und dachte an Wilhelm Hubermann, der sie neulich gefragt, warum die Bäume Blätter tragen. Um ihr dann zu erklären, daß die Bäume zu schwer wären, um an

den Blättern zu hängen. So einer war Wilhelm. Ihr Lächeln vertiefte sich.

Matthias sah von der Seite auf den lächelnden Mund.

Ihr Gemurmel hatte er nicht verstehen können. Nur ein „Du" war ihm deutlich zugesummt. Neckte sie ihn aus der Sicherheit dieses wundervollen, schweigenden Verstehens heraus?

Es war etwas ungewöhnlich Geheimnisvolles um dieses schöne Mädchen.

Beim Abschied küßte Matthias Marien mit tiefer Verbeugung die Hand.

Sie hielt ihn nicht mehr für geistesschwach.

Aber sie neidete es Toni von Strecker nicht, daß sie nun seine Begleitung allein genießen konnte.

Ehe sie ins Haus bog, sagte sie: „Es war mir ein Hochgenuß."

Als sie die dunstige Flurtreppe emporsprang, hatte sie schon beide vergessen. Sie dachte, daß auch Wilhelm hier oft gegangen und summte: „Du hast ja keine Ahnung, wie schön du bist, Berlin..."

Einundzwanzigstes Kapitel

Als Marie Schmied am anderen Morgen an die Haltestelle der Straßenbahn kam, wartete dort auch im Morgenschein der neue Herr Müller.

Marie dachte, wie schade, daß nie die Richtigen in der Nähe wohnten und die Kadettenanstalten vor den Toren lagen.

Sie hatte von der Gemüsefrau bei einem kurzen Morgen-

geschwätz über den blauen Himmel und das Hübsche, doch Unpraktische im Wesen der weißen Waschbluse eine Probe der ersten Kirschen zugesteckt bekommen. Sie verzehrte sie mit Genuß. Die kleinen, glatten Kerne weit in die frische Morgenluft pustend.

Matthias beobachtete sie mit Rührung. Was war ein Mädchen nicht imstande zu tun, wenn es verlegen war? Es sah entzückend aus, wie sich die hohe Schlanke mit der goldumrahmten Stirn, anscheinend niemand bemerkend in solchen Bubenstreichen zu üben suchte. Das heißt, sie hatte es gar nicht nötig, sich zu üben. Sie konnte auch das. Als wäre es eine altgewohnte Tätigkeit. Gewisse Menschen können alles.

Fünf Kirschen lang erfreute sich Matthias dieses heitern Spieles.

Dann hielt er es im Interesse der öffentlichen Sicherheit für angebracht, sie anzusprechen und sie in ihrem reizenden, aber unsozialen Verlegenheitsmanöver zu unterbrechen. Kirschkerne auf der Straße waren gefährlich.

Er trat auf sie zu und fragte, an was das Fräulein heute morgen zuerst gedacht habe.

Sein Versuch glückte. Marie wurde feuerrot.

Sie hatte ihn gerade mit dem Maß gemessen, das ihr das Maß aller Dinge war, und sich gesagt, daß man zwei Herren Müller aus einem Wilhelm Hubermann schnitzen könne.

Matthias' Frage überzeugte sie davon, daß Fräulein Toni gestern ihr Geheimnis ausgeplaudert habe.

Mit den aristokratisch zugespitzten Fingern drehte sie Herrn Müller eine lange Nase und sagte: „Was Sie denken, ist nicht."

Matthias wollte gerade in Erfahrung bringen, was sie

denn glaube, daß er von ihrem Denken vermute, als sie, über seine Schulter spähend, rief, daß, wer zuerst kommt, auch zuerst mahlt und sich schon in einem Knäuel Menschen geschickt auf eine Straßenbahn hatte wirbeln lassen.

Von einem rotspitzigen Kirchturm schlug es dreiviertel.

In fünfzehn Minuten mußte ganz Berlin sein Handwerkszeug im Gange haben.

Matthias erinnerte sich, daß er nicht mehr Privatier war.

Bei dem nächsten Straßenbahnwagen warf er sich blindlings in den Strudel.

Aber er war noch nicht lange genug Herr Müller. Er trat in bestürzter Höflichkeit zurück, als er einen Haufen Weiblichkeit hinter sich bemerkte. Wodurch er auch die ihm nachgeeilten männlichen Stürmer zurückdrängte. Er wurde Esel, Pöbel, Tölpel genannt, gestoßen, gepufft, geknufft, gedreht, bis er endlich, als der vollbesetzte Wagen davonfuhr, wieder mitten auf der Straße stand.

Als sein Schlips auf der Seite saß, sein Hut fünfmal wieder aufgefangen worden, gab er den Kampf auf. Er setzte sich in Trab. Er wollte trotzdem pünktlich sein. Er schämte sich, unbeholfener zu scheinen als eine Achtzehnjährige. Alle Automobile, die ihm in den Weg kamen, waren besetzt. Er raste. Zehn Minuten nach acht schwenkte er durch das Tor. Er war nicht der einzige. Von allen Seiten keuchten Nachzügler heran.

Als er, ohne seinen Schritt zu mäßigen, nach seinem Schlips suchte, der, dem Kreislauf der Erde gehorchend, schon bis zum Genick gelangt war, sauste das große Tourenauto des Chefs in die Halle.

Zwei Stunden früher als sonst. Der große Kaufherr wollte den Maitag zu einem Ausflug in den Harz benutzen.

Und nicht allein. Er war bei bester Laune.

Als er Doktor Senf sah, winkte er fröhlich, sprang heraus, hakte Matthias unter und schleppte ihn mit in sein Privatkontor.

Er sagte, daß er gestern an Doktor Senf vorübergefahren sei. Also zu wissen glaube, was ihm die Ehre von Doktor Senfs Bemühungen um sein Warenhaus verschaffe. Er könne ihm nicht ganz unrecht geben. Sie war ein wertvoller Mensch. Und nicht einmal häßlich. Obwohl es auf den ersten Blick so schien.

„Unmöglich," warf Matthias lebhaft ein. Und ärgerte sich sofort darüber. Die Hast des Hereilens durchjagte ihn noch.

Der andere lächelte und sagte, daß ihr störrischer Schönheitssinn natürlich Doktor Senf sofort angezogen habe. Er selber habe darum manche Differenz mit ihr. Sie ordne nämlich seine Ausstellungsräume. Das Wort „praktisch" wirke wie Gift auf sie. Nur schön sollte alles sein.

Matthias merkte, daß sich der Gutgelaunte so stellte, als glaube er, daß sein Interesse Fräulein Strecker gelte. Dieses Taktgefühl nahm ihn für ihn ein.

Er lächelte, als der andere, während er Briefumschläge aufschlitzte und schnelle Blicke auf Geschriebenes warf, im Strom seiner guten Laune weiterschwatzte.

Er verriet, daß er sich persönlich von Mädchen aus guter Familie grundsätzlich fernhalte. Er sei ein Ehrenmann. Er wisse, daß er nicht heiraten wolle. Die Ehe war nichts für großangelegte Naturen. Für Menschen, die mit Massenlieferungen arbeiteten. Mit Millionen rechneten.

Damit kam er auf die Reize der Frau zu sprechen. Die

auch mannigfaltig waren. Er lobte die Brünette vor der Blonden.

Womit er seine eigene Freude schüren wollte. Denn seine Begleiterin von heute würde dunkel und zierlich sein. Er hatte ihr noch nicht einmal die Fingerspitzen geküßt. Aber da er sie eine Woche lang aus der Herrenloge des Varietés durchs Opernglas beobachtete, während sie in rosa Trikot auf silbernen Leitern beschäftigt war, glaubte er auch hier nicht die Katze im Sack zu kaufen.

Er sagte, daß bei den großen Blondinen die paar Gramm Hirn zu wenig seien im Vergleich der übrigen Proportionen.

Matthias fand, daß des anderen Taktgefühl zu weit ging.

Er erinnerte an sein Amt, um sich verabschieden zu können. Eine halbe Stunde war verstrichen.

„Unbesorgt," ermunterte sein Chef. „Die Firma ist natürlich gegen derartige Unfälle versichert. Die Gesellschaften ersetzen uns jeden zerbrochenen Käufer."

Das Fräulein vom Eierlager, das die Tüten nur auf Verantwortung des Käufers verschnürte, hatte die Vertraulichkeit des Chefs gegen Herrn Müller bemerkt. Und nicht nur am Eier- und Butter-, sondern auch am Käselager darüber gesprochen.

Arm in Arm mit dem Chef!

Matthias fühlte sich heute von Marie Schmied beobachtet. Die blanken Rehaugen unter der weißen, goldbekränzten Stirn begegneten seinen vorsichtigen Blicken, sobald sie das Käselager zu streifen suchten.

In aufrechter Haltung murmelte Matthias: „Vorsicht, Stufe!"

Er nahm sich eisern zusammen. Er kämpfte mit starker Übelkeit. Am Käselager wurden zweitausend alte Harzer zu

Engrospreisen verkauft. Zu seiner anderen Seite hatte man einen Schellfischstand errichtet.

Matthias sagte sich, daß in früheren Zeiten ritterliche Männer die schwersten Proben für schöne Frauen zu bestehen wußten. Was uns mühelos geschenkt wird, hat keinen Wert.

Als jedoch neben die Schellfische noch Hühner kamen, die schon in Ungarn geschlachtet worden, fühlte er, daß er den heutigen Tag ausnützen müsse. Was hilft es, daß man ein Gott sein möchte. Man bleibt ein Mensch. Einem dritten derartigen Tag würde er nicht gewachsen sein.

Er sagte sich, daß kleine Unglücke häufiger seien als große und er im Fall einer Verstauchung oder eines einfachen Bruches dem Betroffenen eine nicht unbedeutende Summe anonym zukommen lassen könne.

Somit unterbrach er sein Amt mit bestem Gewissen im Augenblick, als er sah, daß sich Marie Schmied zur Mittagspause rüstete.

Jedesmal, wenn Marie in die Mittagshelle vor das Tor trat, dachte sie, wenn doch Wilhelm Hubermann einmal davorstände. Um ihr zu sagen, daß er in der Lotterie gewonnen und sie jetzt eine flotte Autofahrt machen und in drei Wochen heiraten würden. Oder auch nur, daß er die Anstellung bekommen. Oder schließlich auch dies nicht einmal, sondern überhaupt nur da wäre.

So lächelte sie, als sie in den blendenden Glanz schritt.

Matthias lächelte auch.

Als er neben sie trat, fragte er, ob sie Überraschungen liebe.

Sie antwortete nicht. Ihr Herz klopfte zu sehr. Sie hatte wirklich gedacht, daß es Wilhelm gewesen. Nächstens verwechselte sie ihn noch mit einer Mücke.

Matthias verlangte keine bessere Antwort, als dieses errötende Erschrecken. Schweigend schritten sie schnell und nebeneinander vorwärts.

Matthias verstand sie. Worte entheiligen Gefühle.

Marie hätte am liebsten gesagt, daß Herr Müller mit des Teufels Großmutter Fangball spielen möge.

Aber Arm in Arm mit dem Chef?

Nach einer Weile erzählte sie ihm doch, daß Toni von Streckers Vater General gewesen. Auch die Orden verschwieg sie nicht. Und daß Fräulein Toni sie zwänge, am Sonntag Französisch mit ihr zu treiben. Sie auch häufig in Museen schleppe.

Matthias fand es bezaubernd, wie dieses schöne Wesen seinen angeborenen Hang zum Besseren hinter der Freundin zu verstecken suchte.

Er ehrte ihr Schamgefühl. Und sagte scherzend, daß dies ihr gewiß höchst unangenehm sei.

„Na, ob!" antwortete Marie ehrlich.

Matthias dachte, daß Schelmerei eine der reizendsten weiblichen Eigenschaften sei.

Marie sagte, daß er wohl nicht aus Berlin wäre. Er ginge so langsam. Wie ein Kleinstädter oder ein sehr reicher. Na, das letztere ...

Sie lachte und sagte: „Vorsicht, Stufe!"

Matthias hatte gerade gedacht, wie unrecht sein Versteckensspiel war.

Er sagte, daß er in Berlin geboren sei. Also nach ihrer Meinung nur reich sein könne.

„Erst können vor lachen," meinte Marie.

Matthias fragte, was sie für einen Beweis verlange.

Marie forderte, daß er mit einer kühnen Handbewegung ein Auto heranwinken solle.

Schon stand ein Auto vor ihnen.

Sie flüsterte Matthias zu, daß solcher Witz eine halbe Mark koste. Sie habe keinen Pfennig bei sich.

Matthias zog sie lächelnd in den Wagen. Schon sausten sie davon. Über den glatten Asphalt, neben dem hellgrünen Saum von Rasen und Bäumen. Ein frischer Lufthauch umwehte sie.

„Fein," sagte Marie. „Ich gebe die Hälfte zu."

Sie lehnte sich stolz zurück und dachte, daß es doch schön wäre, wenn Wilhelms Los gezogen würde.

Matthias beobachtete sie und konnte sich nicht verhehlen, daß nur wenige Prinzessinnen so tadellose Erscheinungen waren. Sie schien für das Autopolster geboren.

Leise sagte er, wie sehr sie von ihrem Beruf leiden müsse. Diese zweitausend Harzer ...

Marie meinte, daß ihr das nicht viel ausmache. Nach irgend etwas rieche es schließlich überall in der Welt.

Matthias war beschämt. Wie philosophisch verstand dieses einfache, junge Wesen zu denken. Er konnte viel von ihr lernen.

Marie aber war bei ihren Worten der feine Duft aufgefallen, der ihres Nachbars Kleidung anhaftete.

Sie fragte, ob er früher am Parfüm- und Seifenlager gearbeitet.

Er verstand ihre Anspielung. Wie rasch hatte sie durchschaut, daß er nicht das war, was er vorgab.

Aber nun bogen sie schon in die Straße, wo die Familie Schmied zu Hause war. Matthias fragte, ob er einige Häu-

ser früher halten solle. Aber davon wollte Marie nichts wissen.

Denn sie wünschte, von der Gemüsefrau gesehen zu werden.

Matthias fühlte sich von ihrem, jede Verheimlichung ablehnenden Stolz freudig beschämt.

Lächelnd fuhr er allein weiter.

Er sah einen großen Biedermeiersessel vor sich, in dessen königsblauem Polster eine hohe blonde Gestalt Goethes Jugendgedichte las.

Wir selbst müssen Welt und Dingen den Wert geben.

Auch in der Familie Schmied hielt man es nicht anders.

Man nannte das Gericht, um das man zu sieben um den Tisch saß, Hammelfleisch mit Wirsing, weil von dem halben Pfund Hammel jeder den Geschmack und der Vater das Fleisch bekam.

Marie zeigte nicht viel Appetit. Sie war noch im Auto.

Die Mutter, die immer fürchtete, daß der Inhalt der Schüssel nicht ausreichte, aber doch beleidigt war, wenn nicht jeder kräftig zugriff, fragte, ob der hohen Dame das Essen nicht fein genug sei.

Marie hatte nämlich nicht verschweigen können, auf welch vornehme Art sie nach Haus gekommen war.

Alle dachten an das Auto. Alle hatten es rattern gehört, ohne denken zu können, daß ihre Marie darin saß.

Aber die Kinder durften bei Tisch nicht reden.

Der Vater jedoch nahm Erziehung und Hauptmahlzeit zu ernst, um sie miteinander zu verquicken. Der Mutter ging es nicht anders. Beide hatten sich stillschweigend vorgenommen, dieser Angelegenheit erst nach dem Rhabarberkompott auf den Grund zu gehen.

Nur daß die Mutter noch einmal wiederholte, ob Marie zu vornehm für Wirsing geworden.

Marie schmeckte am besten Wilhelm Hubermanns Name in schönster Schrift auf einen Papierstreifen geschrieben, dann über einem Licht verbrannt und als Asche auf Butterbrot gegessen. Sie dachte sich das Haushaltführen einmal unendlich leicht...

Der Mutter Gedanken dagegen beschäftigten sich mit einem der vielen Welträtsel, die ihr das Leben aufgegeben. Nämlich warum Dinge, ängstlich betreut, viele Stunden kochen mußten, und in fünf Minuten aufgegessen sein konnten.

Als sich auch heut dies Wunder vollbracht, fragte der Vater, wer dieser Herr Müller sei.

Marie erzählte, soviel sie zu wissen glaubte.

Die Mutter wünschte zu erfahren, wer diesen Herrn Arm in Arm mit dem Chef des Warenhauses gesehen.

Da die Zeit drängte, sagte Marie einfachheitshalber, daß sie dies selbst bemerkt.

Herr Schmied erkundigte sich nach der Tätigkeit des Herrn Müller. Am Amt erkennt man den Mann.

Marie antwortete, daß er einstweilen vor zwei Stufen stehe, aber eine große Laufbahn vor sich habe.

Schließlich hatte ihr dieser Herr Müller nichts Böses getan. Sie sah nicht ein, warum sie ihn vor den mißtrauisch tuenden Eltern herabsetzen sollte. Außerdem fand sie, daß man sich mit achtzehn Jahren nicht mehr so ausfragen zu lassen brauche.

Herr und Frau Schmied hatten in manchem elterlichen Sorgengespräch beschlossen, jede Herrenbekanntschaft, die ihre Töchter machen würden, sofort ins Elternhaus zu laden.

„Nur ganz ehrliche Absichten halten einem Familienverkehr stand,“ sagte Frau Schmied häufig.

Und dachte dabei an die eigene Jugendzeit. An manchen Stattlichen, dessen beglückende Begleitung stets an der Haustür geendet hatte. Nicht alle Männer waren so edlen Charakters wie Herr Schmied.

Eigene Erfahrung ist die lehrreichste.

Als Marie fortgeeilt war, sagte Frau Schmied zu ihrem Gatten, daß sie heute die Tochter selber aus dem Warenhause abholen werde. Sollte dieser Herr Müller wieder so liebenswürdig gewesen sein, Mariechen seine Begleitung anzubieten, so wollte sie als Mutter ihn für den Sonntagnachmittag zum Kaffee bitten. Sie hatte ohnehin die Absicht gehabt, einen Napfkuchen zu backen.

Vater Schmied hatte nichts einzuwenden.

Er sagte, daß man bei gutem Wetter, und wenn die Gemüsefrau nicht gerade die leeren Heringstonnen auf dem Hofe aussonnen ließe, sehr gut auf dem Balkon vespern könne. Vielleicht würde er auch eine Platte seines Kodaks spendieren. Das Photographiertwerden mache den jungen Leuten immer viel Spaß.

Frau Schmied seufzte über die leidenschaftliche Passion ihres Mannes und sagte, daß man zuvor den ersten Eindruck abwarten solle. Verschwenden war leichter als eingespart.

In der Tür fragte Vater Schmied noch, wie das mit Wilhelm Hubermann sei. Würde er nicht auch diesen Sonntag zu erwarten sein?

Frau Schmied erinnerte ihn daran, daß der Neffe erst den zweiten Sonntag frei haben konnte. Und fügte außerdem hinzu, daß man sich in Hinsicht auf Wilhelm keinen übertriebenen Hoffnungen hingeben solle. Abgesehen davon, daß

sie nicht glaube, daß ein Mann mit so dreisten Augen die übrigen vierzehn Tage blind sei, es war ihr genug, daß er aus ihrer Familie stamme. Sie habe aus dieser Sippschaft noch nichts Gutes wachsen sehen.

Vater Schmied widersprach nicht.

Von den vielen Angelegenheiten, die nicht mit Radfahrscheinen und Hundemarken zusammenhingen, traute er sich nur in der Photographie ein kompetentes Urteil zu...

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Gefühl ist nichts Handgreifliches. Praktische Leute geben sich daher möglichst wenig damit ab.

Nur auf sein Ahnungsvermögen kann man sich dabei verlassen.

Matthias machte davon Gebrauch. Er war voll frohester Erwartung.

In der Kaffeepause hatte ihn Marie aufgesucht und ihm eine Mark aufgedrängt. Als Halbteil der Autokosten.

Matthias hatte das Geld nicht nehmen wollen.

Sie hatte gesagt, daß er sich nicht zieren solle. Sie glaube ihm doch nicht, daß er sich die Stiefel mit Kaviar wichsen könne.

Schließlich hatte er das Geldstück, das in ihrer Hand geruht, annehmen müssen. Es war ganz blank. Kein Bazillenherd. Ein Talisman. In einen schmalen Perlenrand gefaßt, konnte es ein Brautgeschenk sein. —

Schon schien dieser Talisman zu wirken. Die Schellfische waren ausverkauft. Ein sauberes Brettergerüst wurde aufgestellt. Matthias hoffte auf Obst.

Glaube wie Aberglaube müssen manche Probe bestehen.

Ein grauenhafter Mordgeruch stieg auf.

Jedesmal, wenn Matthias „Vorsicht, Stufe!" rief, drang er ihm mit Blutgeschmack bis tief in den Magen.

Man schüttete auf das saubere Brettergestell Eimer auf Eimer voll roter Herzen, lila Lungen, gelblicher Lebern, vibrierender, schleimiger Eingeweide. Alles, was die weise Schöpfung im Innern des Rindviehs zu verbergen bestimmt hatte.

Matthias sagte sich, wenn er auch dieser Prüfung bis Abend standhielt, hatte er sich das Recht erworben, Marie, und der Form wegen auch Fräulein von Strecker zu einem bescheidenen Abendbrot zu bitten.

Er harrte aus.

Aber nicht jede Heldentat belohnt sich.

Als Matthias im Schrittgedröhn der Pflichtbefreiten an Maries Seite schnellen wollte, tat eine schmale Frau das gleiche.

Was Matthias sofort an ihr abstieß, war ihr Hut, an dem zwei plumpe, gelbe Kunstblumen strotzten. Er hatte sich oft genug darüber gewundert, wie es diese Mißgeburten der Putzsucht fertigbrachten, daß man doch ahnen mußte, daß sie Teerosen vorstellen sollten. Diese grellen Stoffbündel, die nichts gemeinsam hatten mit der Vornehmsten der Rosen, die sich nie ganz erschloß und mit ihrem Duft das ferne Japan herzuzaubern vermochte.

Von diesen Gedanken konnte Frau Schmied nichts ahnen. Sie hatte ihren besten Staat an.

Sie sagte, daß sie die Mutter ihrer Tochter sei und annehme, den Herrn von den zwei Stufen vor sich zu haben.

Diese Worte ließen die Rosen im milderen Licht erscheinen.

Einer achtfachen Mutter war es zu verzeihen, wenn sie keinen Sinn für Putz hatte. Dagegen hörte Matthias aus dieser Anrede, daß Marie zu Hause von ihm gesprochen hatte. Sprechen hatte müssen. Wem das Herz voll ist, geht der Mund über.

Er antwortete, daß es ihm eine große Ehre sei, die Mutter von Fräulein Schmied kennen zu lernen.

Frau Schmied wußte sofort, daß sie einen Mann von Bildung vor sich hatte. Kummervoll durchzuckte sie der alte Verdruß, daß Marie nicht einmal Buchführung hatte lernen wollen. Nicht einmal Schreibmaschine schreiben. Sie hatte gesagt, daß zu dem Beruf, den sie sich wünsche, keine Vorstudien gehören. Und dabei der Photographie Wilhelm Hubermanns, im Sammelrahmen der Familienbilder, einen Nasenstüber gegeben.

Man war schwach gewesen damals. Die Ersparnis eines Lehrgeldes war nur allzu gelegen gekommen. Es war nicht leicht auszukommen, wenn man immer weniger hatte, als nötig gewesen.

Laut sagte sie, daß Marie ein Mädchen sei, das das Herz auf dem rechten Fleck habe.

Matthias war überzeugt davon.

Sie schritten hinter den jungen Mädchen her.

Matthias bewunderte wieder das Unbeirrte an Mariens Gang.

Die Mutter ärgerte sich darüber, daß Marie den hellen Kleiderrock nicht einmal bei den Bordschwellen etwas hob. Wer hatte die Arbeit des Instandhaltens? Die überbeschäftigte Mutter. Wenn das Mädchen erst selbst einen Haushalt hätte, würde es vielleicht begreifen, was man für sie getan.

Frau Schmied verhehlte Matthias nicht, daß solch junges

Mädchen ein Schatz sei, den nur die Mutter wirklich beurteilen könne. Der Gedanke, sie einmal fortgeben zu müssen, sei nicht auszudenken. Und dann fragte sie teilnehmend, ob er mit dem Chef des Warenhauses verwandt sei. Sie hatte auch Verwandte, die im Golde scheffelten. Aber sie wäre zu stolz, um mit ihnen zu verkehren.

Als sie hörte, daß Herr Müller nicht im geringsten mit dem Warenhausdirektor verwandt sei, sagte sie, daß Bevorzugung, die man sich selbst verdanke, mehr wert sei, als Familienprotektion und lud ihn zu einer Tasse Sonntagskaffee ein.

Matthias erschrak. Er murmelte eine unverständliche Entschuldigung.

Frau Schmied war von seiner Bescheidenheit wohltuend berührt, sagte, in nachsichtigem Verständnis zwinkernd, daß er auch ohne schwarzen Anzug kommen dürfe, und nahm die Einladung als angenommen an ...

Da eine Mutter viele Pflichten hat, verabschiedete sich Frau Schmied jetzt, um mit Marie eine Straßenbahn zu besteigen.

Matthias gelang es noch, einige Worte mit Marie zu wechseln.

Er zeigte auf eine fleischmassige Blumenverkäuferin, die neben der Haltestelle Maiglöckchen feilbot und sagte, daß er neulich beobachtet habe, wie ein blondes Fräulein ihre Blumen nicht von solchen Markthänden berührt zu haben wünschte.

Marie lachte und sagte, daß auch dies eine Idee des Fräulein von Strecker gewesen. Sie selbst sei weniger zimperlich geraten.

Mit diesem neuen Beweis von Vornehmheit, die sich nicht gelobt zu sehen wünscht, mußte sich Matthias für heut begnügen.

Er blieb mit Fräulein von Strecker allein zurück.

Wer liebt, muß Opfer bringen. Und hat sogar Freude daran.

Matthias sah sich genötigt, mit Fräulein von Strecker den Abend zu verbringen.

Die schlichte Sonntagseinladung hatte ihn gerührt. Sie galt dem bescheidenen Herrn Müller. Eine Mutter hatte ihr Kind durchschaut und wollte dem jungen Herzen beistehen. Er aber durfte dieser Einladung nur unter seinem richtigen Namen folgen. Denn er hatte die Familie Schmied zu achten begonnen.

Fräulein von Strecker aber war eine sichere, formengewandte Persönlichkeit, die obendrein in der Familie Schmied besondere Geltung genoß. Sie mußte die Angelegenheit zu ordnen wissen, wenn er sie im Lauf des Abends mit der Wahrheit bekannt machen und sie um ihre Vermittlung ersuchen würde.

Er bat sie, mit ihm ein einfaches Abendbrot im Freien zu teilen.

Fräulein von Strecker dankte für seine Liebenswürdigkeit, ohne hinzuzufügen, daß sie sie annehme. Denn das wollte sie nicht. Aber es wurde ihr schwer, diesem liebenswürdigen Menschen, der die beste Herkunft noch mit jeder Bewegung verriet, offen zu sagen, daß sie nicht imstande war, in gewöhnlicheren Speisehäusern zu essen. Wenn sie auch unter irgendeinem Vorwand nur ein Mineralwasser hätte zu schlukken brauchen, sie war im voraus sicher, daß sich mindestens einer an den Nebentischen vom Fisch über die widerspenstigen Schoten hinweg bis zum Käse alles mit dem Messer in den Mund säbeln würde. Das erregte bei ihr Brechreiz. Sie konnte nichts daran ändern. Vielleicht war ihre gute Erziehung daran schuld. Die eigentlich eine schlechte war, wenn

eines Tages von den silbernen Tellern nichts weiter übrig blieb als die zerschrammten Lederbehälter. Vielleicht war es auch nur Vererbung. Man sagte, daß ihr Großvater einem Duell zum Opfer gefallen war, dessen Ursache gewesen, daß er in einem Gasthofzimmer einen ihm völlig fremden Herrn am Nebentisch geohrfeigt hatte, weil er das Prachtexemplar einer Lachsforelle mit Messer und Gabel wie ein Stück Roastbeaf zu tranchieren begonnen hatte.

Es ist schade, daß man gerade von den besten Ahnen selten etwas anderes erbt, als Anekdoten.

Toni nutzte dieses Erbgut wenigstens heute, um sich aus der Verlegenheit zu helfen.

Sie erzählte Matthias dieses merkwürdige Ende ihres Großvaters Ullrich und erklärte damit ihre Abneigung gegen jedes Wirtshausgehen.

Matthias war entzückt von diesem Großvater.

Er sagte, daß Fräulein von Strecker stolz auf ihre Ahnen sein könne. Daß einem Manne, wie diesem Ullrich von Strekker, ungezählte, seinem Wesen gleichende Nachkommen zu wünschen wären.

Toni erzählte, daß sie sein Bild auf einem silbernen Nadelkästchen besitze, das einst ihrer Großmutter, Ullrichs Frau, gehört habe. Die übrigens weniger Verständnis für seine Eigenart gehabt haben soll, als Herr Müller es zeige. Sie hatte ihn nicht anders als Bullrich genannt. Auch von ihr besäße sie ein Miniaturbild. Ein ganz entzückendes, kleines Kunstwerk. Wenn Herr Müller Interesse für dergleichen habe, ließe sich seine Einladung vielleicht umkehren, und er würde ihr bescheidenes Abendbrot teilen.

Matthias war unangenehm überrascht. War es Fräulein von Strecker gewohnt, Herrenbesuche zu empfangen? Der

Gedanke war ihm höchst peinlich. Er hatte begonnen, sie sehr hoch zu stellen. Und nicht nur, weil sie mit einer Marie Schmied befreundet war.

Aber gerade diese Verwunderung trieb ihn dazu, der Aufforderung nachzukommen. Er besorgte damit, wozu die pflichtüberbürdete Mutter Schmied wohl keine Zeit gefunden. Er prüfte den Umgang ihrer Tochter.

Als sich die Tür von Fräulein von Streckers Atelier geöffnet hatte, mußte sich der Blick erst an den Glanz gewöhnen, den der Abendschein der sinkenden Sommersonne durch das Glasdach warf. Zwei schillernde Strahlenbündel zerschnitten den Raum. Das eine ergoß sich in einen großen Feldblumenstrauß, der in einer opalisierenden Vase diesen Abendsegen hochaufgerichtet einsog. Der andere rundete sich als Glorienschein über einer großen, holzgeschnitzten Madonna.

Fräulein von Strecker und ihr Gast waren nicht weit von der Schwelle stehengeblieben.

In diesem Augenblick bedauerte es Toni, diesen fremden Herrn Müller in ihre liebe Zufluchtsstätte geführt zu haben. Diesen seltenen Glanz hätte sie gern allein genossen.

Aber die gute Erziehung siegte.

Sie bat Herrn Müller, näherzutreten und sich in den bequemen Sessel zu setzen, der vor dem großen Fenster stand. Und um jeder Bemerkung über den sie ergreifenden Abendglanz vorzubeugen, sagte sie schnell, daß man das Lichtanzünden also noch sparen könne.

Matthias genoß schweigend. Ja, das war ein Raum, wo sich eine Marie Schmied wohlfühlen mußte. Hierhin also flüchtete sie sich aus der Enge des kleinbürgerlichen Eltern-

hauses. Sie wäre wohl auch kaum auf den Gedanken gekommen, daß man in solchem Augenblick Licht machen konnte.

Mit tiefem Behagen genoß er Raum und Farbenwirkung. Als das herankriechende Dunkel langsam die Farben erbleichen machte, ehe es sie in sich aufzog und violette Nebel die Umrisse der Madonna, der Blumen und aller übrigen Gegenstände zu verschleiern begonnen, ging sein Blick hinaus über die Wüste von Dächern und rauchgeschwärzten Schornsteinen, die sich von Augenblick zu Augenblick schneller in Nichts aufzulösen begannen. Wie einen Rhythmus, der dazu gehörte, empfand er dabei leichte, ruhig-feste Schritte in dem dunkelnden Raum.

Gerade als der letzte violette Schimmer erlosch und sich das Dunkel als Unbehaglichkeit fühlbar machen wollte, sagte Fräulein von Strecker: „Nun rasch einen unangenehmen Augenblick bestehen. Ich mache Licht."

Matthias schloß die Augen, wobei er angenehm den herben Duft der Feldblumen spürte und dachte, daß, wenn die beiden Freundinnen zusammen wären, gewiß Marie diese Warnung rief. Wer sonst von den Menschen, denen man gewöhnlich begegnet, gibt sich mit so viel Feingefühl ab.

Als er die Augen öffnete, hob das milde Licht einer grünbeschatteten Lampe einen zierlich gedeckten Tisch aus dem Dunkel.

Das erste, das Matthias' Blick auf sich lenkte, war ein großer Amethyst, der mitten auf dem Tische glitzerte. Er war ein wenig ausgehöhlt und als Salzbehälter dienstbar gemacht.

Matthias hätte gern gefragt, ob sich nicht Marie Schmieds Hände stets sofort nach diesem glatten Farbenbündel streckten, um sich daran aus nächster Nähe zu erfreuen.

Die einfachsten Fragen werden uns meist am schwersten.

So konnte Dr. Senf auch nicht erfahren, daß es Mariens feste Überzeugung war, daß dieser Stein, der wie echt aussah, viel besser als Gürtelschloß verwendet sein würde, anstatt auf dem Tisch nichts weiter zu tun, als zu glänzen.

Matthias' Blick war inzwischen auf kleine nickelgeflochtene Kuppeln gefallen, die sich überall wölbten, wo Eßbares lag.

Fräulein von Strecker lächelte verlegen.

Sie bat ihren Gast, sie nicht auszulachen. Aber sie habe ein Grauen vor Fliegen. Trotzdem sie anerkenne, daß die Blaugeflügelten von weitem schöne Geschöpfe seien. Aber ihre skrupellose Lebensweise widere sie an. Eben noch auf Kot und dann mitten auf dem Butterbrot.

„Sie auch?!" sagte Matthias, aufs angenehmste berührt.

„Wie denn?" fragte Fräulein von Strecker zurück.

Matthias aber faßte ihre auf dem Tisch ruhende Hand, drückte sie und sagte, daß er ihre Art und Gesinnung ehre.

Und dann setzte er Marie Schmieds Freundin seine Theorien über die einfachsten Lebensbedingungen auseinander.

Selten hatte er sich so verstanden gefühlt. Aber wie konnte es anders sein. Bei einem Wesen, das täglich mit einer Marie Schmied verkehren durfte. Bei allem, was er sagte und was erwidert wurde, hatte er die Entfernte vor Augen. Zustimmend, lächelnd, schien sie mit dem blonden Haupte Beifall zu nicken.

Man kam von einem aufs andere.

Fräulein von Strecker erzählte, daß sie den Amethysten auf ihrer Stipendienreise durch Italien, auf dem Campo di Fiori in Rom gekauft habe.

Matthias berichtete von einer entzückenden Lapislazulisammlung, die er an selber Stelle erworben. Es zeigte sich, daß beide auf dem gleichen, den Fremden meist unbekannten

Gassenweg, der an dem unvergleichlichen Schildkrötenbrunnen vorüberführte, dem bunten, sonnenstrotzenden Marktplatz zuzueilen liebten.

Nie hatte Matthias so viel gegessen. Er merkte es nicht. So wenig wie es ihm auffiel, daß Fräulein von Strecker das Kauen nur markierte. Denn ihr Menü war solchen Anforderungen nicht gewachsen.

Sie sagte sich, daß diesem vornehmen Menschen natürlich das Geld zum Mittagessen gefehlt, weil ihn Mariens Albernheit zu der Autoausgabe gereizt hatte.

Er rührte sie. Im Eifer seiner Erzählungen hatte er es nicht bedacht, wie sehr er den verwöhnten Mann verriet. Was mochte ihn auf diesen Jammerposten neben das Käselager gebracht haben? Sie dachte an ihre Verwandten in hohen Stellungen. An Protektion. Sie machte Pläne für ihn. Es gab gewiß nicht viel Menschen, die über so viel Feingefühl verfügten wie er.

Sie sprachen nun über die holzgeschnitzte Madonna, die Fräulein von Strecker in Florenz für wenig Geld erhandelt hatte.

Matthias sagte, daß es unfaßbar wäre, daß es so etwas schon vor Jahrhunderten gegeben und Menschen von heute trotzdem imstande wären, ihre Zimmer mit billiger Basarware zu füllen.

Fräulein von Strecker lächelte und meinte, das Tragische wäre, daß gerade noch die Reichen den schlechtesten Geschmack hätten.

Sie lachte auf. Ihr war eingefallen, wie Marie Schmied einmal, als sie sich ihr gegenüber zu solcher Erörterung hatte hinreißen lassen, geantwortet habe, daß reich werden trotzdem das schönste Vergnügen sein müsse.

Matthias rauchte, starrte in den Amethysten und dachte an eine Holzschnitzerei im Florentiner Bargello, an die ihn die Madonna erinnerte. Ihm war unendlich wohl. Die großen Fenster waren geöffnet. Der Atem der kühlen Mainacht fächelte aus und ein. Das Klingeln elektrischer Bahnen summte in weiter Ferne.

Fräulein von Streckers Lachen schreckte ihn auf.

Er entsann sich endlich, wozu er hier war, und begann damit, daß er eigentlich mit einer Bitte auf dem Gewissen heraufgekommen sei.

Toni rechnete sich aus, daß sie ihm hundert Mark ganz gut borgen könne. Man muß sich auf sein Gefühl verlassen. Dieser Mann konnte kein Schwindler sein.

Matthias fuhr fort und sagte, daß das gnädige Fräulein gewiß gehört habe, daß Frau Schmied ihn zum Sonntag eingeladen habe. Er würde ihre Liebenswürdigkeit ungern verletzen.

Toni schüttelte unwillkürlich den Kopf. Wie das Leben zu demütigen verstand. Da gab sich dieser vornehme Mensch, um einer Tasse warmen Kaffees willen, Schmiedschem Familienverkehr preis. Wäre er wie andere, würde man denken können, daß ihn Maries äußerliche Schönheit betört haben konnte. Aber bei seiner Feinnervigkeit mußte er unter den beständigen Jargonausdrücken Maries geradezu leiden.

Matthias vertraute weiter, daß er jedoch, bevor er die achtbare Familie aufsuchen könne, eine Kleinigkeit geregelt haben müsse.

Tonis Augen wurden feucht. Er hatte also seinen schwarzen Rock aufs Leihamt tragen müssen. Ein Mann von dieser Exklusivität.

Es gab Dinge im Lebenskampf, die Ullrich von Streckers Enkelin mehr grauenhaft schienen, als Tod im Duell.

Ehe noch ihr Gast etwas hinzufügen konnte, sagte sie, daß es keiner weiteren Erörterungen bedürfe. Sie glaube genug erraten zu haben und wäre von Herzen gern bereit...

„Ich hoffte, daß Sie mir auf halbem Wege entgegenkommen würden," rief Matthias erfreut. „Also natürlich nicht Müller. Dr. Matthias Senf."

Er bat seine liebenswürdige Wirtin, ihm die nähere Erklärung, wie und warum er zu diesem Posten und diesem Versteckspiel gekommen sei, gütigst erlassen zu wollen. Er kehre ohnedies nicht auf sein Amt zurück. Er glaube es nicht mehr nötig zu haben.

Toni begriff, daß dieser Mann solchem Posten nicht standhalten konnte. Auch wenn er es, wie es leider den Anschein hatte, recht nötig hatte. Sie glaubte zu ahnen, was ihn so weit gebracht haben konnte. Sie hatte auch ihre Lebenserfahrung. Spielschulden. Sie waren in der Familie von Strekker die Ursache aller Karrierenstürze.

Es war also keine höfliche Redensart, wenn sie jetzt versicherte, daß sie auch Unausgesprochenes zu verstehen glaube.

Matthias nickte dankbar und sagte, daß ein Wesen von der Art, wie er sie diesen Abend hatte kennen lernen dürfen, gewiß an Sympathie auf den ersten Blick glaube.

Fräulein von Strecker gab leise zu, daß sich dergleichen zutragen könne.

Matthias rief darauf, daß, wenn sie dieses wisse, sie alles verstehen werde. Es würde ihr gewiß ein leichtes sein, Fräulein Schmied zart anzudeuten, daß die Ursache seines vielleicht wunderlich scheinenden Benehmens keine unehrenhafte gewesen.

Es schmerzte Toni, wie an diesem Mann das Ehrgefühl zerrte. Selbst einer Familie Schmied gegenüber.

Sie fühlte sich ratlos. Fürchtete, nicht zartfühlend genug auf den Geldpunkt zurückkommen zu können.

„Und was das übrige betrifft," begann sie einlenkend.

„Das übrige muß sich von selbst ergeben," unterbrach sie Matthias schnell mit kurzem, verlegenem Lachen.

Jetzt erst begriff er, wie weit er Fräulein von Strecker in sein Vertrauen gezogen.

„Ich bin aber gern bereit," versuchte es Toni noch einmal. Und drehte ihr Geldtäschchen auffällig hin und her.

Matthias dankte für ihren guten Willen und sagte, daß es bei den Andeutungen bleiben müsse. „Selbst ist der Mann. Zumal in gewissen Dingen," fügte er scherzend hinzu.

Er verabschiedete sich.

„Leben Sie wohl, liebe Freundin," sagte er mit Nachdruck.

Auch Toni nannte ihn Freund, als sie seinen kräftigen Händedruck erwiderte.

Die Wurzel aller Freundschaft ist das Geheimnis...

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Auch anderswo war das Leben weiter gegangen.

Auf dem großen Doppelschreibtisch der beiden Herren Senf mischten sich zwischen die großen Geschäftsschreiben mit den vielstelligen Zahlen schmale Privatbriefe, die, wenn sie auch nicht von Ziffern redeten, doch zum Rechenexempel des Lebens gehörten.

Vor jedem der wohlgepflegten alten Herren stand die Photographie seiner Gattin.

Neben Helenes Bild prangte eine Rose. Helene selbst sorgte seit ihrer Verheiratung dafür, daß ihr hier stets eine frische Blume zur Seite stand. Mit Rücksicht auf den Kundenkreis.

Matthias' Vater sah heute wieder bedeutend wohler aus.

Seit gestern hatte er von Herrn von Priskow eine erfreuliche Antwort in Händen. Nicht etwa schon die sichere Präzisierung des gesuchten Gegenstandes. Aber immerhin eine Feststellung, die Herrn Senfs quälenden Verdacht dezimieren könnte.

Von Priskow hatte statistisch nachgewiesen, daß bis zu Melindas Mündigkeit zweiunddreißig Väter die Kosten ihrer Erziehung getragen.

Jeder natürlich in dem Glauben, der einzige zu sein. Denn die Menschen neigen leider nur allzu leicht dazu, ihre Handlungen für etwas Besonderes anzusehen.

Daß Herr von Priskow auch Herrn Senfs Namen unter diesen zweiunddreißig prompten Zahlern gefunden, glaubte er nicht erwähnen zu müssen. Wer mit Gebildeten zu tun hat, muß gewisse Kenntnisse bei seinen Klienten voraussetzen können. Außerdem wußte Herr von Priskow genau, wo die Diskretion anfängt, Ehrensache zu werden.

Dagegen hatte er angefragt, ob Herr Senf noch genauere Angaben benötige. Er wäre zu allem bereit. Halte auch weitere Forschungen nicht für aussichtslos, denn im Vergleich zu der Milliardenzahl der Erdbewohner war die engere Wahl von zweiunddreißig klein zu nennen.

Herr Senf hatte sich dieser Meinung angeschlossen und auf weitere Forschungen bestanden.

Auf diese Bemühungen hin hielt er nun das angenehmste Resultat in der Hand. Herr von Priskow glaubte beweisen zu

können, daß das liebenswürdige Fräulein Melinda sechs und dreiviertel Jahr älter war, als ihre fürsorgliche Mutter angab. Es war ziemlich einwandfrei bewiesen, daß sie schon in einer pommerschen Dorfschule an den ersten Enden des Abc kaute, als ihre gute Mutter die ersten Serpentinen zog und sich bald darauf, als Spanierin, die vielstellig erwachsende Vaterliste für ihr niedliches kleines Mädchen anzulegen begann.

Die Spur der Vaterschaft verlor sich sozusagen im Schornstein. Denn in Pasewalk selbst herrschte die Ansicht, daß ein gewisser Kaminkehrer, der abends als Laternenanzünder fungierte, Melindas Papa sei. Nicht ihr natürlicher, sondern ihr rechtmäßiger. Denn Marietta war, ehe sie eines warmen Sommerabends, während der Kaminfeger damit beschäftigt war, Pasewalk zu erhellen, ihre Laufbahn unvermittelt mit einem Impresario begonnen hatte, fraglos die gesetzliche Gattin dieses soliden städtischen Beamten gewesen. Der Impresario dagegen war eigentlich nur nach Pasewalk gekommen, um eine alte Tante zu begraben. Man vermutete, daß von dem schmalen Nachlaß dieser Tante, die niemals Zucker in ihren Kaffee genommen, und die aus einem Tassenkopf Milch, Rahm, Magermilch und weißen Käse ausreichend für zwei Tage zu gewinnen verstanden hatte, die ersten Serpentinschleier für Marietta angeschafft worden waren.

Alles steht im Zusammenhang. Wenn man sich erst in das Auffädeln der Geschicke einläßt, hat man sie bis auf einige widerspenstige Knoten bald alle miteinander von der Spule gerollt.

Was Herrn von Priskow nun noch zu tun übrig blieb, wäre, je eine Abschrift des Trau- und Geburtsscheines aufzutreiben, die auf dem Pasewalker Standesamt nicht vorzufin-

den gewesen. Wahrscheinlich, weil diese beiden tugendlichen Handlungen an einem anderen Ort stattgefunden hatten.

Herr Senf war ein zu guter Kaufmann, um nicht zu wissen, daß Erfahrung erst praktisch verwertbar wird, wenn sie dokumentiert ist.

Er tauchte also die Feder ein und schrieb auf ein Telegrammformular, daß er Herrn von Priskow danke, und ihn ersuche, seine Bemühungen in angedeuteter Weise zu vervollständigen.

Herr von Priskow war offiziell in Pasewalk geblieben.

Das heißt, er hatte Vorkehrungen getroffen, daß ihm Nachrichten von dort möglichst rasch nach Berlin gesandt wurden. In Wirklichkeit war nur sein Geist in Pasewalk gewesen. Was schließlich die Hauptsache war...

Herr Eduard Senf hatte indessen an der anderen Hälfte des schweren Eichentisches einen Brief revidiert, den er gestern von seiner Gattin Rosa aus Pyrmont erhalten hatte.

Rosa schrieb, daß es kein kleines Opfer wäre, auf nüchternen Magen zwei Becher kalten, prickelnden Wassers zu trinken. Aber man mußte sich wohl seiner Familie zu erhalten suchen. Die kohlensauren Bäder dagegen wären unangenehm warm und machten faul und müde. Daher sollte er sich nicht wundern, wenn sie nicht viel schriebe. Das Theater war noch so entzückend, wie zu ihrer Mädchenzeit. Leider aber auch der erste Liebhaber. Betty hatte ihm schon am ersten Abend, natürlich hinter ihrem Rücken, einen Busch roter Nelken auf die Bühne geschickt. Der Himmel mochte wissen, woher das Mädchen diese heißblütige Veranlagung hatte?

Hier folgte eine Reihe steifgedrehter Fragezeichen, ehe die Mitteilungen weitergingen.

Sie besagten weiter, daß erst aus der Antwort des liebens-

würdigen Künstlers eine immer besorgte Mutter Bettys eigenmächtiges Vorgehen erfahren. Und natürlich nicht mit Vorwürfen zurückgehalten hatte.

Betty aber habe nur gelacht und daran erinnert, daß man sich bei der Stahlkur nicht aufregen solle.

Wie aber war das möglich? Denn gleichzeitig flirtete Betty derartig mit einem Baron von Schröder, der sich hier ein Leiden auskurieren sollte, aber nur den ganzen Tag mit jungen Damen Tennis spiele, daß eine ältere Dame, mit der sie als fast immer sich selbst überlassene Mutter beim Kurkonzert gemeinsam Kaffee trank und Handarbeiten machte, schon mehrmals gefragt hätte, wann man gratulieren dürfe. Diese durchaus respektable Dame habe ihr auch erzählt, daß der Herr Baron von Schröder, der übrigens ein reizendes Kerlchen war und sie oft an die Tänzer der eigenen Jugendbälle erinnerte, sehr viel Ahnen, aber wenig Vermögen besaß.

Wenn sie auch, weiß Gott, reichlich genug in der Lage wären, ihrem Kinde eine Liebesheirat gönnen zu können, so bliebe doch Bettys Benehmen eine beständige Aufregung für eine besorgte Mutter. Noch dazu bei einer Stahlkur. Denn schließlich war es doch noch nicht eine Woche her, daß man um diesen Herrn Trettin die stärksten Nervenerschütterungen durchmachen mußte. Am ersten Reisetag hatte ihm Betty noch sieben Depeschen und einen Kasten voll Tuberosen geschickt. Heute war endlich ein Antwortgruß von ihm gekommen. Auf durchaus vornehmen Briefpapier. Betty hatte einen Fidibus daraus gedreht und sich eine Zigarette damit angezündet. Wo lernten die jungen Mädchen von heute dergleichen Dinge? Von ihren Müttern gewiß nicht.

Das Schreiben verlor sich nun ganz in Reflexionen. Bei Seite sechzehn, dem vorletzten Blatte, legte Herr Eduard

Senf den Brief mit leichtem Gähnen fort. Nicht ohne sich des Gedankens erwehren zu können, was ihn erwartet hätte, wenn die kohlensauren Bäder nicht faul und müde machten.

Er hielt von Reflexionen wenig. Wenn sie nicht der Hebel von Taten waren.

Er hatte darum die Quintessenz aus seiner Gattin Schreiben gezogen.

Er hatte auf einem Geschäftsbogen Günther Trettin zu einer Privatunterredung gebeten.

Die Antwort lag vor ihm. Auf starkem Kavalierpapier. Trettin versprach, seine Aufwartung zu machen.

Herr Eduard Senf nahm ein anderes Schreiben auf, das sich darüber geschichtet hatte. Eine Abonnementsleistung der Auskunftei Rappengold, die ihn auf sein Ersuchen mit den Schulden Günther Trettins bekannt machte. Der Schnelligkeit wegen nur in Pauschalsumme. Sie genügte Herrn Eduard Senf.

Diese drei Schreiben vor sich blickte der tüchtige Kaufmann überlegend den blauen, regelmäßigen Ringen seiner guten Zigarre nach.

Sie lenkten seinen Blick auf sein Gegenüber, seinen Schwager und Kompagnon, den sie wie kleine Glorienscheine umkreisten. Es fiel ihm auf, mit wie kräftigen Bewegungen er Helenes Bild und die ebenfalls im Wege stehende Rose beiseite schob, weil er den Streusand suchte. Auch seine Züge waren wieder frischer und ruhiger, seine ganze Haltung belebter und kräftiger. Eigentlich war es beleidigend, wie gut es diesem nahen Verwandten bekam, daß Betty nicht seine Schwiegertochter zu werden schien.

„Was hast du nur gegen meine Betty?“ sagte er daher

unvermittelt, als sich Matthias' Vater gerade zufrieden den Wortlaut seiner Depesche noch einmal überlas.

Herr Senf blickte erstaunt auf und antwortete, daß er gar nichts gegen seine Nichte habe, seine Frau Helene dagegen sogar eine besondere Vorliebe für sie empfinde.

Herr Eduard Senf nahm den Pyrmonter Brief zur Hand und sagte: „Sie sind noch nicht drei Tage dort, und schon bewirbt sich ein Baron um sie.“

„Schreibt Rosa,“ sagte Helenes Gatte.

„Allerdings,“ war die scharf betonte Antwort.

„Lassen wir die Familie,“ lenkte Matthias' Vater ein. Und fügte noch hinzu, daß auch die umworbenste Tochter schließlich nur einen Mann auf einmal heiraten könne.

Herr Eduard wollte darauf heftig erwidern, daß sich ein einziger Sohn allerdings ungefährdet die zahlreichsten Abenteuer leisten könne, als ihm rechtzeitig einfiel, daß er auch nach dieser Seite hin Vater war.

Vaterschaft ist kein Kinderspiel.

Auch Matthias' Vater hatte dies begreifen gelernt. Er erhob sich jetzt, um sein Telegramm eigenhändig aufzugeben. Es gibt Dinge im Leben, die auch der bedienteste Mann selbst ausführen muß...

Herr Eduard Senf sah auf die Uhr. In einer halben Stunde erwartete er Trettin.

Er durchblätterte noch einmal Rosas Brief. Rosa liebte es, die wichtigsten Nachrichten irgendwo an den Rand zu klemmen. Er durchforschte jetzt noch einmal hastig das lange Schreiben. Richtig, da stand, daß der Baron einen Rosenkorb geschickt und mit Betty ein Vielliebchen gegessen habe, wonach beide verpflichtet waren, sich drei Tage lang gegenseitig beim Vornamen zu nennen. Der Baron hieße Alex.

12*

Ein süßer Name, behauptete Betty. Aber auch sie, als Mutter, fände ihn distinguiert.

Rücken an Rücken mit dem Datum, fand sich noch die Bemerkung, daß der Baron sächsischer Adel wäre und seine Mama eine Gräfin Köckeritz gewesen.

Wer sucht, der findet. Diese wenigen Zeilen schienen Herrn Eduard Senf das Vernünftigste des ganzen Briefes.

Er klingelte die Auskunftei Rappengold an und bat um möglichst geschwinde Nachrichten über einen Baron Alex von Schröder. Die näheren Angaben, die ihm bekannt waren, fügte er hinzu.

Als er das Hörrohr wieder anhängte, wurde ihm Trettin gemeldet.

Trettin war eigentlich immer der Anschauung gewesen, daß Heiratsanträge zu den Privatangelegenheiten gehörten. Aber er war stets bereit, zuzulernen. Wünschte sein künftiger Schwiegerpapa erst einmal zu konstatieren, wie er sich in dem Privatbureau der berühmten Firma ausnahm, so war er auch zu dieser Probe bereit.

Wenn sich Trettin jetzt die näherrückenden Konsequenzen seines Heiratsentschlusses zog, bangte ihm vor dem Augenblick, wo ihn Frau Rosa, die schon bei manchem Souper seine Tischnachbarin gewesen, mit der ganzen Kraft ihrer Opferfähigkeit an sich reißen und zum ersten Male „geliebter Schwiegersohn" nennen würde.

Er grübelte dann beunruhigt, ob nicht zu einem solchen Kopfsprung in eine fremde Familie eine Liebe von geradezu klassischer Größe nötig wäre. Hero und Leander. Romeo und Julia. Faust und Gretchen.

Eine derartige Gefühlshöhe verhinderte aber Bettys aparte

Augenstellung. Trettin war der Meinung, daß Pirouetten mit den Beinen ausgeführt werden mußten.

Daher wäre viel eher seine Zuneigung zu der rhythmischen Etelka auf klassisches Maß zu bringen gewesen. Sie aber hatte nicht einmal Verwandte. Nur einen Onkel, der ihre Ausbildung bezahlt hatte.

Aber wie behaglich war es bei ihr. Wie verstand sie Tee zuzubereiten und einzuschenken. Mit welcher Grazie wußte sie Zigaretten zu drehen. Wie tadellos glückte es ihr, Likörgläschen zu füllen. Genau bis zum Rand, aber keinen Tropfen darüber. Sie war die geborene Hausfrau. Und wenn sie sang: „Laßt uns die Stunden genießen, so lang uns die Erde noch dreht", dann kam die ganze Lebensbahn in Schwung. Die Schulden, Vergangenheit und Zukunft rutschten in ewige Versenkungen und nur der Augenblick schwang sich leicht und bunt, wie eine Seifenblase, durch den behaglichen, von Tabakrauch blauverhangenen Raum.

Laßt uns die Stunden genießen, so lang uns die Erde noch dreht.

Aus diesem Gedankengang mußte sich Herr Günther Trettin reißen, als er an die Tür von Herrn Eduard Senfs Privatbureau pochte.

Die Begrüßung beider Herren war sehr höflich. Beide waren sich sofort einig über die Schönheit des Wetters, beide lobten mit derselben Wärme die ungewohnte, erfreuliche Beständigkeit dieses Frühlingsmonats.

„Nur einmal blüht im Jahr der Mai", bemerkte Trettin und erlaubte sich nach den Nachrichten zu erkundigen, die Herr Senf von Frau Gemahlin und Fräulein Tochter erhalten habe.

Herr Senf berichtete dankend, daß diese Berichte sehr zu-

friedenstellend wären. Sein Töchterchen scheine sich von dem kleinen Bleichsuchtsanfall schon am ersten Tage dort erholt zu haben.

Trettin drückte seine Freude darüber aus und stellte fest, daß Luftveränderung oft Wunder tue.

Herr Senf gab dies ohne jede Einwendung zu.

Hier wurde ihr Gespräch jedoch durch den Fernsprecher unterbrochen.

Die Firma Rappengold meldete sich. Herr Senf bat seinen Besuch um einen Augenblick Pardon.

In diesem liebenswürdig gestatteten Augenblick erfuhr er, daß Baron Alex von Schröders Lebensgang flott, aber makellos gewesen und die Höhe seiner Schulden klein sei im Vergleich mit der großen Aussicht auf das Majoratserbe eines kinderlosen Onkels und die Zahl seiner Ahnen, die bis in die Zeit der Kreuzzüge nachgewiesen werden konnten ...

Herr Senf dankte, legte den Hörer auf die wie Nerven vibrierende Nickelgabel zurück und entschuldigte sich zu Trettin gewandt, lächelnd noch einmal wegen der kleinen Störung.

Trettin sagte, daß er dergleichen für selbstverständlich halte. Geschäft sei Geschäft.

Und knüpfte sofort daran an, daß er seit seiner frühesten Kindheit besonderes Interesse für Bergwerke empfunden habe. Er fände einen eigenartigen Zauber damit verbunden.

Bei den Worten „eigenartigen Zauber" hatte Herr Senf wieder zu lächeln begonnen.

Er sagte nun, daß er sich erlaubt habe, Herrn Trettin herzubitten, um eine zwischen ihnen schwebende Angelegenheit aufzuklären. Er möchte dabei nur vorausschicken, daß er leider, so unbeugsam als Geschäftsmann, so schwach als Vater eines einzigen Töchterchens sei.

Trettin glaubte, daß in dieser Schwäche viel Beglückendes liegen müsse.

Darauf erwiderte Herr Senf nichts. Er blickte nur den sich schnell in nichts auflösenden Rauchringen nach.

Trettin räusperte sich.

„Sie haben recht," sagte Herr Senf darauf. „Unser beider Zeit ist kostbar. Ich wollte sie also bitten, meine Tochter ..." Er zögerte.

Herr Trettin fand diesen Vater, der eine Tochter mit solcher Mitgift dem Freier selber antrug, rührend.

Er beeilte sich, das Peinliche der Situation zu mildern und sagte rasch, daß er das Fräulein Tochter selbstverständlich auf den Händen tragen werde.

Herr Senf erwiderte, daß er, im Gegenteil, gerade bitten wollte, alles derartige bis auf weiteres hinauszuschieben. Eventuell ganz zu unterlassen.

Er tupfte sich mit dem Seidentuch die Stirn und sagte, daß es wirklich ein ungewöhnlich heißer Maitag sei.

Trettin war emporgeschnellt.

Herr Senf erhob sich auch. Er sprach schnell weiter und sagte, daß er sich für diese Gefälligkeit natürlich erkenntlich erweisen würde.

Und endlich in das Geschäftsgebiet geratend, wo er Herrscher war, erklärte er nun klar und ruhig, daß ihm ein Mann, der seiner einzigen Tochter auch nur einen Augenblick nahe gestanden habe, wert genug sei, um ihm das Leben erheblich erleichtern zu helfen. Kurz gesagt, wenigstens zehn Prozent seiner Schulden zu übernehmen.

Trettin antwortete, er hoffe, daß ihn Herr Senf nicht absichtlich beleidigen wolle. Und griff nach seinem Hut.

Herr Senf lächelte und sagte, daß er sich beleidigt fühlen

müsse, wenn Herr Trettin ihm diese kleine Bitte abschlagen würde. Er bat ihn, nicht so zu eilen und den kleinen Scheck gleich mitzunehmen.

Trettin zündete sich nervös eine Zigarette an. Etelka hatte sich den Spaß gemacht, sie mit ihrem neuesten Parfüm „Schwarze Lilie" zu übergießen.

Der süßliche Duft stieg auf.

Laßt uns die Stunden genießen, so lang uns die Erde noch dreht...

Herr Senf und Herr Trettin schieden im besten Einvernehmen.

Kavalier bleibt Kavalier...

Vierundzwanzigstes Kapitel

Kein Gesicht, das sich zwei Tage hintereinander gleicht. Wenn dies nicht jedem bekannt ist, sein Friseur weiß es sicher.

Trotzdem wunderte sich der Herr Haarkünstler an diesem Sonntagmorgen über Herrn Dr. Senfs Aussehen. Obwohl er genug Kunden hatte, die Feiertags nicht wieder zu erkennen waren. Aber von dieser Sorte war Herr Dr. Senf nicht. Der hatte es nicht nötig, sich auf den Sonntag zu freuen. Im Gegenteil, er gehörte zu denen, die es als persönliche Beleidigung ansahen, daß an einem ganzen Tag der Woche der kleine Mann mit seiner großen Familie Straßen und Plätze regierte.

Auch der Überbürdetste hat seine kleinen Freuden.

Kein Sonntagmorgen, wo nicht der Herr Friseur den verdrießlich dreinblickenden Dr. Senf daran erinnerte, welch an-

genehme Sonntagsruhe heute herrsche. Einmal in der Woche kann man wohl auch zum Schweigsamsten ein Wörtchen wagen.

Aber beinahe wäre dem tüchtigen Manne heute das Rasiermesser ausgerutscht. Dr. Senf hatte freundlich aufgelacht und erwidert, daß es ein rechter Maisonntag sei. Heut wäre jedem eine Freude zu gönnen.

Der Friseur hatte sich zu fragen erlaubt, ob auch der Herr Doktor heute etwas Besonderes vorhabe. Er sähe, wenn er sich die Anmerkung erlauben dürfe, ausnehmend heiter aus.

Der Herr Doktor aber hatte schon wieder die Wochenschweigsamkeit aufgesteckt. Nur einmal sagte er noch heftig, daß man ihn nicht etwa heute gerade mit einem Schnitt verunzieren solle.

Da dachte sich der Verschönerer selber sein Teil.

„Ja, ja, der Mai!" sagte er lächelnd, als er sich verabschiedete ...

Matthias hatte auf silbernem Tablett mehrere Einladungen präsentiert bekommen. Aber nur eine nahm er immer wieder zur Hand. Sie war an das Warenhaus adressiert gewesen und ihm von dort zugesandt worden.

In der sauberen Handschrift der einstigen Oberlehrertochter schrieb Frau Therese Schmied, daß ihre Aufforderung der Persönlichkeit gegolten und keinem Namen. So wäre ihr und den Ihren der Herr Dr. Senf nicht weniger willkommen, als der Herr Müller.

Matthias freute sich, daß der Ursprung von Mariens Vornehmheit in der Mutter zu finden sei. Er hatte Fräulein von Strecker nichts als seinen simplen Namen genannt. Sie aber war wirklich in der Finanzwelt zu fremd, um aus dem Namen sofort das dahintersteckende Bergwerk zu hören.

Alles Wissen ist nur Vermutung. Sogar wenn wir recht haben, können wir irren.

Fräulein von Strecker hatte sich allerdings nicht um des sympathischen Dr. Senfs nähere Lebensumstände gekümmert. Sie glaubte genug davon zu wissen. Aber zu Marie von der pekuniären Bedrängnis eines Mannes zu sprechen, den dieses Mädchen niemals zu würdigen verstehen würde, wäre ihr Herabwürdigung gewesen.

Marie aber, die gerade heute aus der Kadettenanstalt eine Ansichtskarte bekommen, auf der ein Maikäfer ein rotes Herz hielt, auf dem die Worte standen: „Es muß doch Frühling werden," hatte bei der Nachricht von des blassen Herrn Müllers Pseudonym fröhlich geantwortet, daß er ihretwegen auch Mostrich heißen könne. —

Eltern aber müssen mehr wissen als ihre Kinder. Ihre Wünsche sehen weiter.

Daher sagte Frau Schmied am Sonntagmorgen, wo sie und ihr Gatte das Aufstehen etwas gemächlicher nehmen und ihren Sorgen einmal am hellen Morgen anstatt nach ermüdendem Tageswerke nähertreten konnten, daß sie schon deutlich eine neue Plüschgarnitur im Salon vor sich sähe, die ihr der reiche Schwiegersohn verehrt. Eine grüne. Oder vielleicht auch geblümelter Gobelin. Der jetzt wieder recht in der Mode war.

Herr Schmied schlüpfte just in ein Unterkleid, das durch die sorgsame Ausbesserkunst der Gattin mit den Jahren einem Schachbrett sehr ähnlich geworden war.

Er dachte dabei, daß es einem reichen Mann einen ungeheuren Spaß machen müsse, einem alten Schwiegervater, der sich in nichts, was die junge Ehe anging, je einmischen würde, mit einem photographischen Meisterapparat zu über-

raschen, den Herr Schmied bei jedem kleinen Einkauf nötiger Utensilien prüfend und bewundernd in die Hand nahm.

Er seufzte und sagte: „Wenn Marie nur etwas mehr Hang zur Bildung hätte. Ich glaube, daß sie nicht einmal orthographisch richtig schreiben kann."

Frau Therese gab ihrem Lebensgefährten, gleichfalls seufzend, recht. Aber sie erinnerte ihn daran, daß ein brieflicher Verkehr vor der Verlobung als unpassend verhindert werden müsse, und außerdem Liebe nicht nach Verdienst frage. Wo sie hinfalle, da falle sie hin.

Zudem wäre Kunigundchen nur dreiviertel Jahr jünger als Mariechen. Sie wisse schon jetzt bei jedem noch so unbekannten Zitat, aus welchem Klassiker es stamme und ihr Wunsch, das Lehrerinexamen zu machen, zeige deutlich ihr Verlangen nach Besserem. Allerdings, sie lispelte ein klein wenig. Aber Frau Therese wußte von einer Familie, die auch durch Zufall einen steinreichen Hausfreund gewonnen hatte, der, weil ein Narr immer viele mache, durch seine, wenn auch unentschlossene Bewunderung für die Töchter, Bewerber in Hülle und Fülle angezogen und selber dann endlich, als alternder Mann, die Allerjüngste heimgeführt habe. Schließlich wäre es auch ein beruhigender Gedanke, eine Versorgungsaussicht für Melittachen zu haben. Wer weiß, wo man schon war, wenn sie erwachsen.

Nach diesem Galopp in die Zukunft kamen Frau Thereses Gedanken wieder auf Näherliegendes zurück. Sie sagte, daß sie auf jeden Fall doppelt soviel Rosinen in den Napfkuchen getan als sonst, daß sie auch ein viertel Pfund Kaffee bester Qualität kaufen werde, und erinnerte mit sanftem Seufzer daran, daß doch eigentlich alle Last des Lebens auf der Hausfrau und Mutter ruhe.

Sie stand jetzt vor dem Spiegel und steckte eilig ihr Haar auf, das immer weniger geworden, je mehr die Sorgen zunahmen.

Herr Schmied war damit beschäftigt, die Kanten eines weißen Stehkragens mit einem Stearinlicht zu glätten.

Jeder sucht auf seine Weise den Schärfen des Daseins entgegenzutreten.

Er meinte, daß ihn seine Gattin auch manchmal unterschätze. Wäre es ihm nicht bei dem Namen Senf sofort ins Gedächtnis gekommen, daß eine Familie gleichen Namens allein hundertzwanzig Mark Hundesteuer im Jahr zahle, und zwar für sogenannte sibirische Windhunde, von denen jeder kostbarer wäre als das Klavier, das man sich noch immer nicht hatte zulegen können. Hätte er sich hierdurch nicht zu genauem Nachschlagen veranlaßt gefühlt, würde man heute ebensowenig wissen, wen man als Gast bekam, wie die Kinder, denen man es vorsichtshalber bis auf weiteres vorenthalten hatte.

Frau Therese wollte ordnungshalber gerade bemerken, daß der Gedanke genauer Nachforschung der ihre gewesen, als sich Melitta in der abgenutzten Wiege zu rühren begann. Sie hatte goldblondes Haar, wie Marie, aber sie machte noch keine Sorgen. Beide Eltern blickten sie entzückt an. Herr Schmied nahm sie auf den Arm und verhalf ihr mit der Sachkenntnis eines achtfachen Vaters zu allem, was sie jetzt nötig hatte. Das war auch eines seiner Sonntagvergnügen, das er sich nicht nehmen ließ, obgleich Frau Therese jedesmal sagte, daß es erstaunlich sei, wie ungeschickt Männer in allen praktischen Dingen wären.

Heute aber bewunderte sie nur Melittas Lieblichkeit. Sie

beschloß, ihr am Nachmittag das weiße Taufkleidchen mit den rosa Schleifchen anzuziehen...

Um Mittag verfinsterte sich der Sonntagshimmel.

Frau Therese Schmied, die ihre Söhne beauftragt hatte, die wilden Weinranken auf dem Balkon etwas nach Privatvillenart zu arrangieren und hochzubinden, und die selbst die Holzstangen mit einigen Glaskugeln des Weihnachtsbaumes verziert hatte, mußte befürchten, daß man trotz alledem den Kaffeetisch im roten Wohnzimmer werde herrichten müssen. Sie holte auf jeden Fall frische, weißgehäkelte Decken heraus, die im Notfall auf Sofa und Sessel verteilt werden sollten. Acht Kinder lassen eben, trotz aller Mühe und bei der besten Erziehung, im Laufe der Jahre Spuren auf Sammetmöbeln zurück.

Herr Schmied sagte, den Blick auf die Wolkenwand gerichtet: „Wer weiß, wozu es gut ist."

Der Heringsgeruch des Gemüsekellers machte sich an solchem schwülen Tage recht bemerkbar. Verwöhnte Herren waren in solchen Dingen vielleicht penibel.

Frau Schmied war der Ansicht, daß man diesen Geruch nur bemerke, wenn man vorher wisse, daß die leeren Tonnen auf dem Hofe ständen. Aber wie dem auch sei, das Wetter war ein Ding, das man, wie leider so viele andere Dinge, dem Himmel überlassen müsse...

Matthias saß, als sich das Blau des Maihimmels zu umwölken begann, bei seinen Eltern am tadellos gedeckten Tisch. Außer ihm waren die Herren Eduard und Herbert Senf, die Verlassenen, zu Tisch gebeten, und ebenso aus Anstand und Verwandtenliebespflicht Tante Martine.

Matthias hatte seiner Mutter heute eine besondere Freude machen wollen. Er hatte ihr eine japanische Ente gebracht.

Es war ihm beinahe schwer geworden, sich von dem in ferne Landschaftsräume lockenden Kunstwerk zu trennen. Denn es war etwa keine ausgestopfte Leiche, sondern ein Meisterwerk japanischer Fingerfertigkeit aus künstlich verschlungenen Seidenfäden. Das buntgestickte Gefieder war von märchenhafter Farbenwirkung.

„Reizend, mein Kind," sagte Frau Helene. „Exotisch. Apart."

Sie schwärmte für Meißner Porzellanpuppen. Aber Matthias ignorierte dies leider.

Auch Tante Martine beäugte die bunte Ente lange durch die Brille. Um ihren praktischen Zweck zu ergründen. Als sie erfuhr, daß das bunte Ding weder als Nähkästchen noch wenigstens als Leuchter gedacht war, wunderte sie sich wieder einmal, daß man sogar bei den Chinesen so viel unnützes Zeug herstellte. Gelb war für sie gelb, in Rassefragen.

Herbert vergnügte sich damit, die sibirischen Windhunde nach der Ente springen zu lassen, ohne daß sie sie packen durften. Matthias freute sich an den schlanken Bewegungen der Rassentiere. Ohne zu ahnen, auf was für entlegene Spuren solche kostbaren Tiere führen könnten...

Jetzt bei der Mahlzeit fragte Frau Helene mit Herzlichkeit, was für Nachrichten ihr Schwager von seinen Lieben aus Pyrmont habe.

Herr Eduard sagte: „Ausgezeichnete."

Und faßte unwillkürlich nach der Brusttasche, wo ein heute eingetroffenes Schreiben Rosas knisterte.

Frau Rosa schrieb darin, daß diese Reise ihr früher Tod sein werde. Betty habe das Duzrecht mit dem — apropos wirklich reizenden — Baron von Schröder auf eine Woche verlängert. Trotzdem aber müßte man jeden Abend auch bei

größter Hitze ins Theater gehen. Wo der erste Liebhaber im Rockaufschlag stets die gleiche Blumenart trage, wie Betty am Kleiderausschnitt. Betty behaupte zwar, daß dies auf Zufall beruhe. Aber schließlich wäre es doch noch keine Ewigkeit her, daß man selber jung gewesen.

Herr Eduard hatte auf dem Wege hierher seine Antwort auf dieses Schreiben der Post anvertraut. Er hatte der Gattin geschrieben, daß er „bezugnehmend auf ihr heute erhaltenes Schreiben" ihr noch einmal nahelege, Bettys Freundschaft mit dem Baron keine übertriebenen Besorgnisse entgegenzusetzen. Man müsse die Welt nehmen, wie sie sich drehe, und sich damit abfinden, daß Männer und Mädchen von heute nicht mehr so prüde wären als einstmals. Auch im Geschäftsleben habe sich vieles geändert. Auch er handle nicht mehr wie sein Papa. Dagegen ermächtige er sie natürlich, jeder näheren Bekanntschaft mit dem Sommerschauspieler energisch entgegenzutreten. Sonst aber solle sie sich so viel Angenehmes vergönnen wie möglich und nur an ihre Gesundheit denken.

Helenes verwandtschaftliches Interesse befriedigte er jetzt weiter durch die Nachricht, daß Rosa den vornehmsten Verkehr und das unterhaltendste Leben zu haben scheine.

Helene erkundigte sich, ob der erwähnte Baron ein älterer Herr wäre.

Herr Eduard zog seine Brieftasche hervor, blätterte eine Weile in der Gattin Schreiben und sagte dann bedauernd, daß darin nichts darüber zu finden sei.

Helene sagte, daß sie Rosa von Herzen jede Freude gönne und nur hoffe, daß sich Rosa den Aufenthalt nicht wieder verleide, weil sie ihn für ein Opfer halte.

Hier mischte sich Tante Martine ins Gespräch und sagte,

daß mancher sogar versuchen müsse, ganz ohne Stahlbad alt zu werden.

Sie war gereizt. Es gab ihr Lieblingsgericht: Hühnerfrikassee. Da war es kein Vergnügen, dem hochherrschaftlichen Diener überlassen zu müssen, wieviel er für gut befand, einem davon gnädig auf den Teller zu legen. Wenn man sich zu sagen erlaubte: „Bitte, auch ein paar Morcheln, einige Krebsschwänzchen, lieber Karl," antwortete der Livrierte so herablassend: „Gern, gnädiges Fräulein," als hätte man ihn um ein Almosen gebeten.

Aber schließlich waren wohl auch die herrschaftlichen Diener vom Allerhöchsten erschaffen. Sein Wille war unerforschlich.

Allerdings gab es auch manches, das man bestimmt zu wissen glaubte.

Als Herbert ein Ballett lobte, wo siebenhundert Damen in Trikot auf einmal auf der Bühne waren, bemerkte Tante Martine, daß der Herr der Welt diese Damen sicher nicht zu diesem Zweck nach seinem Ebenbilde geschaffen habe.

Dagegen hatte das Wort Trikot auf das Gesicht von Matthias' Vater einen rosigen Schein geworfen. Obschon Herr Senf heute so wohl aussah, daß es eine Freude für seine Angehörigen war.

Nichts ohne Ursache. Er hatte heute zwei kostbare Scheine in seine juchtene Brieftasche legen können. Den Trauschein eines Schornsteinfegers und die Geburtsurkunde einer einmal auch klein gewesenen Pommerin. Melinda war sogar siebenunddreiviertel Jahr älter, als alle ihre zweiunddreißig Papas hätten vermuten müssen.

Dinge, die weit zurückliegen, beurteilt man mit Nachsicht. Diese aber macht gerecht. Herr Senf fand es im höchsten Grade bewundernswert, daß Mutter Marietta damals noch

derartig liebreizend und jugendlich zu sein vermochte, wie sie es unstreitig gewesen.

Eine stillfrohe Heiterkeit ging von ihm aus. Schluckweise genoß er den prächtigen Burgunder. Geduldig lächelnd ließ er sich von der neugewonnenen Zärtlichkeit der Gattin die besten Bissen auf den Teller legen. Weiß und glänzend, wie das Tischtuch vor ihm, war sein Gewissen. Aber das wußte nur er. Die anderen glaubten an eine geheilte Ischias. Und er war bescheiden genug, sie in diesem Glauben zu lassen.

Matthias freute sich der gedämpften Heiterkeit des Elterntisches. Mehrmals hatte er denken müssen, daß in so kleiner Runde nicht einmal eine stille Verlobungsfeier etwas Abgeschmacktes haben würde.

Aus solchem Sinnen störte ihn die Frage seiner Mutter, ob er wieder neue, interessante Bekanntschaften gemacht habe.

Er wurde rot, wie als Schulknabe, und beeilte sich zu erzählen, daß er ein liebenswürdiges, junges Mädchen kennen gelernt habe. Ein Fräulein von Strecker.

„So, so," sagte Tante Martine ganz laut.

Obwohl Helene damit gerechnet hatte, daß die zweite Portion des Frikassees ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen würde.

Herbert war ihr schon bei einer Familie, deren Bekanntschaft er sich häufig rühmte, begegnet. Er sagte, daß sie zu den Frauenerscheinungen gehöre, von denen man nicht wisse, ob sie schön oder häßlich wären. Ihr Adel verschaffe ihr viele Aufträge. Sie habe sicher ein besseres Einkommen als mancher Mann.

„Nicht zu glauben, was es jetzt alles gibt," sagte Tante Martine, einen Krebsschwanz im Mundwinkel. „Zu meiner

Zeit brauchten adlige Leute kein Geld zu verdienen." Und sie ließ sich den Namen dieser Dame einzeln vorbuchstabieren.

Frau Helene fragte, ob dieses begabte Fräulein etwa mit einer hochgestellten Persönlichkeit gleichen Namens verwandt sei.

Dies rief Matthias die angenehmen Augenblicke zurück, wo ein vornehmes Mädchen an seiner Seite in seiner liebreizenden Bescheidenheit nichts anderes zu plaudern gewußt hatte, als die Vorzüge einer Freundin aufzuzählen.

Mit sanftem Lächeln bejahte er die Frage seiner Mutter.

„Auch mit dem Freund des Ministers, dessen Bild erst neulich in allen Wochenschriften gewesen?" fragte man hastig zurück.

Soviel Matthias wußte, war dieser Herr Fräulein von Streckers Onkel.

Wieder hörte er Mariens klingende Stimme die vielen Orden aufzählen, mit denen dieser fremde Freundinnenverwandte auf allen Brustbildern geschmückt war. Welch kindliches Gemüt hatte dieses große, blonde Mädchen.

„Aber dann führe doch dieses reizende Geschöpf in unser Haus," rief Frau Helene lebhaft. Und fügte nicht ohne Pathos hinzu, daß die Freunde ihres Sohnes auch die ihren wären.

„Bringe sie mir," rief sie noch einmal.

„Wen denn?" fragte Matthias verwirrt.

Allen fiel es auf, daß er sich wie ein ertappter Verbrecher im Sessel bog.

„So, so," sagte Tante Martine wieder einmal laut und deutlich und nahm über die Brillengläser hinweg den Lieblingsneffen scharf ins Auge. Während sie schon überlegte,

was sie von ihrem bunten Kram als Hochzeitsgeschenk für solch sonderliches Paar auffrischen lassen würde.

„Alter Adel. Also natürlich blond," sagte sie und behielt die Augen fest über der Brille.

Herbert lachte und sagte, daß dieses Fräulein auch darin eine Ausnahme mache. Sie wäre brünett.

„Schade, blond bringt Glück," sagte Tante Martine und berichtete von dem Bauernbrauch mit der Sau und der blonden Locke ihres Heimatsortes.

„Blonder Adel," summte es durch Matthias als süße Melodie.

Er lächelte, weit entfernt von den anderen.

Und ebenfalls lächelnd hob Frau Helene die Tafel auf.

Den Kaffee wollte man auf der Veranda einnehmen.

Der Regen hatte ausgebraust. Die Luft war frisch wie am Ufer weiten Wassers. Von den jungen Blättern und Gräsern sickerten einzelne schwere, glitzernde Tropfen.

„Brauttränen," schwärmte Frau Helene.

„Wie Minuten einer großen Uhr," verbesserte Tante Martine.

Sie war auch die erste, die den Blick zum Himmel richtete und den großen Regenbogen entdeckte.

Heiteren Blickes folgte man ihrem spitzen Zeigefinger.

Jeder sah seine eigenen Wünsche in den bunten Himmelsbogen gewebt.

Herr Eduard Senf war zufrieden, daß er Rosa noch einmal genaue Dispositionen bezüglich des Barons gegeben. Er wußte, was Rosa und dadurch auch er, als ihre andere Hälfte, leiden würden, wenn man sich hier in die höchsten Adelskreise hereinzuheiraten begann. Gleichberechtigung ist der Grundgedanke des Familienlebens.

13*

Matthias freute sich, daß sich solche Himmelserscheinung über ganz Berlin erstreckte. In mancher Familie erwartete man jetzt eine heitere Sonntagshälfte.

Am weitesten folgte Matthias' Vater als Wiedergenesener den bunten Farben dort oben.

Er hörte gar nicht, daß Martine sagte, daß man mit allen Pinseln und künstlichen Farbentinkturen nicht hinter diese Malkunst von Gott dem Herrn kommen würde.

Er hätte in dieser köstlichen Luft gern noch einmal den Trauschein des Schornsteinfegers in aller Muße studiert.

Wie reizend war Marietta also noch nach fast zehnjähriger Ehe mit einem Kaminkehrer gewesen. Eine Fee der Jugend, des Liebreizes, des Leichtsinns. Das gab es heutzutage nicht mehr.

Was waren die Farben dieses Regenbogens gegen die schillernde Pracht ihrer leichten, flatternden Schleier. An die sie ihn allerdings erinnerten. Stark erinnerten.

Der Regenbogen bindet die Erde, auf Augenblicke wenigstens an den Himmel...

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Die Natur ist mitleidlos.

Was nützte Frau Therese der Regenbogen da oben, wenn auf dem Balkon alles naßgeklatscht war, wie in einem Schwimmbassin?! Wenn die schöngewundenen Weinranken wieder durcheinanderflatterten, wie zerzaustes Haar?!

Selbst daß die Sonne jetzt wiederkehrte, konnte Frau Therese nichts mehr helfen. Denn ihre Strahlen lagen nun

drüben und putzten die Heringstonnen blank. Sie kennt keinen Hochmut.

Es blieb nichts anderes übrig, als die Häkeldecken auf die Plüschdecke zu legen und den Kaffeetisch im Wohnzimmer zu rüsten.

Nach Hering roch es hier nicht. Nur ein wenig nach Kampfer. Aber der reiche Herr Senf würde es wohl nicht übelnehmen können, daß man sein bißchen Hab und Gut vor Mottenschaden zu schützen suchte.

Marie lachte, als ihr die Mutter befahl, dieses stellenlosen Herrn Senfs wegen ein Spitzendeckchen auf die gestopfte Stelle des einzigen Damasttuches zu legen. Auch wollte sie nur sehr ungern ihr frischgewaschenes, hübsches Mullkleid anziehen. Sie wünschte es sich für den nächsten Sonntag aufzusparen, wo sie mit Sicherheit besseres Wetter zu erwarten behauptete.

Frau Therese rügte ernstlich Mariens Hang, die Menschen entweder zu unterschätzen oder in den Himmel zu heben.

Sie hatte bei den letzten Worten den Sammelrahmen der Familienbilder in der Hand und blies gerade an der Stelle, wo Wilhelm Hubermann forsch lächelnd steckte, etwas Staub fort.

Es war sonntäglich still in der Wohnung, die jetzt der Duft des extra Kaffees zu durchziehen begann. Man hatte den größten Teil der Kinder beurlaubt.

Außer Marie war nur Kunigundchen und natürlich das Melittachen daheim. Und außerdem Florian, der kurz vor der Reifeprüfung stand und nicht von seinen Büchern fortzubekommen war. Wenn sich in der reichen Verwandtschaft oder sonst durch Glücksfall ein Protektor für ihn fände,

würde er nach bestandenem Examen das Polytechnikum besuchen.

Er war es, der Dr. Senf heute die Tür öffnen sollte.

Auch spielte er nett Geige. Er pflegte bei allen Familienfestlichkeiten entzückende Stimmung zu machen...

Gerade der erwartete Gast kommt meist im unrechten Augenblick.

Als Matthias nach langem Zögern vorsichtig die Klingel zog, die für Mariens Familie der Melder guter und böser Nachrichten war, mußte an Melittachen, das schon längst in dem Taufkleid mit den rosa Schleifen steckte, gerade ein feuchtgewordenes Wäschestück erneuert werden.

Auch Herr Schmied war in keinem Zimmer zu sehen. Infolge des mittaglichen Sauerkrautes.

So kam es, daß Matthias, als er von dem glattgescheitelten Primaner zwischen die roten Plüschmöbel geführt wurde, nur Marien und Kunigundchen gegenüberstand.

Der Rahmen verändert das Bild.

Im Salon seiner Eltern hatte sich Matthias in seinem tadellosen Gesellschaftsanzug bei einem Blick in den venezianischen Spiegel nicht abstoßend gefunden. Er hielt es für möglich, daß sich auch ein ungewöhnlich schönes und vornehm veranlagtes Mädchen über seinen Besuch freuen könnte.

Als er sich bei seiner Verbeugung vor den beiden weißgekleideten, jungen Mädchen unvermutet im roten Plüschrahmen gespiegelt sah, glaubte er einen unbeholfenen Dorflehrer zu erblicken. Blaß, mager, ungelenk.

„Gotte doch," sagte Marie leise zu Kunigunde. Und dachte an Wilhelm Hubermanns Art, über die Schwelle zu treten. Da spürte jede wackelnde Vase, daß ein Mann ins Zimmer gekommen war.

Kunigundchen mußte kichern. Mit sechzehn Jahren sitzt das Lachen lose.

„Meine Schwester Kunigunde. Mein Bruder Florian," sagte Marie.

Matthias antwortete, daß er ungemein erfreut sei und schüttelte beiden kräftig die Hände.

Mariens Hand ergriff er nicht.

Die natürlichsten Dinge erscheinen uns oft unmöglich...

Man hätte sich vielleicht lange in peinlichem Schweigen gegenübergestanden, wenn sich nicht Florian, in dessen Augen die beiden Schwestern, genau wie alle andern Mädchen, nur Kälber waren, höflich erkundigt hätte, ob Herr Dr. Senf den bunten Regenbogen bemerkt habe.

Eine ganze Weile besprach man nun ausführlich, wie staunenswert bunt solch Regenbogen sein konnte.

Als Matthias das Wort Spektrum erwähnte, bekam Kunigunde wieder einen Lachkrampf. Trotz ihres Hanges zur Bildung und zum Lehrerberuf. Und trotz der häufigen Ermahnungen der Mutter, die Worte mit dem Buchstaben „S" so viel als möglich zu vermeiden, wiederholte sie das ihr so heiter erscheinende Wort ein dutzendmal hintereinander. Sie mußte nämlich dabei an Speck denken und fand Herrn Dr. Senf so mager.

Sie lachte noch, als Frau Schmied, zwei rote Hitzflecken im Gesicht, endlich hineingeeilt kam. Sie hatte Kunigundens albernes Gekicher mit Schreck bis in die Küche gehört. Und während sie dieser Tochter einen Schweigen gebietenden Blick zuwarf, rief sie fast im gleichen Augenblick lächelnd: „So ist's recht. Jugend muß heiter sein."

Sie sprach sehr laut, denn sie suchte zu vermeiden, daß man Melittachens Geschrei von draußen hörte. Die Kleine

wollte leider Gesellschaft. Kinder sind oft nicht besser als Erwachsene.

Kunigunde, die nicht imstande war, die Schaukel ihres Lachens mit einem Ruck zum Halten zu bringen, bekam einen drohenden Wink, zu verschwinden. Sie sollte Melitta beruhigen und dann die Kaffeekanne bringen.

Matthias fühlte sich etwas sicherer, als sie hinaus war.

Frau Therese bat ihn lächelnd, endlich Platz zu nehmen und sprach nun ebenfalls mit Gewandtheit vom Wetter. Vom Regen sowohl wie vom Balkon.

Endlich kam auch Herr Schmied.

Er legte die eine feuchte Hand in Matthias' Rechte hinein und die andere darüber, hielt sie so eine Weile schweigend umschlossen und sagte dann: „Willkommen, mein lieber Doktor Senf."

Dann setzte er sich und begann ebenfalls seine Ansichten über das Wetter kundzugeben. Er rühmte die Sonne. Ohne sie keine gelungene photographische Aufnahme.

Frau Therese bemerkte, daß die Sonne zu allem nötig sei. Nicht nur zu Passionen.

„Selbstverständlich," pflichtete Matthias höflich bei.

Er hatte keine Ahnung von dem, was er oder die andern sprachen.

Er beobachtete Marie. Sie spielte mit dem hellen, blauen Seidenband ihres weißen Mullkleides, während sich ihre Blicke zum Fenster hinaus im Glanz der Sonne verloren.

Matthias begriff sie. Sie, die nichts mit diesen Leuten hier gemeinsam haben konnte. Zu wem gehörte sie? Auf was wartete sie? Er schalt sich einen feigen Zögerer. Charakterlos. Warum hatte er von jeher das bedächtig-vorsichtige Drehen des bürgerlichen Kreises gehaßt? Wenn er selbst nicht

den Mut des raschen Handelns fand, wo es endlich einmal geboten.

Man lebt doch nur so kurze Zeit und ist so lange tot. Wer hatte ihn diese Worte, die er nicht mehr vergessen konnte, gelehrt. Ohne es zu wissen.

Indessen hatte Frau Therese im schweigenden Raum auseinandergesetzt, daß es kein größeres Glück geben konnte als Kindersegen. Überhaupt der eigene Herd. Und wenn er noch so bescheiden wäre, er war goldeswert. Wie das alte Sprichwort richtig sagte. Was ist der einzelne? Ein im Winde flatterndes Blatt.

Endlich folgten die Augen der einstigen Oberlehrertochter den abwesenden Blicken ihres Gastes, um mit Schreck zu bemerken, daß Marie wieder, wie die Faulheit selber, auf ihrem Stuhle klebte.

Die beladene Mutter räusperte sich und tippte mit der Lackspitze des Sonntagsstiefels so lange auf den bunten Teppich, bis Marie endlich die Gefälligkeit hatte, sich zu erheben, um den Kaffee zu holen.

Marie war damit beschäftigt gewesen, erneutes Regenwetter herbeizuwünschen. Es war ihr angenehmer, daß an den Sonntagen, die Wilhelm Hubermann nicht unter ihren Augen verbrachte, schlechtes Wetter die Laune regierte.

Sie stand gehorsam auf und ging hinaus.

Auch das Bild schmückt den Rahmen. Genau wie umgekehrt.

Als Marie nicht mehr im Raum war, sah Matthias mit einem Blick den roten Plüsch, die gehäkelten Decken, den Sammelrahmen Schmiedscher Familienbilder und dahinter die große Gipsvase mit den künstlichen Rosen und den Pfauenfedern.

„Gräßlich," stieß er hervor, sprang auf und tupfte sich, das feine Tuch in den schmalen Fingern, erregt die Schläfen.

Allein solche Gipsvase genügte, um Seekrankheit hervorzurufen. Auch ohne Wachsblumen und Pfauenfedern. Mit aller Macht gegen sein Übelbefinden ankämpfend, ging er auf und nieder.

Was mußte Marie hier zu überwinden gelernt haben? Welches Wunder war es, daß sie die Kraft gefunden hatte, in aller ihrer Eigenart aufzublühen.

„Wie beliebt?" hatte Herr Schmied gefragt.

Und hatte beunruhigt zu seiner tüchtigen Frau hinübergesehen.

Hatte ihr Gast nicht, als Marie hinausging, laut und deutlich: „gräßlich" hinter ihr hergesagt?

Auch Frau Therese war es so vorgekommen. Aber sie war ihrer Sache nicht sicher. Sie war aufgeregt und wie immer recht übermüdet. Ja, wenn man erst einmal Großmama sein würde. Da fänden sich gewiß auch ein paar ruhige Stunden.

Wieder straffte ein Lächeln das erschlaffte Muttergesicht zusammen.

„Sehen Sie sich nur alles an," sagte sie freundlich zu dem auf und ab schreitenden Gast und machte ihn noch besonders auf einen Öldruck aufmerksam, der den Untergang Messina's im Augenblick des großen Erdbebens schauerlich naturgetreu und packend wiedergab.

Und da der stille Gast noch kein Wort mit Marie gewechselt, begann sie Kunigundchen zu loben. Dieses begabte Kind. Mit dem Hang zur Bildung und Poesie. Die unverleugbare Nachkommin tüchtiger Oberlehrer.

Dabei dachte sie: Wo bleiben die Bälge mit dem Kaffee? Natürlich kichern sie draußen wieder zusammen. Wenn

Schmied doch nur das Geringste zur Unterhaltung beitragen würde, daß sie auf einen Augenblick hinauskonnte. Aber er lächelte nur.

Trotz aller Bemühungen entstand eine Pause.

Aber Florian, ihr guter Junge, rettete auch diesmal die Situation.

Er holte eine Schachtel mit Zigaretten aus der Tasche und bot sie dem Gaste freundlich an.

„Fünf Pfennig das Stück," sagte er dabei.

Herr Dr. Senf nahm dankend eine der kostbaren Zigaretten und legte sie neben seine Kaffeetasse.

Nun kam auch Marie mit der Kaffeekanne.

„Aha! Oho!" riefen alle Schmieds im Chor.

Daß ihr Gast erschreckt zusammenzuckte, entging ihnen. Nun hingen aller Augen an der Kanne. Alle Nasen sogen den ungewöhnlich kräftigen Duft ein.

Neu belebt, schenkte Frau Therese die Tassen voll. Siegesgewiß ließ sie das blanke Messer durch den rosinenschweren Kuchen wetzen.

„Donnerwetter, da wimmelt's ja vor Rosinen," stieß Florian unbedacht hingerissen hervor, als die erste Scheibe fiel.

„Nicht anders als sonst," sagte Frau Therese mit strafendem Blick. Und legte diese erste Scheibe eigenhändig auf den Teller des Gastes.

„Kaffee, du meine Wonne," sagte Marie und nahm einen langen, schlürfenden Schluck.

Matthias sah erschreckt zu ihr hinüber. Sie lächelte ihn an und schlürfte mit Behagen weiter.

Matthias lächelte zurück. Bei diesem Mädchen war auch diese Untugend voll Liebreiz. Besonders, wenn man sich sa-

gen mußte, daß es nichts anderes sein konnte als mädchenhafte Verlegenheit.

Er mußte daran denken, wie harmonisch jedes Zusammensein war, wenn sich Fäulein von Strecker an Mariens Seite befand. Da fühlte sich das junge Wesen am rechten Platz.

Dreimal hatte Frau Schmied inzwischen verkündet, daß Kaffee für sie ein Lebenselixier wäre.

Und Herr Schmied, durch strenge Gattinnenblicke daran erinnert, daß er kein Ziergegenstand, sondern Familienvater sei, mischte sich endlich auch in die Unterhaltung, indem er bekanntgab, daß er für seine unmaßgebliche Person dem Tee den Vorzug gebe.

Matthias löste seine Blicke auf einen Augenblick von Marie und sagte auf gut Glück, daß dann Herr Schmied wohl meistens Tee trinke, wenn seine Gattin sich des Kaffees erfreue.

Aber er hörte es schon wieder nicht mehr, daß Herr Schmied lächelnd erwiderte, daß dies zu umständlich wäre und seine Gattin und er sich daher in ihrem Geschmack entgegenkämen. Sie tränken alle beide Kaffee.

Marie blieb stumm. Ihre Blicke ruhten auf dem Kuchenstück auf ihrem Teller.

Sie dachte: soviel Rosinen darin, soviel Wartejahre auf Wilhelm Hubermann. Das Orakel sagte: neun. Marie seufzte.

Matthias rüstete sich zu der Frage, was Marie nachdenklich und seufzend mache.

Aber da ging die Tür auf. Auf Kunigundes Arm kam endlich Melittachen den Gast zu begrüßen. Sie sah reizend aus in dem Taufkleid mit den rosa Schleifen.

Als man sie Matthias zeigte, streckte sie beide Ärmchen nach ihm aus. Nicht einmal, sondern zweimal, dreimal.

Herr und Frau Schmied warfen sich einen langen, schweigenden Blick zu. Kindliches Spiel enthält oft tiefen Sinn.

„Ei, lala," trällerte Matthias schließlich verlegen, als man ihm das dicke, fremde Kind immer dichter vors Gesicht hielt.

„Sieht sie nicht wie eine Ansichtskarte aus?" fragte Frau Therese beglückt und nahm Melitta endlich auf den Schoß.

Matthias erinnerte sich plötzlich, daß dies hier also die arme Kleine mit dem Dirnennamen war.

Mit Freude bemerkte Frau Therese seinen nachdenklichen Blick.

Kinder aber sind unberechenbar. Nur zu oft durchkreuzen sie die Pläne ihrer Eltern. Frau Schmied sah sich genötigt, mitten aus ihren freundlichen Gedanken mit Melitta hinauszueilen.

Matthias wendete sich zu Herrn Schmied und sagte, daß sowohl Melitta wie Florian ungewöhnliche Namen wären.

Herr Schmied bat um Vergebung und teilte mit, daß die meisten seiner Kinder nicht wie Müller und Schulze hießen. Sie dankten dies dem Bildungstrieb seiner Frau. Deren Vater Oberlehrer gewesen. Wenn sie noch so müde war, sie konnte nicht einschlafen, ohne ein wenig gelesen zu haben. Nach den Lieblingsgestalten der jeweiligen Lektüre aber waren die guten Kinderchen benannt worden.

Und weil es Herrn Schmied endlich gelungen war, etwas ins Reden zu kommen, und er dadurch hoffen durfte, sich auch einmal nützlich zu machen, fügte er hinzu, daß Kunigundchen diesen schönen Lesetrieb geerbt habe.

Matthias aber blickte längst wieder auf die still lächelnde Marie.

Sie hatte gerade insgeheim ausprobiert, daß, wenn der Vater drei Worte hintereinander sprechen würde, ohne mit den Wimpern zu blinken, Wilhelm Hubermann in diesem Augenblick gleichfalls an sie dächte.

Der gute Vater hatte nicht mit der Wimper gezuckt.

Kinder sind leichter zu beglücken, als die meisten Eltern ahnen...

Marie lächelte froh in Matthias Augen.

Und sagte, daß sie nicht begreife, wie die Menschen die vielen dicken Bücher zusammenschreiben konnten. Schließlich hätte das ganze Alphabet doch nur fünfundzwanzig Buchstaben.

Matthias glaubte ihren Spott zu verstehen.

Er dachte an die ausgewählten Bände auf Fräulein von Streckers altgeschnitztem Bücherbrett. Vor dem er deutlich empfunden, daß jeder der wertvollen Bände in Mariens Hand geruht haben mußte.

Frau Therese hatte gerade bei Mariens Bemerkung das Zimmer betreten. Sie räusperte sich stark. Nicht einen Augenblick konnte man hinaus, ohne daß sich eins der Mädchen blamierte.

Sie fühlte, dies war der Augenblick, wo Florian der Stimmung auf die Beine helfen mußte. Einleitend fragte sie, ob Herr Dr. Senf musikalisch sei. Ob er am Ende Geige spiele? Gar auf auf diesem Instrument etwas zum besten geben wolle?

Matthias sagte, daß er nur für sich selber ein wenig Musik treibe, sich aber nicht berufen fühle, sein bißchen Kunst vor anderen zu zeigen.

Frau Therese bestätigte mit nachsichtigem Kopfnicken, daß

das wahre Talent eine seltene Gottesgabe sei, und winkte Florian, die Geige aus dem Futteral zu nehmen.

Matthias erhob sich unruhig.

Aber Florian stimmte vorerst die Saiten. Er beschwor damit ein ähnliches Geräusch herauf wie die elektrischen Bahnen bei scharfen Schienenkreuzungen.

Matthias sprang wie schützend neben Marie.

Sie rührte sich nicht. Sie war diese Töne gewöhnt. Als Großstadtmensch wie als Schwester.

Außerdem dachte sie daran, daß Wilhelm Hubermann das ganze Geigengezirp verachtete. Nur in Posaune und Fanfare lag seiner Meinung nach Musik drin.

Matthias bewunderte aufs neue Maries Beherrschung und nahm sich fest zusammen.

Florian begann zu geigen. Ein schwarzes Sammetkissen mit gestickten Veilchen unter dem Kinn. Mit dem Zeh des linken Fußes sanft den Takt auf dem Teppich tippend und dadurch den ganzen Körper leicht wiegend mit den Tönen mitschwingend.

Das Lied des Tannhäusers: „O, du mein holder Abendstern".

Herr Schmied neigte das melierte Haupt lächelnd im Takt. Er war nicht musikalisch. Aber die allgemeine Ruhe, die beim Geigenspiel einzutreten pflegte, tat ihm wohl.

Frau Therese ruhte tief im Sessel. Sie lauschte mit geschlossenen Augen. Jetzt konnte sie auf einige Augenblicke alles sich selbst überlassen.

Und Florian geigte. Die Takte mit den vielen Vorzeichen möglichst behutsam. Die leichten dagegen schnell und freudig.

Matthias sah auf Marie. Ihr schönes Gesicht war schmerzlich verzogen. Sie hatte Grund dazu. Denn sie hatte be-

schlossen, daß, wenn Florian sechs Takte spielen würde, ohne sich zu vergreifen, Hubermann noch in diesem Jahre die feste Anstellung erhalten sollte. Aber das Glück wollte ihr nicht wohl. Obwohl sie ihm entgegenkam und die Zahl der Takte schon auf drei herabgesetzt hatte. Florian und dieser schwere Wagner machten ihre Hoffnung zunichte.

Immer verdrießlicher wurde ihr Gesichtsausdruck. Sie tat Matthias unendlich leid. Aber seine Widerstandskraft wurde immer geringer.

Als Florian, ohne sich Ruhe zu nehmen, wohl um, bescheiden und wohlerzogen wie er war, das Beifallsklatschen der Eltern nicht allzu laut anschwellen zu lassen, nach dem letzten Ton sofort in eine Fuge von Bach sprang, stürzte Matthias hinaus.

Er ahnte, daß er sich damit einem peinlichen, unästhetischen Verdacht aussetzte. Daß er sich lächerlich machte, wofür kein weibliches Wesen Verzeihung wußte. Aber er konnte nicht anders.

In einem Gang voll hoher Schränke entfloh er blindlings der verfolgenden Geige.

Marie hatte laut aufgelacht. Matthias hörte es deutlich, trotz dem Geschrei der drei gewachsten Katzendärme.

Frau Therese war beim Schall der heftig zuklappenden Tür aufgefahren.

„Force majeure," murmelte Herr Schmied entschuldigend.

Florian spielte ruhig zu Ende. Er war wirklich wohlerzogen.

Als er die Geige in den Kasten legte, war Matthias wieder im Zimmer.

Sehr bleich im Gesicht, küßte er den Damen die Hand und verabschiedete sich. —

Die Mädchen bogen sich vor Kichern, als sie der Mutter den Tisch abräumen halfen.

„Der Kaffee war zu stark. Wie man's macht, ist es falsch," sagte Frau Schmied müde und preßte den rosinenschweren Napfkuchen, den Herr Senf kaum gekostet hatte, in eine Blechschachtel. So würde man ihn wenigstens am nächsten Sonntag noch Wilhelm Hubermann vorsetzen können. Eine Mutter kann nicht nur an heute und morgen denken...

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Man soll niemanden für seine Herkunft verantwortlich machen.

Matthias sagte es sich streng, befehlend, erzieherisch. Als er wieder vom Sonntagslärm geborgen, auf seinem Balkon saß und den weißen Federwolken folgte. Über das helle Blättergrün segelten sie sanft ins endlose Blau.

Wie wenig Menschen gab es, die auf dem rechten Platz zur Welt kamen! Und er wollte das von einem harmlosen, achtzehnjährigen Mädchen verlangen?

Wäre es nicht würdiger, nur dankbar und froh zu sein, daß es so etwas wie Marie überhaupt auf Erden gab?

Aber der beste Wille vermag nichts gegen die Tücke der Gedanken. Sie lassen sich nicht nach Wunsch und Laune beliebig trennen und ausschalten. Sie hängen aneinander. Auch sie sind nichts weiter als eine verschwägerte Sippschaft.

Sobald Matthias jetzt an Marie denken wollte, an die blonde Gestalt im weißen Kleide, die Hände spielend am

Seidenband, begann es in seinen Zahnnerven zu zucken. Er hörte im gleichen Augenblick jemanden heißen Kaffee langsam schlürfend durch die Lippen ziehen, und plötzlich hockten durchfrorene, fette Marktweiber grinsend vor der Tür seines Denkens.

Ein Narr, der sich einbildete, denken zu können, was er will. Wir sind nichts weiter als die Handlanger unserer Gedanken. Die wir nicht lernen, die niemand uns lehren kann und die uns im Kopf aufwachsen, wie die Zähne aus dem Kiefer.

Matthias sah plötzlich Fräulein von Strecker, in ihrer zurückhaltenden Art, Beifall nicken.

Richtig. Das war eine Persönlichkeit, die für dergleichen peinliche Empfindungen Verständnis haben könnte.

Er fühlte die Notwendigkeit, mit ihr zu sprechen. Natürlich über Marie. Dieses blonde, einsame Kind.

Er zuckte zusammen. Der Zahnschmerz war schon wieder da. Und gleichzeitig wiederholte sich in seinen Ohren das unangenehme Lachen, das ihm gefolgt war, als er vor Florians Geige die Flucht ergriffen hatte.

Dienstbotengelächter.

Matthias stand hastig auf. Unerhört, daß seine eigenen Gedanken in seinem eigenen Heim nichts anders taten, als dies unschuldige Geschöpf beständig herabzusetzen. Nur weil Florian Geige gespielt hatte.

Er nahm den Hut und ging.

In den mit Sonntagslust vollgestauten Straßen war es ein angenehmes Bewußtsein, einem Ort zuzusteuern, der einem unbedingt Behagen und Ruhe geben würde.

Matthias sagte sich, daß er auch dieses niemand anderem als Marie verdankte.

Aber da quietschte eine aus der Weiche gebrachte Bahn dicht neben ihm, und Geige, Lachen und Schlürfen vereinten sich mitten hier im Straßengewühl zu einem gräßlichen Akkord.

Es schmerzte Matthias, wie sich heute alles gegen Marie zu verschwören schien — —

Fräulein von Strecker öffnete die festverschlossene Tür im Malkittel.

Matthias fragte, ob er störe. Sie verneinte es freundlich und lud ihn näher. Sie arbeitete nicht aus Eile den Sonntag hindurch. Sondern aus Widerspruch. So fühlte sie mit jedem Pinselstrich, daß die Vergnügungen der Masse nicht die ihren waren.

Sie hatte bei ihren heiter vorgebrachten Worten nicht ohne Staunen die Eleganz ihres bescheidenen, stellungslosen Gastes betrachtet.

Aber als sie sagen wollte, daß er heute geradezu mit ihrem Onkel, dem Ministerfreund, hätte zu Mittag speisen können, hielt sie den Scherz zurück.

Sie wußte, wie leicht man sich in bescheidenen Verhältnissen verletzt fühlt.

Matthias sagte, daß er nur bliebe, wenn sich das gnädige Fräulein nicht stören ließe.

Er wünschte nichts anderes, als im Lehnstuhl sitzen zu dürfen und über die Dächer zu sehen.

Fräulein von Strecker war zufrieden, noch den letzten Schein des schwindenden Tages nutzen zu dürfen.

Mehrmals glitt ihr Blick über Matthias' feingeschnittenes Profil.

Wer weiß, aus welchem unfreundlich engen Zimmer er zu ihr geflüchtet sein mochte. Sie fühlte sich zufrieden und reich.

14*

Nach einer langen tiefen Stille fragte Matthias, ob sie Notenpapier besitze.

„Sofort, mein Herr," rief sie und zeichnete schon auf einem prachtvollen Bogen Pergamentpapier die ersten Notenlinien. Bald flog das fertige Blatt zu ihm herüber. Ein Bleistift folgte.

Was er mit beiden wollte, fragte sie nicht.

Matthias hätte nie geglaubt, daß es so neugierdelose weibliche Wesen gäbe.

Es wurde wieder still im Raum. Weit draußen schnurrten die Bahnen rastlos den schweren Sonntagsdienst ab.

Einmal fragte Toni in die Stille hinein, wie es denn eigentlich bei Schmieds gewesen.

„Bei was für Schmieds?" fragte Matthias zerstreut zurück.

Darauf schwieg Toni.

Als die Sonne mit dem Arbeitslicht davongegangen, stand Matthias auf, reckte die Arme und sagte: „Und ich bringe vielleicht doch noch etwas fertig auf dieser Welt."

Er schwieg und sah verlegen auf Fräulein von Strecker.

Sie räumte ihre Pinsel zusammen und sagte nichts.

Nur als sie ihm jetzt die Zigarettenschachtel herüberreichte, sah sie ihm einen Augenblick freudig in die Augen.

„Fünf Pfennig das Stück, mein Herr," rief Matthias übermütig. Und lachte wie ein Schuljunge.

Und nun erzählte er von Florian.

Auch die peinliche Art seiner Flucht verschwieg er diesem vernünftigen Mädchen nicht.

Toni lachte Tränen.

„Und Marie?" fragte sie.

„War auch dabei," sagte Matthias fest.

Toni wurde ernst. Sie dachte an Frau Therese. Ihr Mädchentum sträubte sich in bitterem Mitleid vor der Lebenslast der Mütter.

„Ich möchte reich sein. Sehr reich," sagte sie.

Darauf schwieg Matthias.

Toni aber sprach weiter und sagte, daß sie sogar unermeßlich reich sein möchte.

„Warum?" fragte Matthias.

„Um ein Geschlecht des guten Geschmackes großziehen zu können," rief Toni heftig in die umschleiernde Dämmerung. „Ein Geschlecht, das die Menschen lehren sollte, ihr totes, ordinäres Geld in Schönheit umzusetzen. In genießendes Denken. In tiefes, sorgloses Versenken in die Wunder der Natur. In Mitgefühl mit Kunst, mit jedem Lebensleid und jeder Lebensfreude. Menschen, die durch ihren Reichtum weder tragisch noch komisch wirken."

Tränen sprangen aus ihren Augen. Sie brach ab. Beschämt. Erschreckt. Durfte sie so sicher sein, daß dieser Herr Dr. Senf sie verstand? In jedem Fall war es wohl taktlos gewesen, vor einem Verarmten das Geld zu besingen.

Sie stand auf, zeigte auf die Sterne, die draußen aufgezogen waren, und bat um Verzeihung, daß sie durch ihr langes Geschwätz ihren Gast am Fortgehen gehindert hatte.

Matthias aber packte ihre Hände und preßte sie fest in die seinen.

„Mein Leben lang habe ich mir solchen Freund gewünscht," stieß er hervor. „Sie sollten ein Mann sein. Sie, liebe, gute, seltene!"

Damit war er davongestürzt.

Veränderungen gehen langsam vorwärts. Unmögliches zu verlangen gewöhnt man sich nicht in einer Stunde ab...

Man muß nicht kleinlich sein.

Matthias war es nicht. Zumal nicht einem so wertvollen Menschen gegenüber, wie es Toni von Strecker war. Ob Mann oder Mädchen, Matthias fühlte den lebhaften Wunsch, sie so bald als möglich wiederzusehen.

Er wußte, daß sie jetzt wieder den ganzen Tag im Atelier arbeitete. Doch es schien ihm aufdringlich, sie vor dem Spätnachmittag aufzusuchen.

Aber wenn man etwas Angenehmes vor hat, vergehen die Stunden rasch. Matthias hatte sie zum größten Teil damit verbracht, unter seinen Raritäten nach etwas besonders Hübschem zu suchen, das Fräulein von Strecker Freude machen könnte. Er glaubte, daß es der einfache Anstand erforderte, für so viel Gastfreundlichkeit eine Aufmerksamkeit zu erweisen.

Freude machen zu wollen, belohnt sich selbst. Das Kramen in seinen Reiseschätzen hatte viele reiche Stunden wieder lebendig werden lassen. Während draußen, trotz des Regenbogens von gestern, Regenguß auf Regenguß in melodischem Rhythmus niederrauschte.

Schließlich hatte sich Matthias für eine kleine Schildkröte aus Schildpatt entschlossen. Ihre Augen bildeten zwei kleine tadellose Rubine. Es war ein Genuß, das kleine, glatte Ding zwischen den Fingern zu drehen. Auf dem Dampfer zwischen Neapel und Capri war es erhandelt worden. Die roten Augen aber dankte es einem Goldschmied auf dem Rialto in Venedig. Irgendeine, die anders wie alle anderen wäre, sollte sie einmal zum Spielzeug erhalten...

Auch an jenem Tage hatte die große Regenmelodie über

den trüben Lagunen und den zeitlosen Palastdächern gerauscht. Matthias glaubte, daß dies Grund wäre, der ihn dazu gebracht, gerade die kleine, feine Schildkröte zu wählen...

Als er endlich seine Wohnung verlassen wollte, meldete Melchior den Besuch eines Herrn Wilhelm Hubermann.

Matthias bedauerte, keinen Unbekannten empfangen zu können.

Melchior aber kehrte sofort zurück und sagte, Herr Wilhelm Hubermann lasse bestellen, daß er kein Unbekannter sei. Er käme als Abgesandter eines Fräulein Marie Schmied.

Und nicht ohne Mitgefühl fügte Melchior hinzu, daß der Herr wie ein Athlet aussah.

Er blickte nicht sehr erfreut auf, als sein Herr ihm jetzt zurief, den Herrn sofort vorzulassen.

Schon im nächsten Augenblick trat Herr Wilhelm Hubermann über die Schwelle. Marie hätte stolz sein können. Auch hier spürte jeder Gegenstand, daß ein Mann ins Zimmer kam.

Auch ein starker Pomadengeruch zog mit herein.

Jeder kann duften, wie es ihm paßt. Dafür gibt es noch keine Gesetze.

Aber leider war Matthias' das angenehmste beim Nächsten volle Geruchslosigkeit. Besonders im eigenen Haus.

Ohne daß er es wußte, krauste sich seine Stirn.

Hubermann beobachtete ihn scharf.

Hatte der feine Herr etwa ein schlechtes Gewissen? Dann gnade ihm Gott.

„Womit kann ich dienen?" fragte Matthias. Und versuchte möglichst wenig tief zu atmen.

Hubermann setzte sich in den angebotenen Sessel, räusperte sich krachend und sagte dann, daß er nicht nur ein Verwandter einer gewissen Familie Schmied sei, sondern gestern

auch die Ehre gehabt, als überraschend kommender Gast, von den Rosinen zu bekommen, die auch Herr Dr. Senf gütigst gekostet hatte.

Matthias wiederholte, womit er Herrn Hubermann dienen könne.

Hubermann lachte zufrieden. Die Ruhe dieses schmalen Herrchens gefiel ihm. Wer ein schlechtes Gewissen hat, braust auf. Sein ganzes Aussehen rief seine Zufriedenheit hervor. Beruhigte einen bösen Verdacht. Also Stubengelehrter. So etwas hielt sein Mariechen höchstens für einen Witz. Aber nie für einen Mann.

Er klatschte sich auf die prallen Schenkel und sagte, um auf alle Fälle sicher zu gehen, daß er eigentlich gekommen wäre, um Herrn Dr. Senf zu danken. Für den Schutz, den er mehrere Abende lang Mariechen Schmied hatte angedeihen lassen.

„Sie wissen?" sagte Matthias.

Hubermann antwortete, daß, wer Marie beschütze, auch ihn beschütze. Denn eines Tages würde sie seine bessere Hälfte sein.

Matthias fragte, ob Fräulein Marie schon davon wisse.

Hubermann lachte schallend auf. Dann verriet er, daß dieses gewisse Fräulein Marie sogar bis jetzt die einzige aus der Familie wäre, der dieser Plan bekannt sei.

Matthias betrachtete unsicher sein breites, sehniges Gegenüber. Der Mann log offenbar. Mußte nicht jedes Mädchen Grauen vor diesem Kraftmenschen empfinden? Seine blanken Kohlenblicke konnten einen ausgereiften Mann zum Erröten bringen.

Hubermann lachte zum zweiten Male in die peinlich werdende Stille und sagte, daß der Herr Doktor wohl Bauklötze

staune. Aber Liebe erzeuge Gegenliebe. Wenigstens manchmal.

Er zwinkerte mit den Augen. Denn die Verdutztheit des Herrchens war ihm doch nicht entgangen. Für dumm war Wilhelm Hubermann nicht zu kaufen.

Matthias rückte seinen Stuhl zurück und bat endlich, wissen zu dürfen, inwiefern er bei dieser Angelegenheit behilflich sein durfte.

Hubermann versprach ihn dies sofort wissen zu lassen. Dann holte er zweimal tief Atem und sagte, daß dies bei der Kürze ihrer Bekanntschaft nicht so einfach wäre.

Er räusperte sich wieder mehrere Male und sagte dann, daß er, wie er schon angedeutet, diesen kühnen Besuch nur gewagt habe, weil er Marie glücklich machen wolle. Sehr glücklich sogar. Und zwar so bald als möglich.

Matthias empfand plötzlich Sympathie für diesen Riesen. Es schien ihm, als nehme er ihm gutmütigst eine schwere Last ab.

„Die Hauptsache bei der Liebe ist, daß man sich wirklich kennt und zueinander paßt," erklärte Hubermann weiter, hoffend, daß man auch auf Umwegen zum Ziel kommt.

Dr. Senf schwieg leider darauf.

Fühlte sich der studierte Mann beleidigt, weil man ihn belehren wollte?

Hubermann rückte näher und sagte respektvoll, daß er natürlich überzeugt davon sei, daß auch der Herr Doktor seine gründlichen Erfahrungen auf diesem Gebiete haben werde.

Er sah aus, als wolle er Matthias' Hände schütteln. Aber dieser hatte sie plötzlich in den Taschen seines Jacketts, wo seine Fingerspitzen auf das Seidenpapier trafen, das die kleine Schildpattkröte umhüllte.

„Marie war immer ein reizender Racker," quälte sich Hubermann aufs neue, dem Zweck seines Besuches näher zu kommen. Und fragte, ob Herr Dr. Senf bei seinem Sonntagsbesuch vielleicht die kleine Melitta gesehen.

Matthias nickte zustimmend.

„Nun sehen Sie," rief Hubermann erfreut. „Genau so war das Mariechen."

„Mit rosa Schleifen," sagte Matthias mechanisch.

„Und ich möchte beinahe sagen, so kindlich ist sie geblieben," schwärmte Hubermann. „Aber ich werde sie auch auf Händen tragen."

Er öffnete seine festen Fäuste, wie zwei Flügelschwingen.

Matthias nickte nachdenklich.

Hubermann schwieg. Er glaubte nun genug gesagt zu haben. Aber es schien doch noch nicht auszureichen. Diese reichen Leute verstanden es, sich hinter ihr hochmütiges Schweigen zu verschanzen, wie hinter einen Panzerschrank. Ein anständiger Mensch würde sich einfach genieren, so lange Zeit mit stummem Munde dazusitzen.

Aber wer gewinnen will, muß wagen.

Er räusperte sich noch einmal krachend.

Matthias schrak zusammen. Er hatte sich gerade überlegt, daß er den Besuch bei Fräulein von Strecker unterlassen wollte. Er fand sich aufdringlich. Er schämte sich, daß er sich nicht längst gesagt, daß ein so seltenes Wesen, wie diese Malerin, sicherlich Menschen besaß, die ihr bedeutend näher standen, als der fremde Herr Senf.

„Die Sache ist nämlich die, daß zum Glück Geld gehört," platzte Hubermann mit Mut heraus.

„Eins, zwei, drei, Kopfsprung!" hatte er sich innerlich kommandiert.

Jetzt hatte Matthias sofort verstanden. Er wurde rot. Das wurde er stets, sobald er fühlte, daß jemand den peinlichen Moment durchlebte, ihn anborgen zu müssen. Trettin nannte dies: falsche Keuschheit.

Er stand auf und sagte hastig, daß er natürlich gern bereit sei, so weit es in seinen Kräften stehe...

Hubermann lachte erleichtert auf. Er erhob sich auch und brachte nun, schnell und gewandt, das wörtlich mit Marie Überlegte vor: Bis zur festen Anstellung die monatliche Hilfe einer kleinen dreistelligen Zahl.

Matthias sagte eilig zu. Das Praktische der Angelegenheit sollte seine Bank erledigen.

Er drückte Hubermanns Hand. Wieder hatte er das dankbare Gefühl, daß ihn dieser wuchtige Mann von einer schweren Pflicht befreie.

Hubermann strahlte. Doppelt schien ihm sein Lebensglück gesichert. Denn dieser bedeutungsvolle Augenblick gab ihm gleichzeitig den Beweis dafür, daß sich seine kleine Marie auf Menschen und Leben verstand.

Sie allein war sofort auf diesen prächtigen Gedanken gekommen, sobald es Papa Schmied verraten hatte, wer dieser Herr Dr. Senf gewesen, hinter dem sie hergelacht hatte.

Sie hatte ihm nicht verhehlt, daß sie diesen Herrn Doktor erst sogar für einen Idioten gehalten. Ein verzeihlicher Irrtum. Denn das kleine Ding kannte schließlich keinen anderen Mann, als ihn, Wilhelm Hubermann.

„Aber," hatte Marie weiter berichtet, „wenn auch diese Meinung falsch gewesen, dieser Mann war sicher dumm genug, jedem von seinem vielen Geld zu geben, der ihn richtig zu nehmen verstände."

Sie hatte recht gehabt.

„Meine Braut und ich werden Ihnen stets die größte Hochachtung entgegenbringen," sagte er, die Hacken zusammenschlagend...

Man muß sich nicht überheben. Man muß sein Wissen bescheiden für sich behalten können...

Achtundzwanzigstes Kapitel

Wer möchte nicht seine Wünsche erfüllt sehen?

Frau Helene dachte zu viel an ihren einzigen Sohn, als daß sie sich nicht seiner schon erinnert hätte, als sie beim Morgenkaffee die illustrierte Beilage ihrer Zeitung betrachtete.

Denn da war das Porträt eines Herrn von Strecker zu sehen. Nicht der Ministerfreund. Aber sein leiblicher Bruder. Also ebensogut ein Onkel von Matthias' neuer Bekanntschaft. Er war, in einem entzückenden Thüringer Erholungsort, bei der Grundsteinlegung eines Kriegerdenkmals die offizielle Persönlichkeit gewesen.

Eine kleine Plauderei, die sein ordenreiches Bildnis und den Entwurf des zu erstehenden Denkmals gedankenvoll verband, verriet, aus wie altem Geschlecht dieser Herr von Strecker war und daß seine verwandtschaftlichen Beziehungen bis an Fürstenhöfe reichten.

Als Mutter sollte man glauben, daß sich Matthias in seinem ausgesprochenen Schönheitssinn ganz von selbst in eine solche exquisite Familie gezogen fühlen würde. Noch mehr, wenn ihn das Schicksal deutlich darauf hinzuweisen schien. Seine Befangenheit beim Sonntagnachmittag war einem Mutterauge nicht entgangen.

Wenn der herzensgute Junge nur mehr Sinn für die Wirklichkeit hätte. Es war durchaus nicht sicher, daß er der jungen

Dame überhaupt schon hatte durchblicken lassen, wer er war. Das heißt, in wie naher Verwandtschaft er mit einem steinalten, unergründlichen Bergwerk stand. Sie sich in gewisser Beziehung also ebenbürtig waren.

Eine stete Gefahr aber bildete seine Schenklust. Erste Gefühle sind zart. Er aber war imstande, einem jungen Mädchen mit der längsten Ahnenreihe eine Schachtel voll Mistkäfer zu schicken. Nur weil er das Treiben dieser, für die gute Gesellschaft überhaupt nicht existierenden Insektenart fabelhaft belehrend fand, oder auf ihren verkümmerten Flügeln den Perlmutterglanz verlorener Zeiten hängen zu sehen glaubte.

Frau Helene erinnerte sich jetzt, nach vielen Jahren, wieder einmal mit Unbehagen, wie Matthias seiner ersten Liebe, einer kleinen, umschwärmten Bankierstochter, die gerade aus dem Pensionat zurückgekommen war, einen Schafskopf geschickt hatte. Perlmutteraugen und Elfenbeinzähne hatten den wohlpräparierten Schädel geziert. Matthias hatte gefunden, daß er das treue Abbild einer Zauberformel aus „Tausendundeiner Nacht" gewesen.

Der Herr Bankier hatte das Geschenk eigenhändig zurückgeschickt und nach untröstlichen drei Wochen hatte sich das junge Mädchen mit einem Vetter verlobt. —

Glück will zart angefaßt sein.

Frau Helene wollte die junge Malerin selber aufsuchen und sie zuvörderst mit einem künstlerischen Auftrag erfreuen.

Matthias war nun schon über die Dreißig. Noch ein paar Jahre weiter, und er gehörte zu den Junggesellen, die keine Regung des Blutes mehr dazu bringen konnte, ihr bequemes Leben mit einem anderen zu teilen. Zum Erbonkel aber war ihr der einzige Sohn zu schade.

Außerdem konnte niemand wissen, wie bald Rosa vielleicht mit Enkeln und ersten Zähnchen prahlen durfte.

Sie gönnte ihr auch dies von Herzen. Aber sie sah nicht ein, warum sie ihr in diesen Dingen hätte nachstehen sollen.

Man hatte Pflichten gegen sich selbst.

Frau Helene bestellte das Auto, um zu Fräulein von Strecker zu fahren.

Unterwegs kam sie auf den Gedanken, Tante Martine mitzunehmen. Sie hatte eine Vorliebe für Matthias und außerdem Menschenkenntnis. Schließlich war es vor der Außenwelt keine Schande, mit Gott intim zu sein.

Im Gegenteil, wenn Tante Martine die große goldene Brosche und das echte, aus irgendeiner der vielen Erbschaftsreste herstammende Spitzenfichu anlegte, glich sie den alten Stiftsdamen, die in jeder adligen Familie zu finden waren.

Als Tante Martine Helenen vor sich sah, dachte sie, daß ein Unglück geschehen sei. Weil Helene am hellen Tage mit ihr Auto fahren wollte. Und Matthias' Vater doch eine Zeitlang schon recht verfallen ausgesehen. Trotz seiner Jodmanöver. Mit denen sich leider der Lauf der Welt nicht aufhalten lassen wird. Den lenkt ein Höherer.

Als sie erfuhr, wohin die Fahrt gehen sollte, fragte sie erregt, wann der entscheidende Moment stattgefunden hatte. Und bat sofort Gottes Segen auf das junge Paar.

Helene unterbrach sie hastig. Sie war abergläubisch. Erst am Abend weiß man, was der Tag gebracht hat.

„Dein Sinn ist immer so auf das Reelle gerichtet," unterbrach sie die Betende scharf.

Und erklärte, daß ihr Besuch nur aus reinem Kunstinteresse geschehe. Sie wollte diesem jungen Mädchen aus erstklassiger Familie einen Auftrag zukommen lassen.

Trotzdem könne Tante Martine die goldene Brosche und das würdige, kleidsame Spitzenfichu anlegen.

Martine ging daran, sich zu putzen. Sie dachte, daß alle Annehmlichkeiten, die aus der Familie kamen, ihr Unangenehmes hatten...

Toni von Strecker empfing ihren Besuch mit der ruhigen Höflichkeit, mit der man unbekannte ältere und alte Damen begrüßt, die in die beste Arbeitszeit eine Unterbrechung reißen.

Zudem war sie nicht fröhlich. Selbstvorwürfe peinigten sie. Sie schalt sich oberflächlich und ohne Herzenstakt. Wo war ihre Selbsterziehung geblieben, als sie einem vom Leben Getretenen, wie Dr. Senf, plötzlich den Segen des Geldes, das in rechte Hände fiel, zu preisen begonnen. Nur weil sie der klare Glanz der aufziehenden Sterne über dumpfen, stumpfen Sonntagslärm mit Schmerz und Mitleid gequält. Anstatt zu bedenken, daß jede Bewegung dieses vornehmen Mannes verriet, daß ihm bis vor kurzem jede Plumpheit des Geldmangels unbekannt gewesen sein muß. Nun hatte sie ihn verscheucht. Und schämte sich.

Frau Helene und Tante Martine prüften scharf das strenge Gesicht des jungen Mädchens. Sie vermißten mit Bedauern das selbstverständliche Lächeln der Wohlerzogenheit.

„Sind Sie nicht wohl, mein liebes Fräulein?" fragte Tante Martine, nicht ohne Betonung.

Fräulein von Strecker antwortete nur mit einem erstaunten Blick und legte der anderen Dame die Entwürfe der Teppichmuster vor, die diese zu sehen gewünscht.

Frau Helene beeilte sich, Tante Martines unangebrachte Frage vergessen zu machen.

Sie sagte, daß sie eine große Verehrerin von Fräulein von

Streckers geschmackvoller Kunst sei. Und auch heute morgen das Bild ihres Herrn Onkels in der Zeitung bewundert habe.

Fräulein von Strecker dankte mit einem Neigen ihres Kopfes. Der übrigens, wie Frau Helene feststellte, etwas sehr Feines, Gemmenhaftes hatte. Dann sagte sie, daß sie mehr Wert darauf lege, als Einzelwesen, statt als Familienmitglied zu gelten.

Tante Martine und Frau Helene warfen sich einen Blick zu.

„Das hätte auch Matthias sagen können," entfuhr es Helene.

Bei dem Wort Matthias sah Fräulein von Strecker hoch.

Frau Helene gab sich lächelnd als die Mutter des Herrn Dr. Senf zu erkennen. Und deutete auch an, daß draußen ihr eigenes Automobil wartete.

Wobei es ihr, wie Tante Martine vorkam, als beschliche das herbe, abweisende Mädchengesicht eine Röte.

Man kann in einem Augenblick sehr viel denken.

Toni streifte mit bösem Blick Schmuck und Kleidung dieser eleganten Frau Mama. Der Richterin des Dr. Senf. Die ihrem verstoßenen Sohn auch jetzt noch auf allen Wegen, im eigenen Automobil, nachzuspüren schien. Vielleicht war sein ganzes Verbrechen gewesen, daß er einer dieser Erbtanten nicht die Hand küssen wollte. Toni von Strecker würde es ihm verzeihen, wenn er sich aus diesen scheinheiligen Familienraritäten eine auf Nadeln gespießte Schmetterlingssammlung angelegt hätte.

Mit heftigen Bewegungen warf sie die einzelnen Zeichenblätter über den Tisch.

„Reizend," sagte Frau Helene und hielt einen Zeichenentwurf bewundernd von sich ab.

„Bitte, anders herum, gnädige Frau," sagte die Malerin ruhig.

Frau Helene drehte das Blatt herum und sagte, daß sich das Fräulein wohl sehr gut mit ihrem Sohne verstehe.

Fräulein von Strecker antwortete, daß sie nicht wisse, wie sie die Frage der gnädigen Frau auffassen solle. Bildung sei doch das Kunststück, miteinander freundlich sein zu können, ohne vertraulich zu werden.

„Sehr geistreich bemerkt," sagte Frau Helene. Aber ihr Blick traf sich, über die Blätter hinweg, mit Tante Martines.

Diese junge Dame schien ein angenehmes Temperament zu haben. Kein Wort des Entgegenkommens. In der Senfschen Familie empfing man die Verwandten seiner Freunde, wie die Freunde selber. Also liebenswürdig. Auch wenn sie im ungelegensten Augenblick kamen und man sie am liebsten auf den Großen und Stillen Ozean gewünscht hätte. Das nannte man bei Senfs Bildung.

Frau Helene sah ein, daß es aus einer Hochzeit, wo allein das Ordengeglitzer der Brautverwandtschaft den Saal hätte erhellen können, nichts werden würde.

Und sie fühlte, daß sie als gute Mutter sogar verpflichtet wäre, selbst auf den leisesten Gedanken daran zu verzichten. Wie mußte ein Mädchen erst auftreten, wenn man unter sich, in den eigenen, verschwiegenen, vier Wänden wäre, wenn sie sich derartig vor Besuch benahm. Es war doch gut, die Menschen zu prüfen, ohne daß sie es ahnten.

Frau Helene stand auf. Ohne eine Bestellung gemacht zu haben. Sie war nicht rasch von Entschluß und wollte die Liebenswürdigkeit der jungen Künstlerin nicht länger in Anspruch nehmen. —

„Gott schütze mich!" sagte Tante Martine, als sie die Treppe heruntersstiegen.

Frau Helene antwortete, daß man wieder einen Beweis gewonnen, daß auch die beste Erziehung nichts gegen Charakteranlage auszurichten vermag.

Sie war verstimmt. An jedem Zeitungskiosk, an dem sie vorüberfuhren, prangte das Bild mit dem ordensgeschmückten Onkel dieses unfreundlichen Fräuleins.

Tante Martine wäre gern noch einmal den Kurfürstendamm oder die Tiergartenstraße entlang gefahren, aber Helene bedauerte, nicht mehr die Kraft dazu zu haben. Sie setzte Tante Martine vor ihrem Wohnhaus ab und fuhr nach Hause.

Unerwartet saß Matthias im Salon.

Sein verdrießlicher Gesichtsausdruck erinnerte an Fräulein von Strecker.

Mit einem verschämten Lächeln ging er auf die Mutter zu.

Wenn sie doch einmal nicht fragen wollte, warum er sich ohne Anmeldung im Elternhaus eingefunden. Er wußte selbst nicht, was ihn eigentlich hergetrieben. Aber warum hatte man eine Mutter?

„Nanu, begibt sich ein Wunder?" rief Frau Helene und fragte, ob Matthias Tokayer, Malaga oder sonst eine kleine Erfrischung wünschte.

Dann bemerkte sie mit Ärger, daß das Zimmermädchen die große Meißner Gruppe dicht an den Rand des Konsols geschoben. Sie klingelte heftig und erklärte dem herbeigeeilten Mädchen, daß nur das kleinste Erdbeben zu kommen brauche und die Kostbarkeit läge in Scherben.

Matthias hatte für die angebotenen Erquickungen gedankt.

Frau Helene ließ für sich selbst ein Gläschen Ungarwein bringen.

Nachdem sie sich mit einem Schluck gestärkt, erzählte sie, woher sie komme.

„Ja," sagte sie, „deine Mutter hatte immer Kunstinteresse, mein Junge. Wenn du es auch ignorierst."

Und sie verhehlte nicht, daß die Arbeiten dieser jungen Malerin leider gar keinen Eindruck auf sie gemacht hätten.

Daß sie sich ein Mädchen aus so hervorragender Familie überhaupt anders vorgestellt habe. Sie begreife gern, daß man dieses Mädchen höchstens mit den Augen des Freundes betrachten könne. Sie hatte nichts von den Reizen, die einen Mann bewegen konnten, ein Weib auf ewig an seine Seite zu rufen. Trotzdem erst heute wieder ein Onkel von ihr im illustrierten Blatt abgebildet war.

Matthias lächelte müde. Er sagte, daß er sich darüber keine Kopfschmerzen mache. Er werde, nach aller menschlichen Voraussetzung, überhaupt nicht heiraten. Er eigne sich nicht dazu.

Frau Helene nahm ihr Batisttuch in die Hand und sagte, daß es der einfachsten Frau aus dem Volke vergönnt sei, Enkelkinder zu wiegen.

Aber Matthias' Gedanken schienen schon wieder ganz wo anders zu sein.

Ohne ein Wort der Entschuldigung war er gegangen.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Frau Helene hatte recht.

Die jungen Mädchen aus guter Familie sind manchmal anders, als man sie haben möchte. Die Familie Senf selber sollte ein Beispiel dafür liefern.

Mitten in die Börsenzeit hinein hatte Herr Eduard Senf ein Telegramm von seiner Gattin erhalten. Daraus erfuhr er, daß Rosa eine Stunde später von der Bahn geholt zu werden wünschte. Von Betty stand kein Wort darin.

Herr Eduard hätte beinahe zu spekulieren begonnen. Englische Shares, unbekannte, angepriesene Aktien gekauft. Aus Zerstreuung. Nur um diese endlose Stunde des Wartens zu zerfetzen.

Endlich fuhr der Zug in den Bahnhof ein. Eine schwarze Schlange, im Mittelpunkt die erste Wagenklasse.

Frau Rosa wankte heraus. Wenn Herr Eduard sie nicht selber in seine Arme geschlossen, hätte er glauben können, daß sie Witwe geworden.

„Ich bin tot," waren ihre ersten Worte.

Eduard erinnerte sie sanft daran, daß es aussähe, als wenn sie, glücklicherweise, noch lebe.

„Möglich, daß es so aussieht," antwortete Rosa gereizt. „Du weißt eben nicht, was ich durchgemacht habe."

Herr Senf fragte nach Betty.

„Fort," rief Frau Rosa. Und jetzt bemerkte Herr Eduard in ihrem Handschuh ein zerknittertes Briefblatt mit Bettys Schriftzügen.

„Allein?" fragte er rasch.

„Natürlich nicht," rief Frau Rosa heftig.

„Also mit dem Baron?"

Herr Eduard zog blitzschnell die Bilanz, daß ein Kavalier aus solcher Familie leicht zur Satisfaktion durch Heirat zu zwingen sein werde.

Und bat Rosa, sich auf jeden Fall zu fassen, bis sie im Auto sein würden.

Kaum daß sie den Wagen erreicht und die Tür hinter ihnen

zugeschlagen war, sagte Rosa, daß Betty natürlich mit dem liebenswürdigen Schauspieler fort sei.

Der Baron hätte derartiges nie getan. Er hatte sich außerdem auch öffentlich verlobt. Mit einer Jugendgespielin. Man könnte beinahe glauben, daß er Betty nur geschmeichelt habe, um die Gefühle der anderen auf die Probe zu stellen. Gewisses ließe sich nicht sagen. Hatte sie doch nicht einmal die Empfindungen der eigenen Tochter durchschauen können. Die jungen Leute von heute waren unberechenbar.

Ein Strom von Tränen endigte hier den Bericht.

Herr Eduard hatte nicht den Mut, seiner Lebensgefährtin Vorwürfe zu machen. Er sah in das übermüdete, vergrämte Gesicht und hatte mit ihr das gleiche Mitleid, wie mit sich selbst.

Frau Rosa mußte sich sofort niederlegen.

Ihr Gatte fuhr ins Bureau. Nicht ohne vorher versprochen zu haben, alles wieder in Ordnung zu bringen.

Das wichtigste war, daß das Vorgefallene nicht in die Familie drang.

Hochzeiten waren allerdings Familienangelegenheiten. Wie sie zustande kamen, war Privatsache...

Telegramme verbinden schnell.

Noch vor Mitternacht war Betty im Elternhaus. In wenigen Tagen würde der Schauspieler Rittergutsbesitzer sein. Am nächsten Sonntag, spätestens dem zweitfolgenden, würde man die Verlobungskarten versenden.

Frau Rosa weinte Freudentränen. Obwohl sie noch bettlägerig war.

Betty machte Gedichte und schickte Blumen.

Herr Eduard war gefaßt.

Glück kommt am häufigsten auf Umwegen...

Matthias bedachte das nicht. Sonst wäre er vielleicht nicht geradewegs vom Elternhaus zu Fräulein von Strecker gegangen. Aber er tat es. Selbst auf die Gefahr hin, aufdringlich zu erscheinen oder einen willkommeneren Gast aufzustören. Denn er wurde von der Besorgnis getrieben, daß seine Mutter heute das feinfühlige Mädchen verletzt haben könnte. Woher sonst dieses abfällige Urteil?

Zu seiner Freude empfing ihn Toni ohne jedes Zeichen des Beleidigtseins. Sie schien sogar durch irgend etwas in freudige Erregung versetzt.

Er setzte sich in den Sessel neben die Madonna. Beinahe hätte er gesagt, daß er immer hier sitzen möge. Aber er hielt diese Aufdringlichkeit zurück. Fräulein von Streckers heiterer Blick sagte deutlich genug, daß man seine Abwesenheit hier nicht vermißt hatte.

Fräulein von Strecker arbeitete weiter. Sie mochte die Hände nicht still halten.

Auch ihre Blicke waren unruhig. Sie fand, daß Matthias müde aussähe. Wie wenn er den ganzen Vormittag vergeblich versucht hätte, einen geeigneten Platz für sich zu finden.

Plötzlich begriff sie. Wo hatte sie den Verstand gehabt? Er litt natürlich Hunger. Schmerzvolles Grauen glitt über ihre Haut. Wer weiß, wann er zuletzt gegessen haben mochte? Wo sollte der Stellungslose Geld herhaben? Ein Mensch wie dieser entbehrte lieber bis zum äußersten, als irgend jemanden seiner Bekannten um Hilfe zu bitten. Oder gar die juwelengeschmückte Frau Mama.

In größter Eile bereitete sie einige Brötchen.

„Ich bitte Sie von Herzen, verstellen Sie sich nicht mehr vor mir. Ich weiß alles. Ich fühle es," sagte sie in tiefster Innigkeit.

Und sie balancierte erregt lachend den Teller vor Matthias.

Matthias fragte heftig, was der Spott solle. Von seinen Gefühlen könne sie nichts wissen, denn er habe keine.

„Es ist ja so menschlich," stieß Toni hervor. Und plötzlich schluchzte sie laut auf.

Matthias erklärte, daß er für jede Art Mitleid danke.

Toni aber sagte weinend, daß es viel weniger Schande sei, satt zu sein, als hungrig. Und dann verhehlte sie nicht mehr, daß sie heute seine Mutter gesprochen. Und daß es ein Verbrechen sei, einen solchen Sohn dem Elend preiszugeben. —

Unsere guten Eigenschaften sind uns oft am hinderlichsten.

Tonis großes Mitgefühl ließ sie zuerst gar nicht verstehen, was ihr Matthias alles zurief. Jubelnd, wie sie nie geglaubt hätte, daß die Stimme dieses Unglücklichen klingen konnte.

Vieles hatte sie zu fragen. Matthias gab Antwort.

Nur als sie wissen wollte, warum denn aber ein Mann wie er am Käselager gestanden, bat er sie, ihr dies erst in fünfundzwanzig Jahren erklären zu dürfen.

Sie meinte, daß sie sich dann wohl kaum noch kennen würden.

Er hoffte es. Er machte sie darauf aufmerksam, daß er ein überaus gutmütiger Mensch sei. Sie habe ihm so offen vertraut, daß sie sich möglichst viel Geld wünsche...

Toni wollte ihn unterbrechen.

Aber er erklärte weiter, daß er ihren Wunsch nicht nur berechtigt und angemessen fände, sondern, soweit es in seinen bescheidenen Kräften stände, ihn zu erfüllen suchen werde.

Toni rief heftig, daß sie nichts geschenkt nähme.

Er antwortete, daß er auch eine schwere, mühselige und hoffentlich langwierige Bedingung daran knüpfe...

Außerdem konnte niemand wissen, wie bald Rosa vielleicht mit Enkeln und ersten Zähnchen prahlen durfte.

Sie gönnte ihr auch dies von Herzen. Aber sie sah nicht ein, warum sie ihr in diesen Dingen hätte nachstehen sollen.

Man hatte Pflichten gegen sich selbst.

Frau Helene bestellte das Auto, um zu Fräulein von Strecker zu fahren.

Unterwegs kam sie auf den Gedanken, Tante Martine mitzunehmen. Sie hatte eine Vorliebe für Matthias und außerdem Menschenkenntnis. Schließlich war es vor der Außenwelt keine Schande, mit Gott intim zu sein.

Im Gegenteil, wenn Tante Martine die große goldene Brosche und das echte, aus irgendeiner der vielen Erbschaftsreste herstammende Spitzenfichu anlegte, glich sie den alten Stiftsdamen, die in jeder adligen Familie zu finden waren.

Als Tante Martine Helenen vor sich sah, dachte sie, daß ein Unglück geschehen sei. Weil Helene am hellen Tage mit ihr Auto fahren wollte. Und Matthias' Vater doch eine Zeitlang schon recht verfallen ausgesehen. Trotz seiner Jodmanöver. Mit denen sich leider der Lauf der Welt nicht aufhalten lassen wird. Den lenkt ein Höherer.

Als sie erfuhr, wohin die Fahrt gehen sollte, fragte sie erregt, wann der entscheidende Moment stattgefunden hatte. Und bat sofort Gottes Segen auf das junge Paar.

Helene unterbrach sie hastig. Sie war abergläubisch. Erst am Abend weiß man, was der Tag gebracht hat.

„Dein Sinn ist immer so auf das Reelle gerichtet," unterbrach sie die Betende scharf.

Und erklärte, daß ihr Besuch nur aus reinem Kunstinteresse geschehe. Sie wollte diesem jungen Mädchen aus erstklassiger Familie einen Auftrag zukommen lassen.

Trotzdem könne Tante Martine die goldene Brosche und das würdige, kleidsame Spitzenfichu anlegen.

Martine ging daran, sich zu putzen. Sie dachte, daß alle Annehmlichkeiten, die aus der Familie kamen, ihr Unangenehmes hatten ...

Toni von Strecker empfing ihren Besuch mit der ruhigen Höflichkeit, mit der man unbekannte ältere und alte Damen begrüßt, die in die beste Arbeitszeit eine Unterbrechung reißen.

Zudem war sie nicht fröhlich. Selbstvorwürfe peinigten sie. Sie schalt sich oberflächlich und ohne Herzenstakt. Wo war ihre Selbsterziehung geblieben, als sie einem vom Leben Getretenen, wie Dr. Senf, plötzlich den Segen des Geldes, das in rechte Hände fiel, zu preisen begonnen. Nur weil sie der klare Glanz der aufziehenden Sterne über dumpfen, stumpfen Sonntagslärm mit Schmerz und Mitleid gequält. Anstatt zu bedenken, daß jede Bewegung dieses vornehmen Mannes verriet, daß ihm bis vor kurzem jede Plumpheit des Geldmangels unbekannt gewesen sein muß. Nun hatte sie ihn verscheucht. Und schämte sich.

Frau Helene und Tante Martine prüften scharf das strenge Gesicht des jungen Mädchens. Sie vermißten mit Bedauern das selbstverständliche Lächeln der Wohlerzogenheit.

„Sind Sie nicht wohl, mein liebes Fräulein?" fragte Tante Martine, nicht ohne Betonung.

Fräulein von Strecker antwortete nur mit einem erstaunten Blick und legte der anderen Dame die Entwürfe der Teppichmuster vor, die diese zu sehen gewünscht.

Frau Helene beeilte sich, Tante Martines unangebrachte Frage vergessen zu machen.

Sie sagte, daß sie eine große Verehrerin von Fräulein von

Streckers geschmackvoller Kunst sei. Und auch heute morgen das Bild ihres Herrn Onkels in der Zeitung bewundert habe.

Fräulein von Strecker dankte mit einem Neigen ihres Kopfes. Der übrigens, wie Frau Helene feststellte, etwas sehr Feines, Gemmenhaftes hatte. Dann sagte sie, daß sie mehr Wert darauf lege, als Einzelwesen, statt als Familienmitglied zu gelten.

Tante Martine und Frau Helene warfen sich einen Blick zu.

„Das hätte auch Matthias sagen können," entfuhr es Helene.

Bei dem Wort Matthias sah Fräulein von Strecker hoch.

Frau Helene gab sich lächelnd als die Mutter des Herrn Dr. Senf zu erkennen. Und deutete auch an, daß draußen ihr eigenes Automobil wartete.

Wobei es ihr, wie Tante Martine vorkam, als beschliche das herbe, abweisende Mädchengesicht eine Röte.

Man kann in einem Augenblick sehr viel denken.

Toni streifte mit bösem Blick Schmuck und Kleidung dieser eleganten Frau Mama. Der Richterin des Dr. Senf. Die ihrem verstoßenen Sohn auch jetzt noch auf allen Wegen, im eigenen Automobil, nachzuspüren schien. Vielleicht war sein ganzes Verbrechen gewesen, daß er einer dieser Erbtanten nicht die Hand küssen wollte. Toni von Strecker würde es ihm verzeihen, wenn er sich aus diesen scheinheiligen Familienraritäten eine auf Nadeln gespießte Schmetterlingssammlung angelegt hätte.

Mit heftigen Bewegungen warf sie die einzelnen Zeichenblätter über den Tisch.

„Reizend," sagte Frau Helene und hielt einen Zeichenentwurf bewundernd von sich ab.

„Bitte, anders herum, gnädige Frau," sagte die Malerin ruhig.

Frau Helene drehte das Blatt herum und sagte, daß sich das Fräulein wohl sehr gut mit ihrem Sohne verstehe.

Fräulein von Strecker antwortete, daß sie nicht wisse, wie sie die Frage der gnädigen Frau auffassen solle. Bildung sei doch das Kunststück, miteinander freundlich sein zu können, ohne vertraulich zu werden.

„Sehr geistreich bemerkt," sagte Frau Helene. Aber ihr Blick traf sich, über die Blätter hinweg, mit Tante Martines.

Diese junge Dame schien ein angenehmes Temperament zu haben. Kein Wort des Entgegenkommens. In der Senfschen Familie empfing man die Verwandten seiner Freunde, wie die Freunde selber. Also liebenswürdig. Auch wenn sie im ungelegensten Augenblick kamen und man sie am liebsten auf den Großen und Stillen Ozean gewünscht hätte. Das nannte man bei Senfs Bildung.

Frau Helene sah ein, daß es aus einer Hochzeit, wo allein das Ordengeglitzer der Brautverwandtschaft den Saal hätte erhellen können, nichts werden würde.

Und sie fühlte, daß sie als gute Mutter sogar verpflichtet wäre, selbst auf den leisesten Gedanken daran zu verzichten. Wie mußte ein Mädchen erst auftreten, wenn man unter sich, in den eigenen, verschwiegenen, vier Wänden wäre, wenn sie sich derartig vor Besuch benahm. Es war doch gut, die Menschen zu prüfen, ohne daß sie es ahnten.

Frau Helene stand auf. Ohne eine Bestellung gemacht zu haben. Sie war nicht rasch von Entschluß und wollte die Liebenswürdigkeit der jungen Künstlerin nicht länger in Anspruch nehmen. —

Von Alice Berend erschien im Verlage von
Albert Langen, München

Die zu Kittelsrode

Roman. 30. Auflage.

Geheftet 5 M., gebunden 7 M.

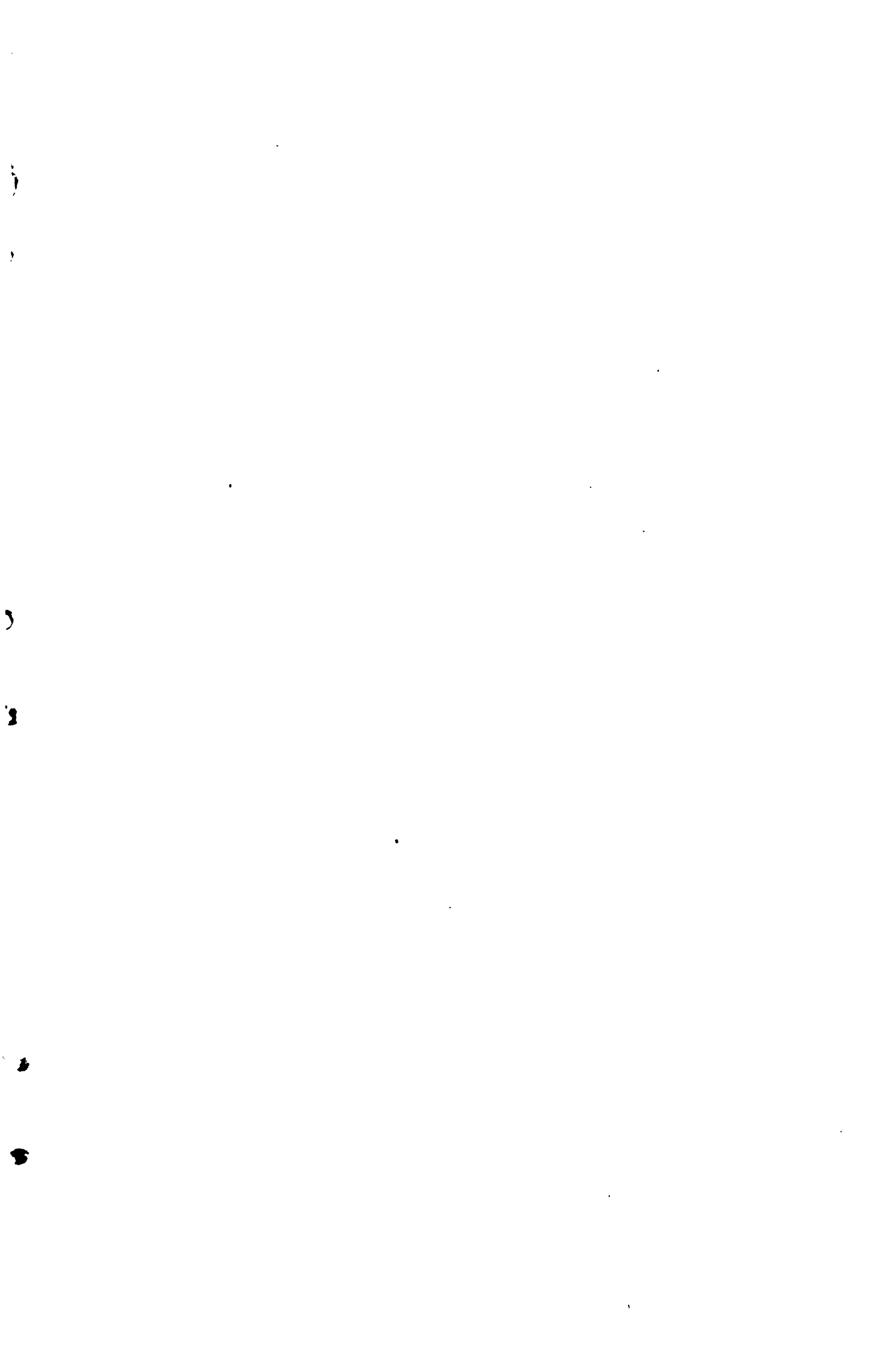
Die Post, Berlin: Vor allem der frische Ton! Etwas wie Frühlingsluft aus dem Herzen. Seelenspiele. Ein leichter Bogenstrich über ein helles Instrument. Töne in warmen herzlichen Farben . . Daß Alice Berend Begabung besitzt, zeigten schon frühere Werke. Nun kommt der Beweis des formalen Bewältigens. Sie überherrscht das Wort und die Bilder. Sie baut sie mit Fleiß und tiefgreifender Arbeit auf. Geistige Konzentration ist zu vermerken Aber ihr gelingt dabei doch die Abfeilung zur gerundeten Form Die Schwierigkeit des Aufbaues, die Mühe der Charakterisierung wird überglättet. So ergibt sich eine wohlgefällige, anmutige Geschlossenheit. Sie wird belebt durch ein frisches Temperament, das alle Szenen übergoldet. Die Charaktere sind aus dem Leben geschnitten ... Es ist ein Werk, wie wir viele wünsch·en Ein vollendeter Roman mit Zeitwollen und auf dem Wege zu einem neuen Zeitstil Ein Edelstein in der Bücherreihe der letzten Zeit.

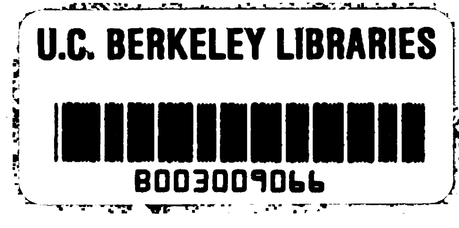
Berliner Börsenzeitung: Das ist nur eine Silhouette des Romans. Man würde ihm alle Farbe nehmen, wollte man auf Einzelheiten eingehen. Denn hier wird ein ganzes Dorf dargestellt und die Sommergäste dazu, Mädchenlachen, Bauerngebrumm, Liebesseufzer, Gezänk von Eheleuten, die höflichen Worte des Hotelbesitzers — was durchflattert alles das einstmals stille Kittelsrode. Und wie sie alle vor uns hingestellt werden: mit ein paar Worten die Figur, mit ein paar Bemerkungen der Charakter. Alles von kräftiger Einfachheit wie die Bilder moderner Schweizer Maler ...

Schwäbischer Merkur, Stuttgart: Der gesunde und erquickende Humor dieser Dichterin, der seine Wurzel in einer bei aller geistigen Überlegenheit fast zärtlichen Liebe zu ihrem Stoff hat, ist in dieser Zeit besonders schätzbar ... Sie beweist dieser bunten Stoffülle gegenüber eine frohe Lust zu fabulieren und eine bereits zu einem ganz persönlichen Stil geprägte Gestaltungsgabe; sie verbindet damit den auch in den einzelnen Bildern und Wendungen ihrer Sprache so schlagenden Humor und erhebt alles durch das überall durchzufühlende liebevolle Verstehen.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einbände von E. A. Enders in Leipzig






U.C. BERKELEY LIBRARIES
B003009066

